NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

BULLETIN

DE LA SOCIÉTÉ NÉOPHILOLOGIQUE DE HELSINKI

LVII – 1956

HERAUSGEBER

ARTHUR LÅNGFORS

Professor em. der romanischen Philologie

PEKKA KATARA

Professor em. der deutschen Philologie

SHL
WITHDRAWN

NEUPHILOLOGISCHER VEREIN IN HELSINKI
FINNLAND

INHALTSVERZEICHNIS

Aufsätze

Seite

Aalto, Pentti, & Mustanoja, Tauno F., Notes on Some Medieval Latin Words 273
Donovan, Mortimer J., Sir Thopas, 772—774 237
Durham, Philip, James M. Cain's Struggle with Style 133
Enkvist, Nils Erik, Henry James and Julio Reuter: Two Notes 318
Erämetsä, Erik, Der sprachliche Einfluss Richardsons auf Goethes Werther 118
—»— Über die Ländernamen auf *-îe* und *-ien* im Kontinentalgermanischen 224
Evans, Robert O., Spenser's Role in the Controversy over Quantitative Verse 246
Frankis, P. J., The Erotic Dream in Medieval English Lyrics 228
Hakamies, Reino, Deux addenda au vocabulaire de Gautier de Coinci: *ne bu ne ba — haistaus* 220
Huovinen, Lauri, Der Einfluss des theologischen Denkens der Renaissancezeit auf Machiavelli: Mandragola, die Scholastiker und Savonarola 1
Jones, Claude E., »The English Boccaccio» 51
Koskimies, Rafael, Novelists' Thoughts about Their Art 148
Lewent, Kurt, On Some Old Provençal Words 193
Lewy, Ernst, Einzelheiten: an Emil Öhmann zum 60. Geburtstage 13
—»— Zu den irisch-englischen Beziehungen 315
Miner, Ward L., Faulkner and Christ's Crucifixion 260
Mustanoja, Tauno F., »Chalking» Furs 126
—»— s. *Aalto, Pentti.*
Nurmela, Tauno, Sur la date de rédaction du second livre des Miracles de Gautier de Coinci 97
Öhmann, Emil, Zum sprachlichen Einfluss Italiens auf Deutschland, XV: Nachlese 103
Räsänen, Martti, Slavische Homonyme *kosa* 51
Reed, Victor B., Troilus and Cressida, IV. ii.56: *What Should He Doe Here? — Who, Nay Then* 128
Spitzer, Leo, Mhd. *ein* in auffälliger Verwendung (mit romanischen Parallelen): Ernst Gamillscheg zum 70. Geburtstag 285
—»— *Runaways Eyes* and *Children's Eyes* Again 257

Seite

Tramer, Friedrich, Auf den Spuren August und Frida Strindbergs 30
—»— August Strindberg in Brno (Brünn) 27
—»— Das Urbild für Henrik Ibsens Dr. Stockmann (»Ein Volksfeind») 20

Besprechungen

Aramon i Serra, R., Les edicions de textos catalans medievals (*Veikko Väänänen*) 77
Bechara, Evanildo, Estudos sôbre os meios de expressão do pensamento concessivo em português (*Veikko Väänänen*) 324
Brook, G. L., An Introduction to Old English (*Tauno F. Mustanoja*) 269
Fristedt, Sven L., The Wycliffe Bible, Part I (*S. B. Liljegren*) 84
Hatcher, Anna Granville, Modern English Word-Formation and Neo-Latin (*Tauno Nurmela*) 60
Katara, Pekka, s. *Stipa, Günter.*
Kazania gnieźnieńskie, éd. par *Stefan Vrtel-Wierczyński* (*V. Kiparsky*) 179
Küpper, Heinz, Wörterbuch der deutschen Umgangssprache (*Carl-August von Willebrand*) 81
Lehnert, Martin, Poetry and Prose of the Anglo-Saxons (*Tauno F. Mustanoja*) 269
—»— Sprachform und Sprachfunktion im »Orrmulum» (*Tauno F. Mustanoja*) 82
Lombard, Alf, Le verbe roumain (*V. Kiparsky*) 168
Lynch, James J., Box, Pit, and Gallery (*Cecil Price*) 160
Maçãs, D., Os animais na linguagem portuguêsa (*Wilhelm Giese*) 326
Marouzeau, J., Notre langue: enquêtes et récréations philologiques (*Alf Lombard*) 73
Maurer, Karl, Interpretationen zur späteren Lyrik Paul Valérys (*Veikko Väänänen*) 160
Pätsch, Gertrud, Grundfragen der Sprachtheorie (*V. Kiparsky*) 176
Popović, Ivan, Histoire de la langue serbo-croate (*V. Kiparsky*) 177
Rankka, Erik, Deux miracles de Gautier de Coinci (*Tauno Nurmela*) 68
Rooth, Erik, Huvuddragen av det tyska språkets historia (*Gunvor Krogerus*) 78

Seite

Rosenfeld, Hellmut, Der mittelalterliche Totentanz: Entstehung, Entwicklung, Bedeutung (*Tauno F. Mustanoja*) 162

Stipa, Günter, & Katara, Pekka, Saksankielen ääntäminen ja intonaatio (*Irja Maliniemi*) 163

Vrtel-Wierczyński, Stefan, s. Kazania gnieźnieńskie.

Willebrand, Carl-August von, Lebendes Deutsch (*Dietrich Assmann*) 167

Wis, Marjatta, Ricerche sopra gli italianismi nella lingua tedesca dalla metà del secolo XIV alla fine del secolo XVI (*Emil Öhmann*) 53

Eingesandte Literatur 87, 181, 270, 329

Mitteilungen 189, 335

Suomalaisen Kirjallisuuden Kirjapaino Oy Helsinki 1956

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

HERAUSGEGEBEN VOM NEUPHILOLOGISCHEN VEREIN IN HELSINKI

Redaktion

A. LÅNGFORS
Professor em. der romanischen Philologie

P. KATARA
Professor em. der deutschen Philologie

Jährlich acht Nummern. Jahrespreis $ 3.00 oder (nur für Finnland) Fmk. 300. Die Mitglieder des Vereins erhalten die Zeitschrift unentgeltlich. — Beiträge, sowie Bücher und Zeitschriften bittet man an Prof. *A. Långfors* (Rahapajankatu 3 B), den Abonnementsbetrag und die Bestellungen früherer Jahrgänge an die *Akademische Buchhandlung* (Keskuskatu 2, Helsinki) und Mitgliedsbeiträge an den Schriftführer des Vereins, Mag. phil. *Åke Furuhjelm* (Johanneksentie 4), einzusenden.

Redaktionssekretär Dozent TAUNO F. MUSTANOJA (Annankatu 27 A)

LVII. JAHRGANG 1956

DER EINFLUSS DES THEOLOGISCHEN DENKENS DER RENAISSANCEZEIT AUF MACHIAVELLI

Mandragola, die Scholastiker und Savonarola

In der Machiavelliforschung hat man oftmals die Frage gestellt, in welchem Mass insbesondere das theologische und kirchliche Denken von Machiavellis Zeitalter seine schriftstellerische Produktion beeinflusst hat. Ob es einen derartigen Einfluss gegeben hat und von welcher Art dieser gewesen ist, das klarzustellen wäre deshalb wichtig, weil es zeigen würde, auf was für einer Grundlage Machiavelli seine Politik aufbaute.

Goffredo Quadri weist in Machiavelli ausschliesslich auf Grund ideeller Analogien Spuren der katholischen Theologie nach; direkte literarische Zitate oder sonstige Beweisstücke bringt er nicht bei.[1] Hingegen glaubt Oreste Tommasini nachweisen zu können, dass das Werk »De civitate Dei» von Augustinus in Machiavelli eine starke Aktion sowohl als auch Reaktion hervorgerufen habe.[2] Es fällt ihm leicht, das anzunehmen, weil Machiavelli seiner Meinung nach ein frommer Katholik war. Von seiner Beweisführung dürfte jedoch dasselbe zu sagen sein wie von den Analogien, die A. H. Krappe zwischen Machiavelli und der klassischen Literatur zu bemerken glaubt: sie

---

[1] Goffredo Quadri, Niccolò Machiavelli e la costruzione politica della coscienza morale. Firenze 1948. S. 12 ff.

[2] La vita e gli scritti di N. Machiavelli. Torino — Roma 1911. II, S. 1 f., 720 f.: »Il Machiavelli mostra ben d'aver sentito grande impressione dall'agostiniana Civitas Dei, tanto per l'azione, quanto per la reazione che in lui provocò.» Tommasini will in folgenden Worten von Augustinus die bekannte Lehre Machiavellis vom politischen Kreislauf erblicken: »Nasica . . . civitatem hostium maximam, fortissimam, opulentissimam nolebat auferri, ut timore libido premeretur, libidine pressa non luxuriaretur, luxuriaque cohibita ne avaritia grassaretur; quibus vitiis obseratis civitati utilis virtus floreret et cresceret, eique virtuti libertas congrua permaneret.» Hier ist jedoch Polybios' Darlegung der Ursachen von Aufstieg und Verfall der Staaten eine viel näherliegende Quelle, um so mehr, als man beweisen kann, dass Machiavelli Polybios gekannt hat. S. Eduard Meyer, Machiavellis Geschichtsauffassung und sein Begriff virtù. München 1912. S. 65 ff., 97, 104. Die gegensätzliche Gegenüberstellung einiger Gedanken von Machiavelli und der Grundsätze von Augustinus braucht nicht zu beweisen, dass gerade Augustinus diese Reaktion veranlasst hätte. Wenn Augustinus die Geschichtschreiber dessen beschuldigt, dass sie sich nicht mit der Chronologie der Bibel begnügen, oder die Philosophen dessen, dass sie die Menschen vom geraden Weg abzubringen versuchen, vermutet Tommasini, dass Machiavelli sich infolge dieser Anschuldigungen auf die Seite der Geschichtschreiber und Philosophen gestellt habe. Vgl. Tommasini, a.a.O. II, 1, S. 720 Anm. 3.

macht keinen überzeugenden Eindruck.[1] Überhaupt kann man die Methode nicht als geglückt ansehen, deren sich auch Triantafillis, Ellinger und nachher Wilhelm Dilthey bedient haben und die darin besteht, einzelne Gedanken oder Sätze Machiavellis aus ihren ideologischen Zusammenhängen herauszulösen, um den Ursprung dieser Gedanken aufzeigen zu können. Machiavelli verliert bei einer derartigen Behandlung seine Selbständigkeit und Eigenart. Auf diese Weise wird sogar die Kluft verdeckt, die verschiedene Zeitalter voneinander trennt.[2]

Trotz der bisher mageren Ergebnisse der Forschung bleibt es eine Tatsache, dass Machiavelli selbst erklärt, er habe die Moralphilosophen gelesen.[3] Wenn wir uns daran erinnern, dass bei Machiavelli die Moral noch ganz mit der Theologie zusammenhängt, müssen wir wohl schlussfolgern, dass es sich um politische Moraltraktate einiger Theologen handelt.[4] Zweifellos muss diese Lektüre in mancher Weise die Produktion Machia-

---

[1] A. H. Krappe, Quelques sources grecques de N. Machiavel. Études italiennes 6. Paris 1924.

[2] Vgl. C. Triantafillis, N. Machiavelli e gli scrittori greci. Venezia 1875; Derselbe, Nuovi studii su N. Machiavelli. Venezia 1878; Derselbe, Intorno ad alcune opinioni espresse nell'opere »N. Machiavelli e i suoi tempi« di P. Villari. Venezia 1887; G. Ellinger, Die antiken Quellen der Staatslehre Machiavellis. Tübingen 1888; Lutoslawsky, Erhaltung und Untergang der Staatsverfassungen nach Plato, Aristoteles und Machiavelli. Breslau 1888; Giuseppe Toffanin, Il Cinquecento. Milano 1941. S. 376; Derselbe, Machiavelli e il »Tacitismo« (La politica storica al tempo della controriforma). Padova 1921; Ch. Benoist, Le machiavélisme II. Machiavel. Paris 1934; Lauri Huovinen, Antiikin vaikutuksesta Niccolo Machiavellin ajatteluun (= Über den Einfluss der Antike auf das Denken von N. M.). Historiallinen Aikakauskirja 1950 Nr. 1, Helsinki 1950. S. 37 ff.

[3] Disc. III: 12. Princ. XV.

[4] Vgl. Federico Chabod, Il Rinascimento (Problemi storici e orientamenti storiografici). Como 1942. S. 33; Lauri Huovinen, Das Bild vom Menschen im politischen Denken Niccolò Machiavellis. Helsinki 1951. S. 71, 108, 146 f.

vellis beeinflusst haben. Aber diesen Einfluss muss man nicht nur durch ideologische Verbindungen oder nur durch direkte literarische Zitate nachweisen, sondern auf beide Arten gleichzeitig. Erst dann kann man wenigstens in gewissem Umfang hoffen, auf der richtigen Spur zu sein.

Von der so gewonnenen Grundlage ausgehend, versuchen wir im Folgenden, die in der Überschrift unseres Aufsatzes gestellte Frage zu beantworten.

In der Forschung hat man bisher der langen dogmatischen Beweisführung keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, die im »Mandragola» der Mönch Timoteo vorbringt, um die Gewissensskrupel Lucrezias zu zerstreuen und zu zeigen, dass die Forderungen von Nicia und seiner Mutter Sostrata berechtigt seien.[1] Nach der Meinung von Ernst Walser ist diese Beweisführung nur »spitzfindige Rederei».[2] Luigi Russo erblickt darin ein Beispiel für die Kasuistik, die im 17. und 18. Jahrhundert einen offiziellen Charakter annahm.[3] Doch erweist sich diese Beweisführung als mit sicherer Hand und grosser Geschicklichkeit angelegt, mit einer Geschicklichkeit, die man nur von einem wirklich mit seiner Aufgabe vertrauten Schriftsteller erwarten kann.

Lucrezia kann sich nicht damit einverstanden erklären, dass ihr Körper geschändet wird und dass — wie ihr gesagt worden ist — ein Mann deswegen sterben muss. Selbst wenn von ihr das ganze Menschengeschlecht geboren werden sollte, erscheint es ihr dennoch unmöglich, das an sie gestellte Ansinnen zu erfüllen.[4] Timoteo erklärt ihr darauf die Sache, wobei er zuerst Folgendes sagt:

---

[1] Tutte le opere di Niccolò Machiavelli. Firenze 1929. S. 693 ff.

[2] Ernst Walser, Gesammelte Studien zur Geistesgeschichte der Renaissance. Basel 1932. S. 182.

[3] Luigi Russo, Commedie fiorentine del '500. Firenze 1939. S. 54.

[4] Vgl. diesen Gedanken mit dem weiter unten wiedergegebenen vierten Punkt der Beweisführung von Timoteo.

»Madonna, io ve lo credo, ma io non voglio che voi diciate più così. E' sono molte cose, che discosto, paiano terribile, insopportabile, strane: e, quando tu ti appressi loro, le riescono umane, sopportabile, dimestiche; e però si dice che sono maggiori li spaventi ch' e' mali; e questa è una di quelle.»

Danach zeigt Timoteo — der also hier die Kirche vertritt —, was die Theologen zu der in Rede stehenden Frage sagen. Seine Beweisführung besteht aus vier Teilen. Der erste lautet folgendermassen:

»Voi avete, quanto alla coscienza, a pigliare questa generalità, che, dove è un bene certo e un male incerto, non si debbe mai lasciare quel bene per paura di quel male.» Die Schlussfolgerung aus diesem Grundsatz ist folgende: »Qui è un bene certo, che voi ingraviderete, acquisterete una anima a Messer Domenedio; el male incerto è che, colui che iacerà, doppo la pozione, con voi, si muoia: ma si truova anche di quelli che non muoiono. Ma perchè la cosa è dubbia, però è bene che Messer Nicia non corra quel periculo.»

Wie wir uns erinnern, ist das Grundmotiv von »Mandragola» der Wunsch Nicias, ein Kind zu bekommen. Nun behauptet Bonaventura, dass auch in die Kinder, die in der Ehe gezeugt werden, die Verderbnis hineingelegt sei, und zwar nicht durch die natürliche Vereinigung der Eltern, sondern dadurch, dass mit dieser Vereinigung die Verderbnis des Samens verbunden sei, die von der Erbsünde herrühre. Und er fügt hinzu, dass ein Ketzer behaupte, man solle auch Gutes unterlassen, weil daraus doch immer Böses folge, während nach Bonaventura ein solches Gebot nicht gilt, wenn nicht das Böse schwerer wiegt als das Gute.[1] Ebenso sagt Bonaventura dort, wo er von der Ehe spricht, man solle nicht dadurch, dass man unsicheres Böses meidet, etwas mit Sicherheit Böses tun.[2] Desgleichen äussert Thomas von Aquino bei der Besprechung der

[1] Bonaventura, Opera omnia. Ad Claras Aquas 1882. Commentaria in quatuor libros sententiarum. II, 720, 2.

[2] A.a.O. IV, 736 b.

sieben Todsünden: »Quod autem aliquis bonum fugiat propter aliquod malum conjunctum, hoc contingit dupliciter.»[1] Offensichtlich hat Machiavelli gewusst, dass die Scholastiker derartige Fragen erörtert haben. Die scholastische, literarische Form der Äusserungen von Timoteo dürfte beweisen, dass Machiavelli diese unmittelbar den Schriften irgendeines »Moralphilosophen» entnommen hat.

Der zweite Beweisgrund Timoteos ist folgender: »Quanto all'atto, che sia peccato, questo è una favola, perchè la volontà è quella che pecca, non el corpo.»

Das Ergebnis der Analyse, die der Beichtvater durchgeführt hat, lautet: »E la cagione del peccato è dispiacere al marito, e voi li compiacete; pigliarne piacere, e voi ne avete dispiacere.» Der Grundsatz Timoteos ist bei den Scholastikern ganz allgemein verbreitet, und man findet vollständige, fast wörtliche Entsprechungen zu ihm sowohl bei Bonaventura und Thomas von Aquino als auch bei Augustinus. »Die Ursache der ganzen Sünde ist der Wille.»[2] »Ad primum ergo dicendum, quod non peccatur nisi voluntate sicut prima movente.» »Ad tertium dicendum, quod membra corporis non sunt principia actuum, sed solum organa.»[3] »Peccati causam ex anima, non ex carne prodisse.»[4]

Ebenso wie mit dem zweiten Punkt der Beweisführung Timoteos verhält es sich auch mit dem dritten: alle Scholastiker betonen die Wichtigkeit des Zwecks der Handlungen. Timoteo sagt nämlich: »Oltre di questo, el fine si ha a riguardare in tutte le cose.» Vom guten Zweck konnte Lucrezia völlig überzeugt sein, denn dieser bestand ja darin, einen Sitz im Paradies zu besetzen und ihren Mann zufriedenzustellen. Die Autoritäten, auf die der Mönch sich beruft, werden vielleicht am besten

---

[1] Thomas von Aquino, Summa theologica II 1, quaest. LXXXIV, art. IV.

[2] Bonaventura, a.a.O. I, 670; IV, 22, 5.

[3] Thomas, Summa II 1, quaest. LXXIV, art. 2.

[4] Augustinus, De civitate Dei XIV: 3, 5.

durch Thomas von Aquino vertreten: »Cujus finis bonus est, ipsum quoque bonum est; et cujus finis malus est, ipsum quoque malum est.»[1] Dieser Gedanke ist ursprünglich aristotelisch.

Das vierte Glied in der siegreichen Beweiskette von Lucrezias Beichtvater ist der Bibel entnommen: »Dice la Bibbia che le figliuole di Lotto, credendosi essere rimase solo nel mondo, usorno col padre; e, perchè la loro intenzione fu buona, non peccorno.» Zwar lebten derartige »Beweisführungen» sicherlich auch in Gestalt von geflügelten Worten im Volksmund, aber es ist interessant festzustellen, dass dieser Gedanke in ungefähr gleicher Form auch bei Bonaventura anzutreffen ist: »Lots Töchter waren nicht gänzlich frei von Todsünde, aber wegen ihrer frommen Absicht sündigten sie weniger. Denn die Vermutung, auf der sie aufbauten, war leichtsinnig. Und ausserdem hätten sie, selbst wenn sie ganz sicher gewesen wären, dass das ganze Menschengeschlecht ertrunken wäre, ihren Vater um göttlichen Rat fragen sollen.»[2] Nach Bonaventuras Meinung war also die Tat der Töchter Lots in gewissem Grade vertretbar; Timoteo behandelte dank seinem weiten Gewissen die Erklärung seines Lehrmeisters frei und passte sie der Lage an. Die Betonung der guten Absicht war ohnehin an und für sich vernunftgemäss.

Wir haben in anderem Zusammenhang die Bedeutung des »Mandragola» als Komödie hervorgehoben. Aber das Stück ist nicht nur eine Komödie, sondern auch eine zynische S a t i r e. Es verdient Beachtung, dass Machiavelli die Verderbnis von Timoteo mit den Lehren der Scholastik in Zusammenhang gebracht hat. Man kann mit gutem Grund behaupten, dass Timoteo die Hauptperson der ganzen Komödie ist. Daraus aber folgt, dass zur Zielscheibe des Spottes nicht nur irgendein Mönch gemacht worden ist, sondern die Theologie der Zeit

---

[1] Summa II 1, quaest. XVIII, art. 4.

[2] A.a.O. II, S. 980. Vgl. auch II, S. 527.

überhaupt. Man hat zwar die Vermutung ausgesprochen, dass der »Mandragola» keinerlei Zweck verfolge.[1] Diese Behauptung braucht an sich nicht mit dem satirischen Charakter des Schauspiels im Widerspruch zu stehen. Wenn wir aber den »Mandragola» als Tendenzstück ansehen wollen, sollte dann nicht sein Zweck darin bestanden haben, zu zeigen, dass die Lehre der Scholastiker nicht imstande war, wirkliche Moral zu schaffen. Und wenn man sich daran erinnert, dass Machiavelli stets politische Gesichtspunkte in Betracht zieht, müsste man aus dem »Mandragola» die genauere Schlussfolgerung ziehen, dass diese Lehre auch im Staat keine wirkliche Moral zu erzeugen vermochte. Mit anderen Worten, der »Mandragola» würde dann völlig mit Machiavellis Reformforderungen übereinstimmen, mit seinen Bestrebungen, an die Stelle des Christentums seiner Zeit eine andere, ideale Religion zu setzen, für die er das Vorbild in der Antike gefunden hatte.

Die Frage, *woher Machiavelli seine Kenntnis der Scholastiker hatte,* kann man wohl so beantworten, dass er selbst die betreffenden Autoren studiert hatte. Man muss sich daran erinnern, dass er viele Jahre mit der Abfassung und Feilung des »Mandragola» zubrachte und damals u.a. die Medizin seiner Zeit erforschte: viele Stellen des Schauspiels zeugen von Kenntnis dieser Wissenschaft. Eine solche Gestalt wie Timoteo auf die Bühne zu stellen, setzte zweifellos Forschungen voraus, und zwar auch Lektüre der »Moralphilosophen». Aber wir haben hier auch Veranlassung, noch den Umstand zu beachten, dass Machiavelli in Florenz nachweislich einen hervorragenden und gelehrten Schüler des Thomas von Aquino kennengelernt hatte. Wir meinen Hieronymus Savonarola, von dem wir wissen, dass Machiavelli seine Predigten gehört hat.

Auf Savonarola fällt unser Blick schon aus dem Grunde, weil

---

[1] Zuletzt Giuseppe Toffanin, La religione degli umanisti. Bologna 1950. S. 70.

er Reformator in primis war. Wir wissen ja, dass bei Machiavelli die Reformforderungen stark hervortreten, und zwar ist für ihn das Mittel zur Erneuerung eines Staates oder einer Religion die Zurückführung derselben auf ihren Anfang: »Il modo del rinnovargli è, come è detto, ridurgli verso e'principii suoi.»[1] Diese »riduzione verso il principio» war eine Forderung ganz nach dem Sinn Savonarolas, denn auch seine kirchliche Reformtätigkeit wurde durch den Gedanken angetrieben, dass man zum Leben der Urkirche, zu ihrer Liebe und Reinheit zurückkehren solle. Man kann allerdings den Gedanken, dass im Leben der Menschheit einmal ein vollkommener Idealzustand geherrscht habe, darüber hinaus als für die Renaissance allgemein kennzeichnend betrachten. In dieser Idee können wir auch den zentralen Faktor erblicken, der Renaissance und Reformation miteinander verbindet. Aber man muss noch die Tatsache beachten, dass auch die Kritik an der Kirche bei Machiavelli und bei Savonarola sehr ähnlich war. Wie Savonarola war auch Machiavelli der Meinung, dass Italien durch das verderbliche Beispiel des päpstlichen Hofes alle Frömmigkeit und Religion eingebüsst habe. Der Kirche und den Priestern war es nach seiner Ansicht in erster Linie zuzuschreiben, dass die Italiener, wie er sagt, schlecht und gottlos geworden waren.[2] Savonarola wiederum schreibt, man erfahre es jeden Tag, dass das Volk von Florenz, wenn es keine schlechten Priester und Mönche gäbe, zur Lebensweise der ersten Christen zurückkehren und zu einem Spiegel der Frömmigkeit für die ganze Welt werden würde; somit sollte man die schlechten Kirchenmänner und Ordensbrüder nicht dulden, denn ihretwegen werde Gottes Verdammungsurteil das Volk treffen.[3] Ähnliche Äusse-

---

[1] Disc. III: 1.

[2] Disc. I: 12. Vgl. Jos. Schnitzer, Hieronymus Savonarola. Auswahl aus seinen Schriften und Predigten. Jena 1928. Einleitung, S. XVII f.

[3] Savonarola, Trattato circa il reggimento e governo della città di Firenze. Firenze 1847, II, 3.

rungen kommen in Savonarolas Predigten oft vor. Es ist sehr glaubhaft, dass Machiavelli gerade von ihm einen grossen Teil des Arsenals seiner Polemik gegen die Kirche übernommen hat. Eine der frühesten uns erhaltenen Schriften Machiavellis ist denn auch ein Brief, in dem er berichtet, was er den Mönch hatte verkündigen hören. Dieser Brief ist ein gutes Beispiel für Machiavellis Fähigkeit zu scharfem politischem Urteil und beweist zugleich, dass er der leidenschaftlichen Kritik, die der Reformator an der Kirche übte, genau zugehört hat. Nur verwandelt sich die feurige Prophetie Savonarolas in Machiavellis bizarrem Sinn in beissende Ironie. Nachdem er Savonarolas Predigt geschildert hat, sagt er: »E qui cominciò a squadernare e' libri vostri, o preti, e trattarvi in modo che non n' arrebbono mangiato e' cani.»[1]

Machiavelli nahm natürlich nicht ohne weiteres Savonarolas Ideen an. Er gibt zwar zu, dass der Mönch in seinen Schriften Gelehrsamkeit, Verstand und virtù des Geistes bewiesen hat. Aber letzten Endes rechnet er ihn doch zu derselben Menschenklasse wie die übrigen Mitglieder des geistlichen Standes. In seiner Tätigkeit hat Savonarola gezeigt, dass er von Parteigeist und Ehrgeiz erfüllt war: »l'animo suo (era) ambizioso e partigiano.»[2] In seinen »Discorsi» I: 11, wo Machiavelli mit achtungsvollen Worten von dem Reformator spricht, vergleicht er ihn sofort danach mit Numa, der nach der Meinung des Staatssekretärs vorgab, in Verbindung mit einer Gottheit zu stehen, und auf diese Weise seinen Vorschriften eine göttliche Sanktion verschaffte. Hierauf sagt er unumwunden: »Al popolo di Firenze non pare essere nè ignorante nè rozzo; nondimeno da frate Girolamo Savonarola fu persuaso che parlava con Dio. Io non voglio giudicare s' egli era vero o no, perchè d' uno tanto uomo se ne debbe parlare con riverenza: ma io dico bene, che infiniti lo credevono senza avere visto cosa nessuna stra-

[1] Machiavelli, Opere S. 876.
[2] Disc. I: 45.

ordinaria, da farlo loro credere; perchè la vita sua, la dottrina e il suggetto che prese, erano sufficienti a fargli prestare fede.»[1]

Eine ungefähr gleiche Beurteilung Savonarolas findet sich im »Decennale» I:

»Ma quel ch' a molti più non piacque
E vi fe' disunir, fu quella scuola
Sotto 'l cui segno vostra città iacque:

I' dico di quel gran Savonerola
El qual, afflato da virtù divina,
Vi tenne involti con la sua parola;

Ma perchè molti temèn la ruina
Veder de la lor patria a poco a poco
Sotto la sua profetica dottrina,

Non si trovava a riunirvi loco,
Se non cresceva o se non era spento
El suo lume divin con maggior foco.»[2]

Die Kraft, die stärker war als die göttliche Tugend (virtù) Savonarolas, als sein göttliches Licht und seine prophetische Lehre, war die politische Macht der Medici. — Auch ein paar Verse aus dem »Goldenen Esel» richten sich als Vorwurf gerade gegen Savonarola:

»Ma non sia alcun di sì poco cervello,
Che creda, se la sua casa ruina,
Che Dio la salvi senz' altro puntello;
Perchè e' morrà sotto quella ruina.»[3]

---

[1] Disc. I: 11.
[2] Machiavelli, Opere S. 803.
[3] L'asino d'oro V: 115 ff. (Opere S. 831).

Das verstand Savonarola nicht; er glaubte, auf den Knieen oder mit einem Buch in der Hand seine Macht zu retten, während er in Wirklichkeit ein Schwert gebraucht hätte!

Schon aus dem Obigen ersehen wir, dass Savonarola in hohem Mass das Interesse Machiavellis erweckte. Dieser spricht von wenigen Menschen so viel wie von ihm. Unter diesen Umständen war es natürlich, dass die Einflüsse, die Machiavelli von Savonarola empfangen hat, sich namentlich in der Behandlung der religiösen und kirchlichen Fragen zeigten. Es wäre auch nicht verwunderlich, wenn Machiavelli gerade von Savonarola die Anregung erhalten hätte, die scholastische Theologie zu erforschen. Diese musste ja auch für den Staat von Bedeutung sein. Übrigens kommen auch in den Predigten Savonarolas lange theologische Erörterungen vor: man betrachtete ihn in seinen Studienjahren als einen recht vielversprechenden Kenner der aristotelisch-thomistischen Philosophie und Theologie. Schon 1482 war er Lehrer im Kloster des Heiligen Markus in Florenz und errang in seiner Lehrtätigkeit grosse Erfolge. Überhaupt kam Savonarolas Ideenwelt aus der scholastischen Theologie und Philosophie her, die ihm zur zweiten Natur geworden war.[1]

Was insbesondere die Hauptgestalt des »Mandragola», den Mönch Timoteo, betrifft, so fällt es nicht schwer, sein Charakterbild aus Reden von Savonarola zusammenzustellen: »Wenn du das Gesicht der Gottlosen und Verstockten und besonders mancher Ordensleute ansiehst, welche sich zügellos ihren

---

[1] Man muss jedoch, wie Pasquale Villari gezeigt hat, Savonarola nicht für einen sklavischen Nachahmer des Aristoteles und des Thomas von Aquino halten. Paolo Burlamacchi, der Biograph Savonarolas, den er persönlich kannte, sagt über dessen Verhältnis zu den Kirchenlehrern: »Mirus erat veritatis amator, eo usque provectus, eius gratia, ut in his quos coleret doctoribus, si quid non placeret, ingenue fateretur.» Vgl. Pasquale Villari, The history of Girolamo Savonarola and of his times (Translated from Leonard Horner) I, S. 88 ff. und I, S. 103 Anm.

Lastern hingeben, so kommen sie dir wie Teufel vor und schlimmer als Weltleute. Und dennoch geniessen diese Ordensleute tagtäglich das hl. Sakrament.»[1] »Ihr Priester, hört meine Worte! Ihr Geistlichen, ihr Prälaten der Kirche Christi, lasset die Pfründen, welche ihr nicht mit Recht haben könnt, lasset euren Prunk, eure Schmausereien und Festmahle, welche ihr so üppig begeht! Lasset eure Kebsen und eure Lustbuben, sage ich euch, denn die Stunde der Busse hat geschlagen und es nahen die grossen Trübsale, durch welche Gott seine Kirche wiederherstellen will. Leset eure Messen mit Andacht, sonst, wenn ihr auf Gottes Willen nicht achtet, verliert ihr am Ende Pfründen und Leben.»[2] »Ihr geht hin, um die Messe ohne alle Andacht zu lesen und nur möglichst rasch fertig zu sein, jemandem zu Gefallen.»[3] Savonarola geisselt auch oft die leeren Zeremonien. Lucrezia bricht, nachdem sie die Ratschläge von Timoteo gehört hat, in den Ausruf aus: »A che mit conducete voi, padre!» (Wohin führen Sie mich, Vater!), und ähnlich predigt auch Savonarola: »Ihr Priester, ihr Mönche! Wohin habt ihr dieses Volk mit eurem schlechten Beispiele gebracht! Ins Grab, in die Zeremonien.»[4]

Lauri Huovinen

EINZELHEITEN

An Emil Öhmann zum 60. Geburtstage

Lieber Freund!

1. Wenn ich mich bemühte die Landschaften Europas, sie durchwandernd, kennen zu lernen, hat mich, der ich aus dem Heimatlande kam, wo das Farnkraut im Walde wuchs, kaum etwas mehr überrascht, als die Hügel des Baskenlandes, wo

---

[1] Schnitzer, a.a.O. S. 84.
[2] Schnitzer, a.a.O. S. 92.
[3] Schnitzer, a.a.O. S. 136.
[4] Schnitzer, a.a.O. S. 169.

reichlich das Farnkraut in heller Sonne wartete, dass es geschnitten würde. »Atlantische Landschaft» wurde mir lebendig, als ich in Irland es ganz ebenso in der Sonne sah. Da war es wirklich sachlich in Ordnung, dass gall. *ratis* und bask. *iratze* einander glichen, Stokes-Bezzenberger 226. Ich kann mich nicht mehr erinnern, ob der gelbe Ginster in der baskischen Landschaft dieselbe Wichtigkeit hat, wie in der irischen: ir. *aitten* steht dem bask. *ote* nahe genug, Holmer, Boletin de la Real Sociedad Vascongada de Amigos del Pais VI, 4 (1950), S. 404; und auch das engl. *gorse*, das nach H. C. Wyld, The universal dictionary of the English language 495a ags. *gorst* lautete, kehrt im bask. wieder: *gorostia*, P. Lhande S. J., Dictionnaire Basque-Français, S. 381b (S. 624a ist die Variante *korosti* verzeichnet). Anklänge auf idg. Gebiet sind verzeichnet bei J. Pokorny, Idg. etymologisches Wb. S. 446 und sind wohl auch anderswo zu finden. Die Worte »unmöglich» und »Zufall» werden ja jetzt seltener gebraucht als vor 50 Jahren.

2. Es scheint noch manche andere Worte zu geben, die auf ein nordwestliches Waldgebiet zu deuten scheinen, wenn ihre Verbreitung auch nicht genau dieselbe ist, wie die der genannten: engl. *holly* = ir. *cuilenn* 'Stechpalme' Stokes-Bezzenberger S. 91, Falk-Torp S. 82; engl. *acorn*, got. *akran* = ir. *airne* 'Schlehe,' cymr. *aeron* 'fruit of trees; fruits', eine schöne Gleichung, die vor etwa 50 Jahren H. Zimmer im Kolleg erwähnte. Man möchte hier anschliessen engl. *wood* = ir. *fid*[1] und *Heide* =

[1] Mehrere Worte für Wald scheinen -u-Stämme zu sein: *saltus*; aind. *aṭavī* sieht wie das Femininum eines -u-Stammes aus und würde sich zu von Pokorny, Idg. etym. Wb. 26 zusammengestellten Worten fügen (vielleicht auch zu griech. *ἄλτις*, *ἄλσος* KZ. 36. 188; 42. 215 N); *Wald*, an. *vǫllr*. Nach manchen Versuchen hat H. Pedersen dies Wort mit ir. *folt* Haar (-o-Stamm)glänzend verbunden. Heinrich Wagner weist mich darauf hin, dass nach Alvissmal 28 *viḍr* der Menschen bei den Göttern *vallar fax 'Mähne* des Feldes' heisst; *vǫllr* bedeutet ja nicht Wald. Die Vergleichung vonWald und Haar liegt ja einem phantasievollen Geist nah. In der Táin bó Cúalnge (ed. Windisch) zitiert Windisch S. 882 Anm. *amail*

cymr. *coed* 'wood, timber, trees'. Irgend »idg.» »Grundformen» für diese auf ein bestimmtes Gebiet beschränkten Gleichungen zu konstruieren, dürfte wohl einen Glauben darstellen, der Formeln eine allzugrosse Realität zuschreibt.

3. Dass eine bestimmte Flora und ein bestimmtes Klima zusammengehören, vermag auch ein meteorologischer Laie einzusehen. In dem oben erwähnten Aufsatz weist Holmer auf spanisch-baskische Beziehungen bei der Bezeichnung der Jahreszeiten hin. Bemerkenswert scheint mir besonders, dass der Herbst nicht nur als der »letzte Sommer» *uda-(a)zken* Lhande 997a erscheint, sondern auch als der »erste Winter» *negu-aitzin* ebd. 773a (übrigens der Frühling[1] auch als der »letzte Winter» *negu-azken* ebd.); was doch stark an ir. *geimhreadh* und *foghmhar* 'Winter und Herbst' (*gem-red*, *fogamur* Windisch's Wörterbuch 591b, 559a) in der Bezogenheit des Herbstes auf den Winter erinnert. Der atlantische NW. hat offenbar — wer dort zu leben hat, weiss es — einen anderen Jahreszeitenablauf als O. und NO. Vielleicht fügt sich hier ein die Deutung des germanischen Winters als: »feuchte Zeit», Falk-Torp 384, selbst wenn man die von Holmer befürworteten

---

doluid grian hi folt ḟeda und übersetzt 'als die Sonne in das Haar des Waldes ging', und Z. 4756 erscheint *for tulmoing in bethad* 'auf das Stirnhaar der Welt' (eig. wohl 'Stirnmähne'), wozu der Herausgeber S. 677 eine vedische Parallele beibringt. In diesem Zusammenhang wird die Vergleichung von d. *Auge* mit ir. *uag* Grab, Stokes-Bezzenberger 4, lebendig; wohl auch durch einen phantasievollen Zug, wie in: *in dá loch im ṡliab ad-chondarcaisi, it é a dí ṡúil ima ṡróin*, Togail Bruidne Da Derga, ed. E. Knott, z. 840—1, die beiden Seeen an dem Berg, die du gesehen hast, sie sind seine beiden Augen bei seiner Nase, Cross and Slover, Ancient Irish Tales, S. 115; wodurch übrigens auch griech. ὄτς und ὄϊον in Beziehung zu geraten scheinen, Pott, Zählmethode 239, cp. awar. *me'er* 'Nase; Berg'.

[1] Treffend erinnert mich wiederum H. Wagner an ir. *earrach* 'Frühling' und *earr* 'Ende', in schärfstem Gegensatz zu Frühling als primum tempus.

Deutungen der baskischen Hauptjahreszeiten (406, 407) nicht anerkennt.

4. Vielleicht können wir aber die Dinge des Ostens mit denen des Westens doch vergleichen, wenn auch Namen von Pflanzen und Bäumen kaum ins fiugr. Gebiet reichen. Finn. *tammi*, mordw. *tumo*, tscherem. *tum*$_o$ 'Eiche' und slav. *dąbŭ* stellen einen schwachen Anklang dar. Aber der Name der Birke reicht zwar nicht ins fiugr. Gebiet, aber vielleicht weiter. Den Anklang an das bask. *urki* hat Vater Lhande notiert, S. 1012, aber auch im Tschuktchischen heisst die Zwergbirke *wurguur*[1], Bogoraz, Luoravetlansko-russkij slovarj, 1937, S. 163 b. (Dies wichtige Buch verdanke ich Professor W. Steinitz.) Wie die Buche ein charakteristisch idg. Baum ist, dessen Name einen ältesten idg. Ablaut- und Flexionstypus darstellt, wie W. Wissmann gezeigt hat (Berliner Akademie, 1952), so sind es auf fiugr. Gebiet Eberesche und Ahlkirsche, finn. *pihlaja*, *tuomi*. Die Buche fehlt hier aus dem einfachen Grunde, dass sie im östlichen und nördlichen Russland nicht existiert. Es ist ganz in Ordnung, dass fagus silvatica, nach Renvall II 218a, *saksan tammi* heisst: die *deutsche* Eiche (*saksa* ebd. 75b de rebus variis exoticis a mercatoribus hanseaticis primum ad nos advehi solitis).

5. Und auch hier finden wir merkwürdiges bei den Namen der Jahreszeiten. Finn. *talvi* 'Winter', lapp. dalve Nielsen I 482, klingen merkwürdig an an giljakisches *tuluf*, *tulf*, Grube, Gilj. Wörterverzeichnis 93; was noch merkwürdiger dadurch wird, dass daselbst Sommer und Herbst *tolf* und *tylf* heissen, Grube 91, 95; wozu ich nichts zu sagen weiss.

6. Auf *Heide*, o. 2, muss ich noch einmal zurückkommen. Die zahllosen Probleme, die dieses Wort bietet, zu lösen,

---

[1] Daran, dass es mit den »Lautgesetzen» nicht immer und überall klappt, erinnert eine andere baskisch-tschuktschische Gleichung: *orgak* Wagen: *orgoor* Schlitten, Bogoraz 109 b; freilich ist das ein — wie man eine Zeit lang so hübsch sagte — Kulturwort.

unterfange ich mich natürlich nicht; nur ein paar vielleicht übersehene Kleinigkeiten möchte ich hinzufügen. In einem eingehenden Aufsatz hat J. Trier die Bedeutung des Wortes geprüft, Archiv für Literatur und Volksdichtung I, 1949, S. 63 —; ein Ergebnis scheint zu sein, dass *Heide* silva . . . und *Heide* erica nichts mit einander zu tun hatten. Wir haben aber noch ein drittes Heide in Heiden-angst, Heidengeld, Heidenschreck, das mit *Heide* paganus zu verbinden üblich ist. Aber wie? — Eine merkwürdige, ziemlich überraschende Parallele für *Heide*(*kraut*) und *Steigerung des Gehaltes* habe ich im Irischen gefunden, kann aber natürlich nichts über einen Zusammenhang in der »Geschichte» sagen. Heidekraut heisst da *fraoch*, und *fraoch* heisst auch fierceness, fury, hunger; *fraoch-linn* a stormy sea (*linn* pool, pond, lake, water); *fraoch-mhadra* a fierce dog (*madra* dog), Dinneen S. 333. Diese Bedeutungsbeziehungen erinnern wiederum an das, was uns Vater Lhande in seinem Wörterbuche berichtet, S. 527a: *ira* fougère — colère; poison. Zufall? Entlehnung? Ich vermag keine Antwort zu geben, glaube aber immer, dass es besser ist, die Fragezeichen zu setzen, als sie zu beschweigen.

7. Die Gründe gegen die Herkunft aus dem Griechischen, die uns W. Streitberg kurz und klar auseinandersetzt, Got. El. buch, 5. und 6. Aufl. S. 70, waren, denk ich mir, dem, der zuletzt diese griechische Herkunft erwog, auch gegenwärtig. Haben wir eigentlich bei dem Goten das Gefühl, das dem hebräisch-griechischen Ausdruck zu Grunde liegt, zu erwarten? — Bestimmt nicht die Empfindung des Wohlgeruchs der Frommen: wenn Wulfila II Kor 2. 15 und Eph 5. 2 ein germanisches Wort zur Verfügung hat, so wird er es wohl gern gewählt haben, weil es so anklang an das griechische Original, so dass wir an »Assoziationen» (Torp; Streitberg a.a.O.) oder »Volksetymologie» (an dies Wort erinnert mich Lohmann) denken dürfen. Dass *ethnicus*, *ennicus* zu ahd. *innizzi* führen konnte, hat J. Hoops sehr glücklich gezeigt, Englische Sprachkunde 20.

8. Dass das Gotische auf dem Balkan und christianisiert mit dem Osten in Verbindung geriet, ist sozusagen selbstverständlich. Die Sprache reichte aber offenbar gut für die Bedürfnisse des Wortschatzes des Neuen Testamentes, wenn sie auch einer anderen Welt entstammte. Selbst einen so komplizierten Begriff wie »Gewissen», (s. O. Seel, Festschrift Dornseiff 291-), den das Alte Testament überhaupt nicht und Jesus kaum zu kennen scheint, giebt sie gut wieder. —

Das Erbteil ist skandinavisch. Es ist eine bekannte Tatsache, dass der Umfang des Duals im Gotischen und im Lappischen ziemlich gleich ist; weder in anderen germanischen, noch finnougrischen Sprachen existiert der Dual in dieser Weise. Vielleicht aber existiert hat! Das *sunufatarungo* »Vater und Sohn» des Hildebrandsliedes findet seine Erklärung in dem ausgezeichneten Buche von A. Nesheim über den lappischen Dual; das Suffix -ung- ist — bedeutungsmässig! — wohl zu vergleichen dem finnischen -(*i*)*nen* : -(*i*)*se*- L. Hakulinen § 52, 4, das man mit dem wogulischen -*ińś* Munkácsi, A vogul nyelvjárások S. 7 identifizieren darf.

9. Vielleicht finden wir aber auch im Gotischen eine Stelle, für deren vollständige Interpretation uns das Lappische von Nutzen sein kann. Luc. I 63 ist *καὶ αἰτήσας πινακίδιον ἔγραψεν λέγων* gegeben mit: *iþ is sokjands spilda nam gahmelida qiþands*. Dieser Stelle ist nicht zu helfen dadurch, dass man *nam* und *h* in Klammern setzt. Aber im Lappischen bedeutet das Verb val'det nehmen oft die »Aktualisierung einer Handlung», K. Nielsen, Lappisk Ordbok III 730 (4); E. Lagercrantz, Lappischer Wortschatz I 984. Im Norwegischen ist, wie ich von K. Bergsland gelernt habe, diese Fügung durchaus üblich (ein Beispiel bei A. Sommerfelt, Maal og Minne 1953, 140: *han tok og kastet*), wie in vielen Sprachen des eurasischen Gebietes; es liegt kein Grund vor sie nicht auch im Gotischen zu suchen und zu finden, das aus diesem Gebiete stammt.

10. Du hast uns vor Jahren gezeigt, dass der s-Plural im

Deutschen keine Entlehnung sein kann; aber in ein geographisches Gebiet tritt er ein. Denke bitte nicht, dass ich glaube, dass mit der, von Hermann Ebel entdeckten, Sprachgeographie, die mit der sprachlichen Typenlehre zu verbinden ist, nun alle Rätsel gelöst sind. O nein! Meiner Ansicht nach fängt jetzt erst der Spass an. Wieso findet sich im Irischen und im Finnischen das unpersönliche Passivum, worauf R. J. Hayes, Comparative Idiom, Dublin 1927, S. 26, also schon vor recht langer Zeit hingewiesen hat (mit der richtigen Bemerkung, dass finn. *olla* ein Passivum hat, wie das entsprechende irische Wort)?? Du wirst mein Erstaunen nachempfinden, als ich zum germanischen *upp-himinn* . . . G. Neckel, Glossar S. 181 — eine doch reichlich merkwürdige Bildung — die genaue Entsprechung — bei meinem dauernden Lesen[1] — im Ossetischen fand: *ämä yä äxassta wäl-arwmä* 'und ihn brachte er in den *Ober-Himmel*' Munkácsi, Blüten d. osset. Volksdichtung S. 96 V 4, *uälarvmä nä sk'odta* in den Himmel führte er uns, Schiefner, Osetinskie teksty S. 58 z. 4. Wenn solche Lesefrüchte leicht den Gedanken wecken, dass, wie *eine* Sprachwissenschaft, es auch nur *eine* Philologie giebt, so setzen die Kürze des Lebens und die Unfähigkeit viel zu lernen uns schnell Grenzen. Aber man darf nicht vergessen, dass das nur äussere Einschränkungen sind. Erklärungen können nicht gegeben werden, wenn man die Nachbargebiete nicht kennt oder gar absichtlich vernachlässigt. Ich habe Dir hier einiges, was ich

---

[1] Bezeichnender wäre vielleicht ein weniger gewählter Ausdruck, etwa: ewigen oberflächlichen Rumschmökern. — Meine Neigung für alte, gute Bücher haben natürlich meine allmählich wohl bekannt gewordenen Erfahrungen nicht verringert. Des wackeren Frisch Wörterbuch habe ich sogar wiederbekommen. Und da steht auf S. 435 unter Heide: Es kommt dieses Wort vom Lateinischen und Griechischen ethnicus . . .; Landschaft und Körper hat er auch schon bedacht, S. 572, und hat so *Land* und *Lende* verbunden; was 1906 ein Nachfahr wieder versucht hat.

auf meinen, oft sehr umwegigen, Fahrten gefunden, vorgelegt und bitte Dich es mit der nötigen Strenge aus Deinem Wissen heraus zu prüfen, ob etwas davon haltbar sein möchte.

Dein alter

Ernst Lewy

WoodtownPark, Rathfarnham, Co.Dublin,
den 8. Juni 1955

DAS URBILD FÜR HENRIK IBSENS DR. STOCKMANN (»EIN VOLKSFEIND«)

Der Streit, wer das Vorbild für Ibsens Dr. Stockmann gewesen ist, ist noch nicht entschieden. Namhafte Ibsenforscher, die sich mit diesem Problem beschäftigt haben, sind zu den verschiedensten Ergebnissen gekommen und haben diese Frage noch nicht restlos beantworten können.

Im Zuge meiner Meissner-Forschungen aber bin ich zu einer Lösung gelangt, die, wie ich hoffe, die Zustimmung aller Fachkreise, vor allem der Literarhistoriker finden wird.

Alfred Meissners Vater, Eduard Meissner, war Badearzt in dem weltbekannten böhmischen Kurort Teplitz, in dem auch das berühmte Zusammentreffen Goethes und Beethovens stattfand, dessen Zeuge er war.

Diese Begegnung fand 1812 in den ersten Augusttagen statt. Den Eindruck, den Beethoven von dem Dichterfürsten, den er so hoch schätzte, in dem er aber bei dieser Begegnung eher einen Fürstendichter kennen lernte, empfand, dem »drei Gedichte für Kaiserliche Majestäten im Namen der Karlsbader Bürger eine ehrenvoll angenehme Gelegenheit gegeben haben, zu verscuhen, ob noch einiger poetischer Geist in ihm walte«, schildert er in einem Brief vom 15. August 1812 an Bettina von Arnim, die Gattin des Dichters der jüngeren Romantik, der mit Clemens Brentano die Volksliedersammlung »Des Kna-

ben Wunderhorn» herausgab, und die Verfasserin des 1835 erschienenen Buches »Goethes Briefwechsel mit einem Kinde».

> »Könige und Fürsten können wohl Professoren machen, Geheimräte und Titel und Ordensbänder umhängen. aber grosse Menschen können sie nicht machen, Geister, die über das Weltgeschmeiss hervorragen, das müssen sie wohl bleiben lassen zu machen, . . wenn so zwei zusammenkommen wie *ich* und der *Goethe*, da müssen diese grossen Herren merken, was bei unsereinem als gross gelten kann»

heisst es in einem Briefe Beethovens an Bettina. Dann berichtet er anschaulich über das Verhalten Goethes auf einem Spaziergang, bei dem sie der kaiserlichen Familie begegnet sind: Goethe habe mit abgezogenem Hute, tief verbeugt, sich an den Wegrand gestellt, während er, den Hut auf dem Kopfe, den Überzieher zugeknöpft, mit unterschlagenen Armen »mitten durch den dicksten Haufen — Fürsten und Schranzen haben Spalier gemacht —» hindurchgeschritten ist, wobei der Herzog vor ihm den Hut gezogen und die »Frau Kaiserin» ihn gegrüsst hat.

»Dann »fährt Beethoven in seinem Bericht an Bettina fort, »habe ich ihm (Goethe) den Kopf gewaschen, ich gab kein Pardon und habe ihm alle seine Sünden vorgeworfen . . .»

So entsprach Beethovens Haltung, die er bei der Begegnung mit Goethe und der kaiserlichen Familie bewahrte, ganz den Versen seines Stammbuchblattes, die dem Schiller'schen Hymnus »Lied an die Freude» entnommen sind:

> »Männerstolz vor Königsthronen, —
> Brüder, gält'es Gut und Blut,
> Dem Verdienste seine Kronen,
> Untergang der Lügenbrut!»

Als aber hier im Jahre 1831 die Cholera eingeschleppt wurde, sich verbreitete und das Kurleben arg gefährdete, sah sich Meissners Vater gezwungen, als »Feind» der Badestadt geächtet und verfemt, diese zu verlassen und nach Karlsbad zu übersiedeln. Denn er hatte in treuer und gewissen-

hafter ärztlicher Pflichterfüllung seine vorgesetzte Behörde auf die Folgen der Ausserachtlassung sanitärer Massnahmen schon mit Rücksicht auf die vielen fremden Kurgäste (zahlreiche polnische Emigranten, besonders aus dem Hochadel befanden sich unter ihnen) aufmerksam gemacht und hatte so die Bevölkerung von Teplitz, die durch das Vorgehen Meissners eine schwere finanzielle Schädigung der Kurstadt erblickte, gegen sich aufgebracht .... Mit Steinen wurde sein Haus beworfen, er und seine Familie waren an ihrem Leben bedroht, so dass er sich entschloss bei Nacht und Nebel in einem Fuhrwerk mit seinen Möbeln die ungastliche Stadt zu verlassen .....

Dieses traurige Ereignis im Leben des Vaters Alfred Meissners ist meiner Überzeugung nach der Anstoss für Henrik Ibsens »Ein Volksfeind» gewesen, in welchem das g l e i c h e Schicksal eines in einer Kurstadt wirkenden Arztes dramatisch dargestellt wird.

Georg Brandes, der Freund Ibsens, ist allerdings der Ansicht, dass nach den Angriffen, denen der Dichter nach den Aufführungen der »Stützen der Gesellschaft» (1877), »Nora» (1879) und »Gespenster» (1881) von Seiten der Öffentlichkeit ausgesetzt war, er in dem »Volksfeind» (1882) gewissermassen zu einer Selbstverteidigung griff (»Die Literatur», 32/33. B., S. 40).

Diese Ansicht des grossen dänischen Literarhistorikers, selbst wenn sie richtig väre, schlösse nicht die Möglichkeit aus, dass Ibsen für seine Selbstverteidigung das tragische Schicksal des Teplitzer Kurarztes Eduard Meissner wählte, ein Schicksal, das bis aufs Haar dem Dr. Stockmanns gleicht.

Auch Oskar Walzel in seiner Studie »Henrik Ibsen» (Insel-Verlag) vertritt die Ansicht, dass der Dichter für seinen Helden im Volksfeind sich selbst »zum Modell» genommen hat (S. 42 f.), ebenso lässt Ägid Raiz in seinem Aufsatz »Über das Symbol und die Symbolik in H. Ibsens Dramen» (33. Jahresbericht des Franz Josef-Gymnasiums in Pettau, 1902, s. 31) die Ansicht durchleuchten, dass wir in dem Wahrheitsfanatiker Dr. Stockmann Ibsen selbst als Vorbild zu suchen haben.

Emil Reich, der bekannte österreichische Ibsenforscher, hat in seiner Darstellung »Henrik Ibsens Dramen» (S. Fischer Verlag, Berlin, 1925) auch die Frage behandelt, wer dem Dichter als Vorbild für seinen Dr. Stockmann gedient hat. Reich führt u. a. (S. 261) Jonas Lie, einen Jugendfreund Ibsens, mit dem er auch 1880 in Berchtesgaden viel verkehrte, an, der »für den Arzt mit seiner Grossherzigkeit und unbewussten Komik zum Teil zum Modell gedient hat», während Hans Landsberg in seiner Ibsen-Studie Björnson als das lebende Urbild des Volksfeindes (S. 90) bezeichnet.

Dr. Julius Elias, der angesehene Literarhistoriker, Kunstkritiker, Übersetzer und Mitherausgeber der deutschen Ibsen-Ausgabe (mit Paul Schlenther), vertritt wiederum die Ansicht, dass auch der Apotheker Harald Thaulow, der Vater des berühmten Malers, dem Ibsenschen Dramenhelden seine Züge geliehen hat. Kurz vor seinem Tode wurde dem Apotheker in einer Versammlung eines Wohltätigkeitsvereines, dessen Funktionäre er heftig angegriffen hatte, ebenso wie dem Dr. Stockmann das Wort entzogen.

Es ist sehr merkwürdig, dass den vorhin genannten Ibsenforschern das Nächstliegende — allerdings, wenn man es sieht! — entgangen ist. Ibsen, der in den Jahren 1868 bis 1875 in Dresden ein behagliches, gepflegtes Heim an der Seite seiner Gattin und deren Schwester Marie hatte, war bestimmt, ebenso wie Johann Ludwig Tieck, das Haupt der romantischen Schule, der auch von Dresden in den Jahren 1823 bis 1827 zu wiederholten Malen die Kurstadt besucht hatte, und wie der Appellationsgerichtsrat Christian Gottfried Körner, der Vater Theodor Körners, um nur zwei Beispiele zu nennen, in dem nahe gelegenen Teplitz, wo Johann Gottfried Seume bestattet ist und Franz Grillparzer im Sommer 1865 (vom 3. Juni bis 5. Juli) die Kur gebrauchte, zu Gaste.

Dort hatte er dann sicherlich auch von dem tragischen Geschick des ehemaligen Badearztes Eduard Meissner, des Vaters des Dichters Alfred Meissner, gehört, der infolge seiner

gewissenhaften Pflichterfüllung von den Behörden und der Bevölkerung der Kurstadt boykottiert und verfemt wurde, ein Opfer der »kompakten Majorität».

Der Redaktionssekretär der Zeitschrift »Edda» (Oslo), Dr. Paulus Svendsen, machte mich, nachdem meine Studie »Alfred Meissners Beziehungen zu Karlsbad und das Jahr 1848» bereits vollendet war, in einem Schreiben darauf aufmerksam, dass der bekannte norwegische Literarhistoriker und Aussenminister während der deutschen Besetzung, der er durch die Flucht nach London entgangen war, Halvdan Koht, in seinem Buche »Ett diktarliv II», S. 213 (Oslo 1929) auf Alfred Meissners Vater als Urbild für Ibsens Dr. Stockmann mit folgender Begründung hingewiesen hat:

> In München hatte Ibsen einen jungen Dichter, Alfred Meissner, kennen gelernt. Dieser hat oft von den Erlebnissen und Erfahrungen seines Vaters erzählt. Sein Vater war nämlich in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts als Arzt in dem wohlbekannten Badeort Teplitz in Böhmen tätig, und als die Cholera dort wütete, fühlte er sich verpflichtet, die Bevölkerung hievon in Kenntnis zu setzen. Dadurch verscheuchte er alle Badegäste dieses Jahres und die Bürger der Stadt wüteten gegen ihn; sie bewarfen sein Haus mit Steinen und er musste eilends davonziehen. Es ist möglich, dass dieser Bericht Ibsen den Stoff des Geschehens im »Volksfeind» gegeben hat».

Ich konnte mich aber nirgends davon überzeugen, dass Ibsen, der 1875 seinen Dresdener Wohnsitz mit München vertauscht hat, hier den jungen Meissner kennen gelernt und gesprochen hat und dass dieser ihm die Leidensgeschichte seines Vaters erzählt habe. Es wäre bestimmt angezeigt gewesen, wenn Halvdan Koht den Gewährsmann für seinen Bericht angegeben hätte.

Aber selbst wenn dies so wäre, hatte Ibsen, der seit 1868 in Dresden seinen ständigen Wohnsitz hatte, hier und durch seinen Besuch in Teplitz bereits von dem Schicksal von Meissners Vater gehört und auf diesem Wege wird

erst dem Dichter der Gedanke gereift sein, das tragische Erlebnis dieses selbstlosen Arztes, dessen Wahrheitsfanatismus Ibsen nach seinen eigenen Erfahrungen sehr imponierte, dramatisch darzustellen.

Bereits im Jahre 1909 hat Alfred Klaar, in dessen Prager Elternhaus Alfred Meissner verkehrte und den er persönlich von Prag und Karlsbad aus kannte, in einem bemerkenswerten Aufsatz in »Velhagen und Klasings Monatsheften» (Maiheft): »Die böhmischen Weltbäder im Lichte literarischer Erinnerungen» darauf hingewiesen, dass das Teplitzer Erlebnis Eduard Meissners die Anregung zu Ibsens Volksfeind gegeben haben konnte:

> »Es ist nicht ausgeschlossen dass der nordische Dichter die Anregung zu seinem Drama, das zu Beginn der achtziger Jahre entstand, aus Meissners Memoiren, die, in den *siebziger* (!) Jahren erschienen, dem in Deutschland lebenden Ibsen wohl in die Hände geraten sein konnten, empfangen hat».

Aber schon drei Jahre vor dem Klaarschen Aufsatz war in einem Bericht in der »Neuen Freien Presse» (Wien) vom 25. Mai 1906 anlässlich des Todestages des Dichters aus der Feder eines nichtgenannten Mitarbeiters, wahrscheinlich eines Redaktionsmitgliedes dieser Zeitung, eine interessante Betrachtung über Ibsens Volksfeind im Rahmen einer Darstellung, die Ibsens Verhältnis zur Medizin behandelte, erschienen.

> »Der Inhalt dieses Dramas», heisst es dort, »erinnert so lebhaft an eine ärztliche Tragödie, die sich in Teplitz abgespielt hat, dass an das Walten des Zufalls nicht gedacht werden kann. Alfred Meissner erzählt in der Geschichte meines Lebens': im Jahre 1831 hielt die Cholera ihren furchtbaren Siegeszug durch Europa. Als die Seuche im böhmischen Badeorte Teplitz ausbrach, suchte der Magistrat das Vorhandensein der Krankheit zu vertuschen, um die Kurgäste von der Abreise zurückzuhalten. Meissners Vater war damals Badearzt in Teplitz: er drang, nachdem er die ersten Cholerafälle konstatiert hatte, auf Desinfizierung und Isolierung. Der Bürgermeister erklärte dagegen, der

> Badearzt müsse im Interesse des Badeortes die Fälle verschweigen. Der Arzt aber schwieg nicht . . . Die Wut der Teplitzer richtete sich gegen diesen braven Vorgänger des Dr. Stockmann. In der Nacht vom 5. auf den 6. Juli zog ein aufgeregter Volkshaufen vor das Haus des Arztes und verwüstete es. Die Familie Meissners musste Teplitz verlassen. Meissners Lebensgeschichte ist im Jahre 1884 im Drucke erschienen (Das hätte Prof. Klaar nicht entgehen dürfen. Dann wäre er nicht zu dem unrichtigen Schluss gelangt, Ibsen habe den Stoff zu seinem Volksfeind aus den »Memoiren» Meissners geschöpft. Anmerkung des Verf.), »Der Volksfeind» zwei Jahre früher. Ibsen hat diese Quelle nicht benutzt; aber die ärztliche Tragödie, die sich in dem böhmischen Kurort abgespielt hat, muss ihm bekannt gewesen sein».

— — —

Alfred Klaar scheint diese einwandfreie Darstellung des Sachverhaltes nicht gekannt zu haben; denn sonst wäre ihm nicht der Irrtum unterlaufen zu schreiben: ».....es ist nicht ausgeschlossen, dass der nordische Dichter die Anregung

> zu seinem Drama, das zu Beginn der achtziger Jahre entstand, aus Meissners Memoiren, die, in den *siebziger(!)* Jahren erschienen, dem in Deutschland lebenden Ibsen wohl in die Hände geraten sein konnten, empfangen hat.»

— — —

Obwohl nun Alfred Klaar in seinem oben zitierten Aufsatz die für mich zur Gewissheit gewordene Vermutung ausgesprochen hat, dass wir in Meissners Vater das Urbild des Dr. Stockmann zu erblicken haben und dass die Leidensgeschichte des Teplitzer Arztes den Anstoss für Ibsens Drama »Ein Volksfeind» gegeben hat, irrt er dennoch in der Erklärung dessen, *wie, wann* und *durch wen* Ibsen den Sachverhalt erfahren hat.

Auf diese Quelle wieder wird, wie mir in einem zweiten Brief Dr. Paulus Svendsen mitgeteilt hat, in der Einleitung zu Ibsens »Efterladte Skrifter» (Nachgelassene Schriften) I, 1909, S. XCVI von den Herausgebern Halvdan Koht und Julius Elias verwiesen. Hier heisst es in der von Dr. Svendsen übersetzten Stelle:

»Die Geschichte (vom Arzt) war sowohl in Böhmen als auch in Sachsen wohl bekannt, der junge Meissner hat oft davon gesprochen, und da Ibsen ihn auch persönlich in München kennen gelernt hat, ist es nicht unmöglich, dass er von den Begebenheiten in den 70er Jahren gehört habe».

Ich aber neige vielmehr zu der Ansicht hin, dass Ibsen, wie ich schon früher gezeigt habe, wenn nicht schon in Dresden, so bestimmt in Teplitz aus dem Munde von Einheimischen, die noch Zeugen der Märtyrertragik Eduard Meissners waren, von dem Schicksal dieses Mannes gehört hat, auf den die Faustworte so wunderbar passen:

»Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?
Die wenigen, die was davon erkannt,
die töricht gnug ihr volles Herz nicht wahrten,
dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
hat man von je gekreuzigt und verbrannt».

In Karlsbad ist Meissners Vater, der durch das Drama Ibsens als Märtyrer seiner Überzeugung in die Literaturgeschichte eingegangen ist, am 15. August 1868 mit Hinterlassung eines bedeutenden Vermögens, das er sich als gesuchter und beliebter Kurarzt erworben hatte, gestorben.

Brno Friedrich Tramer

AUGUST STRINDBERG IN BRNO (BRÜNN)

Der berühmte schwedische Dramatiker und Schriftsteller August Strindberg, dessen Dramen »Der Vater», »Rausch», »Fräulein Julie», »Wetterleuchten» auf fast allen Bühnen Europas mit grossem Erfolg gespielt wurden und dessen Romane und Erzählungen, besonders seine autobiographischen: »Am offenen Meere», Beichte eines Toren», »Der Sohn einer Magd», »Ehege-

schichten», »Inferno» und andere seine Weltgeltung als feinsinniger Psychologe und Dichter des Realismus begründeten, hielt sich in November des Jahres 1893 in Brno (=Brünn) auf, als er mit seiner zweiten Gattin, Frida Uhl, der Tochter des Chefredakteurs der amtlichen »Wiener Zeitung», Friedrich Uhl (geboren 1825 in Teschen, gestorben 1906 in Mondsee) von Berlin nach Dormach, einer Ortschaft zwischen Mauthausen und Grein, zu der Mutter seiner jungen Frau reiste, um dort eine Zeit lang die Flitterwochen zu verbringen.

Diese Tatsache des einmonatigen Aufenthaltes Strindbergs in Brünn ist der breiten Öffentlichkeit, aber auch den Fachkreisen nicht bekannt geworden, da damals die Brünner Zeitungen von seiner Anwesenheit nichts wussten und daher über ihn nichts schrieben. Frida Uhl, ein Mitglied der Münchener Boheme nach der im Jahre 1895 erfolgten Trennung der Ehe, hat in ihren Erinnerungen an Strindberg »Lieb, Leid und Zeit/Eine unvergessliche Ehe», erschienen 1937 im H. Goverts Verlag in Hamburg-Leipzig, im XII. Kap. »Brünn in Mähren, Oktober-November 1893», S. 331 ff. diesen Aufenthalt in der mährischen Hauptstadt kurz mit folgenden Worten eingeleitet:

> »Wir waren Wanderer ohne ein Heim und hatten uns in der mährischen Hauptstadt Brünn niedergelassen, auf dem Wege zwischen Berlin und Wien — nur weil sie auf den Wege lag, und *weil zwei tschechische Grossnichten von Grossvater dort wohnten*, von denen ich hoffte, dass sie mir die schwere Zeit erleichtern werden . . . . . Wir bewohnten zwei Zimmer, das eine schaute auf einen dunklen Lichthof, das andere auf das Theresienglacis hinaus . . . .»

Die Angaben Frida Uhls, die ich an Ort und Stelle unter langwierigen und beschwerlichen Nachforschungen, wobei mir Herr Dr. Radimsky vom Landesarchiv und ein Beamter des städtischen Archivs in Brno hilfreich zur Seite standen, nachprüfen konnte, waren einerseits sehr ungenau, andererseits falsch und irreführend. Denn 1) laut Fasz. der Brünner Polizeidirektion Nr. 1674 ist August Strindberg unter der Nr.

18,614 aus dem Jahre 1893 gemeldet als angekommen am 1. November 1893: Theresienglacis 9, heute Stalinovy sady 9,[1] als Untermieter bei Frau Auguste Fröhlich, »Private, Witwe». 2) Im Fasz. der Brünner Polizeidirektion Nr. 1554 konnte ich nun die Abschrift der polizeilichen Anmeldung unter Nr. 18,614 genau feststellen. Sie lautet:

Name	Charakter oder Beschäftigung und Nationalität	Geburtsort	Datum der Anmeldung	Wohnort
Strindberg August & Frida 1872	Schriftsteller protest. vhr.	Stockholm Schweden 1849	1/11 93	Theresienglacis 9 bei Fröhlich

Am 1/12. 1893 bezog der junge Arzt. Dr. Max Schneider aus Waltsch (Váleč), Bezirk Luditz in Böhmen, 1872 geboren, die Wohnung. An diesem Tage sind August Strindberg und seine Gattin Frida aus Brno (Brünn) abgereist.

Aus diesen amtlichen Aufzeichnungen geht klar und deutlich hervor, dass

1) der Aufenthalt Strindbergs und seiner Gattin in Brno genau einen Monat, vom 1/11. bis 1/12. 1893 dauerte,

2) dass sie *nicht* bei »zwei tschechischen Grossnichten» ihres Grossvaters, sondern bei Frau Auguste Fröhlich, einer jüdischen Witwe, die sechs Kinder, einen Sohn und 5 Töchter besass, wohnten, wie ich dies aus dem Volkszählungsoperat 1890, Archiv der Stadt Brünn, Handschriften Nr. 2987, einwandfrei feststellen konnte.

Warum Frida Uhl in ihren Erinnerungen diese Angaben gemacht hat, die mit den Tatsachen im Widerspruch gestanden sind, liegt klar auf der Hand. Sie wollte, da ihr Buch in der Hitlerära 1937 in Deutschland erschienen ist und sie als Schriftstellerin und Angehörige der »Reichsschrifttumskammer» den Nürnberger Rassegesetzen unterstand und sich an sie halten

[1] Deutsch Stalinpark.

musste, die Wahrheit verschleiern, dass sie nämlich und ihr Gatte Strindberg bei einer *Jüdin* gewohnt haben. Darum erfand sie das Märchen von den »zwei tschechischen Grossnichten» ihres Grossvaters.

Die Literaturhistoriker aber und die zahlreichen Leser Strindbergs wird der wahre Sachverhalt und diese Richtigstellung gewiss interessieren, da sie sowohl den Aufenthalt Strindbergs in Brno genau fixiert, als auch eine Fälschung aufdeckt, deren Zweck im Wesen des Nazismus begründet war, dem aber Strindberg zweifellos, wenn er ihn erlebt hätte, ablehnend gegenübergestanden wäre.

Brno FRIEDRICH TRAMER

AUF DEN SPUREN AUGUST UND FRIDA STRINDBERGS

Der Bericht Frida Strindbergs in ihren Erinnerungen an eine »unvergessliche Ehe» über Brünn und ihre Wohnung daselbst im Oktober—November 1893 findet, wie ich sehen konnte, seine Parallele in Str.s Lebensgeschichte »Entzweit-Einsam» (Strindbergs Werke, Abt. IV., Band V., S. 151 ff.), wo in etwas die Wirklichkeit verändernder Form der Aufenthalt der beiden in der mährischen Hauptstadt geschildert wird.

Es kann kein Zweifel bestehen, dass das mit den Worten

> »Als der Zug schliesslich auf der kleinen Station hielt, sah er zuerst von allem das blasse Gesicht seiner Frau»,

beginnende Kapitel (S. 151) die Ankunft Str.s in Brünn schildert.

Während aber in Fridas Buch beide aus Berlin zusammen in Brünn eintreffen, hat Str. in seiner Erzählung »Entzweit-Einsam» seine Frau ihn auf dem Bahnsteig erwarten lassen, nachdem knapp vorher von seiner Ankunft »in dem Hotel einer kleinen Stadt» die Rede ist, die — wir wissen es jetzt aus

dem Buche Frida Str.s — nur deshalb als Zwischenstation gewählt wurde, »weil zwei tschechische Grossnichten von Grossvater dort wohnten». Str.s Darstellung stimmt damit völlig überein, denn S. 148 fragt er unwillig:

> »Aber warum musste es gerade die [kleine Stadt, Anm. d. Verf.] sein, in der Lais'Verwandte und Freunde wohnten[1] und in den Kreisen, in denen er verkehren musste, den Ton angaben? . . .

»Er sass wie in einem Ameisenhaufen, in einer fremden, feindlichen Umgebung; und er fragte sich drei Tage: Was habe ich hier zu tun?» . . . Dies sagt uns genug. Es waren keine Anknüpfungspunkte, keine Gesprächsthemen, keine gemeinsamen Interessen vorhanden, die ihn mit den zwei Frauen, den Grossnichten von Fridas Grossvater, die Sklenař (lies Sklenarsch) hiessen, verbanden. Str. langweilte sich in ihrer Gesellschaft, wozu noch die Enge, »die Ungemütlichkeit und Unbequemlichkeit» des Hotelzimmers kam, über die Str. S. 148 mit Recht Klage führt. Wie mir hiezu Herr Dr. Torsten Eklund, der Vorsitzende der Strindberg-Gesellschaft, in liebenswürdiger Weise mitteilte, wohnte Str. mit seiner Frau, mit der er am 24. Oktober 1893 in Brünn angekommen war, zunächst im Hotel Padowetz (heute Petrov), das gegenüber dem Bahnhof liegt und tatsächlich wegen eines auf der Rückseite des Hotels steil abfallenden Felsens schlecht belichtete Zimmer, wenig-

---

[1] Wenn auch der Name *Lais* auf eine Geliebte Str.s aus der Zeit, als er in Berlin Stammgast im »Schwarzen Ferkel» war, hinweist und sie wahrscheinlich die Freundin des polnischen Künstlers war, den er im »Inferno» an mehreren Stellen (S. 64, 66, 76/77,88, 125 f.) mit dem bezeichnenden Pseudonym »Popoffsky» erwähnt, der ihn, wie Str. glaubt, aus einer unbezähmbaren Eifersucht verfolgt und ihm viele Ungelegenheiten bereitet, so liegt an dieser Stelle (»Entzweit», S. 148) mit Rücksicht auf den Zusammenhang mit dem Folgenden die Vermutung einer Kontamination nahe: Lais-Maria (= Frida), eine Annahme, die schon durch die charakteristischen Einzelheiten der beiden einander folgenden Kapitel (»kleine Station», »Verwandte» etc.) als gerechtfertigt erscheint.

stens in den unteren Stockwerken, besitzt, so dass wir den Dichter wohl verstehen, wenn er von »Marterkammern» spricht, in die ihn ein grausames Geschick gesperrt hat.

Aus den hier angeführten und wohl auch aus finanziellen Gründen — das Wohnen in einem Hotel war schon damals viel teuerer als das in einer Privatwohnung — übersiedelte Str. mit seiner jungen Frau, wie ich auf Grund polizeilicher Eintragungen feststellen konnte, am 1. November 1893 auf das Theresienglacis Nr. 9 zur Witwe Auguste Fröhlich, bei der er, wie im Hotel Padowetz, zwei Zimmer mietete. Str.s Beschreibung der Zimmer und ihrer Lage deckt sich fast völlig mit der Fridas. Er schreibt hierüber S. 151:

> »Sie mieteten zwei Zimmer, die recht dürftig waren; das eine Zimmer war dunkel, und das bessere war ungemütlich und sah auf eine Fabrik . . .»

Diese Angabe Str.s stimmt ganz mit der Wirklichkeit überein. Denn wie ich von zuverlässiger Seite erfuhr, befand sich auf der Rückseite des Hauses Theresienglacis Nr. 9, in der Ottgasse, in den neunziger Jahren ein Fabriksunternehmen, das aus Stahl und Eisen verschiedene Werkzeuge, Ersatzteile von Maschinen, Kugellager, Pumpen u. ähnl. erzeugte. Das fast ununterbrochene Hämmern, das in der Umgebung zu hören war, hat ihm natürlich den Aufenthalt in diesem Zimmer verleidet. Das angrenzende andere aber hatte eine schöne Aussicht auf das noch heute mit hohen, schattigen, alten Laubbäumen und Blumen bepflanzte Glacis.[1]

---

[1] Auf diese Zimmer kommt Str. noch einmal, in den »Legenden» (Strindbergs Werke, Abt. IV., B. 4, 289) zu sprechen. Obgleich damals fern von Brünn und obschon vier Jahre verstrichen waren, erinnert er sich genau an die Lage seines Zimmers und des seiner Frau Frida, die sich damals im dritten Monat der Schwangerschaft befand:

> »Ich sass eines Herbstmorgens an meinem Schreibtisch vor dem Fenster, das auf die düstere Strasse einer kleinen Industriestadt Mährens blickte. Im angrenzenden Zimmer, zu dem die Tür angelehnt war, ruhte meine Frau in kränklichem Zustande, ihr Erstgeborenes erwartend . . .»

Auf die Dürftigkeit, die Enge des Zimmers kommt auch Frida in ihren Erinnerungen S. 338 zu sprechen, wo sie es als »zu klein für grosse Gesten» schildert und scherzend meint: »In diesem Schlafgemach *muss* man ins Bett».

Hier wohnten sie bis 1. Dezember; an diesem Tage erfolgte ihre polizeiliche Abmeldung.

Wenn auch Frida in Brünn zwei Verwandte besass, so war unter den gegebenen Verhältnissen kein Grund vorhanden, sie als bewegenden Anlass für den Aufenthalt in Brünn zu bezeichnen, wie es Frida tut und daran die Adresse ihrer Wohnung anzuschliessen: Theresienglacis, ohne Nummer, so dass jeder normale Leser den Eindruck gewinnen muss, dass Str. und seine Frau bei ihren Verwandten wohnten, was aber nicht der Fall war. Den Grund dieser Verschleierung habe ich in meiner Notiz »Strindberg in Brünn», erschienen in diesem Hefte der Neuphilologischen Mitteilungen, angegeben.

In der Zeit ihres Aufenthaltes in Brünn vom 24. Oktober bis 1. Dezember hätten Str. und seine Gattin wiederholt Gelegenheit gehabt, wertvollen künstlerischen Darbietungen, musikalischen, theatralischen und deklamatorischen, beizuwohnen. Davon aber ist weder in den Erinnerungen Frida Str.s noch auch in der Lebensgeschichte Str.s etwas zu lesen. Es möge hiefür ihre missliche finanzielle Lage schuld gewesen sein, die es ihnen nicht gestattete, für Vergnügungen dieser Art Geld auszugeben.

In der Zeit, als Str. in Brünn weilte, las der Nibelungen-Dichter Wilhelm Jordan im grossen Festsaal des Deutschen Hauses Sonntag, den 19. und Dienstag, den 21. November, um $^1/_2$ 8 Uhr abends aus seinen Werken vor:

Der erste Vortragsabend brachte die Siegfriedssage, der zweite Hildebrands Heimkehr.

In diese Zeit fällt auch das Klavierkonzert des berühmten Pianisten Emil Sauer im Festsaal des Deutschen Hauses, der, wie ich dem mährischen »Tagesboten» entnehmen konnte, folgende Stücke spielte:

Präludium und Fuge von Bach, eingerichtet fürs Klavier von d'Albert,
das Andante aus Beethovens Sonata appassionata,
Op. 23 von Robert Schumann,
das Scherzo aus dem Sommernachtstraum,
den Schubert-Lisztschen Erlkönig.

Da, wie wir wissen, Str. ein besonderer Verehrer Bach'scher, Beethoven'scher und Händel'scher Musik war, da ferner in seinem und dem elterlichen Hause die klassische Musik sehr gepflegt wurde, muss ein ganz besonderer Grund vorhanden gewesen sein, dass er diesen Veranstaltungen fernblieb.

Dafür vertrieben sich Str. und seine Frau die Abende damit, in ihrem kalten Zimmer in unfreundlicher Umgebung auf einer Landkarte, die sie aufgeschlagen hatten, »mit dem Finger« Reisen nach Frankreich, Italien und Spanien zu unternehmen, wobei sie, wie Frieda in ihren Erinnerungen schreibt, ihrer Phantasie freien Lauf liessen . . .

Mit ihrer Quartiergeberin, Frau Auguste Fröhlich, und deren sechs Kindern scheinen sie keinen Verkehr gehabt zu haben.[1] Wenigstens findet sich hierüber weder etwas in Str.s noch in Fridas Erinnerungen verzeichnet.

---

[1] Str. war seinen Wirtinnen gegenüber nie gesprächig. Er ging jedem persönlichen Verkehr aus dem Weg und vermied jede überflüssige Aussprache. Man lese nur, wie er seine Quartiergeberin im Stockholm in den Jahren seiner Einsamkeit behandelte (»Einsam«, S. 209):

> »Meine Wirtin, die sofort sah, dass ich nicht gesprächig bin, hatte Takt und Erziehung; und sie sorgte immer dafür, dass die Zimmer in Ordnung waren, wenn ich von meinem Morgenspaziergang nach Hause kam; und wir grüssten einander nur mit einem freundlichen Nicken, das alles Mögliche sagte: Wie steht's? Danke gut! Gedeihen Sie? Ausgezeichnet! Das freut mich! . . .«

Eine Seite später gibt er den Grund seiner Zurückhaltung an: »Ich wollte das Verhältnis unpersönlich haben und fand es mehr in meiner Stimmung, ihre Vergangenheit in einem angenehmen Dunkel zu halten . . .«

Sie lebten in dieser Zeit für sich, abgeschlossen von der Umwelt, auch von ihren beiden weiblichen Verwandten, mit denen vor allem Str. keinen Kontakt gewinnen konnte, so dass der Zweck der Reise nach Brünn und die Auswahl gerade dieser Zwischenstation vor Dornach illusorisch war.

Bemerkenswert in Str.s Schilderung der Häuslichkeit in der Wohnung der Frau Fröhlich ist der in »Entzweit» S. 152 stehende Passus:

> »Er litt, als er sie den ganzen Tag in der Küche mit Herd und Spültisch beschäftigt sah . . . Als er ihr helfen wollte, etwas Schweres zu tragen, weigerte sie sich, die Hilfe anzunehmen, denn sie hielt streng darauf, dass er nicht bei weiblicher Beschäftigung gesehen werde . . .»

Der Grund hiefür war bestimmt nicht aus edlen Motiven entsprungen, sondern lag in dem Umstand, dass Frida bei der zweifellos gemeinsamen Küchenbenützung mit der Hauptmieterin Fröhlich, die neben einem erwachsenen 22-jährigen Sohn noch fünf erwachsene Töchter hatte, die ihr in der Hauswirtschaft mithalfen, nach den damaligen gesellschaftlichen Vorurteilen als faule Hausfrau und nicht vorsorgliche Gattin gegolten hätte, wenn ihr Mann ihr in der Küche bei hauswirtschaftlichen Arbeiten behilflich gewesen wäre, in der Küche, die schon in seiner 1. Ehe mit Siri von Essen und später wieder in der 3. mit Harriet Bosse oft genug der Anlass schwerer Differenzen war. Man lese nur beispielsweise die in den »Bekenntnissen an eine Schauspielerin» abgedruckten Briefe Str.s an seine auf Gastspielreisen oder auf einer Schäreninsel bei Stockholm weilenden Harriet Bosse, in denen, gewöhnlich am Schluss, die oft unzusammenhängend mit dem Vorangegangenen stehende begütigende, manchmal aber auch ironische Bemerkung zu lesen ist: »In der Küche alles in Ordnung» oder »in der Küche herrscht Ruhe und Frieden» und ähnliches.

Ganz anders hatte es sich Lou Andreas-Salomé, die Freundin und Geliebte Rainer Maria Rilkes eingerichtet. In ihrem

Schmargendorfer Heim, in einem Vorort Berlins, wo Rilke seit Anfang August 1898, also fünf Jahre nach Str.s Aufenthalt in Brünn, gemeinsam mit Lou und ihrem Gatten, dem bekannten Iranisten Friedrich Carl Andreas gewohnt hatte, half ihr ihr Geliebter täglich bei der Zubereitung der Speisen,

> »insbesondere wenn es sein Leibgericht, russische Topfgrütze, oder auch Borscht (eine aus gegorenen roten Rüben, dann beim Fertigkochen mit Eiern und Speck zubereitete Brühe, Anm. d. Verf.) gab . . . In seinem blauen Russenhemd mit rotem Achselschluss half er mir Holz zerkleinern oder Geschirr trocknen . . .«,

wie uns Lou Andreas-Salomé in ihrem aufschlussreichen Bekenntnisbuch »Lebensrückblick«, herausgegeben von Ernst Pfeiffer, erschienen im Max Niehans Verlag Zürich 1951, so anschaulich berichtet. Der Grund, weshalb Rilke diese häuslichen Arbeiten mit voller Zustimmung seiner Freundin ausführen konnte, lag eben darin, dass sie in ihrer eigenen Wohnung, in einem Einfamilienhaus am Rande der Grossstadt, sich ihr Leben ohne Zeugen so einrichten konnten, wie sie es wollten, während Str. und seine Gattin als Untermieter auf ihre Hausfrau und ihre erwachsenen Töchter Rücksicht nehmen mussten.

— — —

Diese übereilt geschlossene Ehe Str.s mit Frida Uhl, die als typische Bohemien-Natur keinesfalls für eine dauernde Bindung geeignet war, wurde nach kaum zweijährigem Bestand im Jahre 1895 geschieden, was Fridas Vater, der strengkorrekte altösterreichische Hofrat und Chefredakteur der amtlichen »Wiener Zeitung«[1], was ihre Mutter[1] und ihre Schwester Mitzi,

---

[1] In Str.s Lebensgeschichte »Entzweit« S. 99 ist es die Mutter Fridas, die zwei Monate nach der Hochzeit ihrem Schwiegersohn, der sie in der Villa in Mondsee besucht, folgende Aussichten für seine Ehe prophezeit:

> »Du hast dich mit einem Kind der Welt verheiratet, aber du wirst nicht lange mit ihr aushalten, wenn du siehst, wie sie

die Gattin des bekannten Wiener Bildhauers, Professor Rudolf Weyr, schon immer prophezeit hatten.

Alle kannten sie Frida und wussten, dass ihr hemmungsloses Temperament, ihr sinnliches Naturell und ihr zügelloser Freiheitsdrang sich keinesfalls mit dem um 23 Jahre älteren Str. zufrieden geben werde. Ihre oft geäusserte Befürchtung hat sich tatsächlich bewahrheitet.

Welches ist nun der Weg, den Frida nach der Scheidung ihrer Ehe, nachdem sie 1896 in Kopenhagen noch mit Georg Brandes eine Unterhaltung über die nicht vorstellbare Möglichkeit einer Wiederverheiratung mit Str. geführt hatte, gegangen ist? — Nicht vorstellbar nämlich für uns. Sie aber hatte mit diesem Gedanken damals gespielt. »Ich würde ihn (Str.) wieder heiraten», heisst es am Schluss ihres Buches »Lieb, Leid und Zeit», »ohne mich zu besinnen, ohne zu zaudern. Um jeden Preis» . . . Welches ist nun der Weg, den sie nach ihrer Ehe mit Str. gegangen? — Die Antwort auf diese Frage gibt uns eines der interessantesten, aufschlussreichsten und rückhaltlosesten Werke der autobiographischen Weltliteratur, das in seiner Offenheit, Geradheit und Selbstentlarvung Str.s »Beichte eines Toren» noch übertrifft. Es ist die Selbstbiographie des am 30. August 1933 von nazistischen Rowdys meuchlings in Marienbad ermordeten Kulturphilosophen Theodor Lessing »Einmal und nie wieder/Lebenserinnerungen», mit einem Vorwort von Prof. Ottokar Fischer, Mercy-Verlag, Prag 1935.

---

dich in die Alltäglichkeiten des Lebens niederzieht. Und wenn du wieder allein bist, wirst du den ersten Beruf deiner Jugend wiederfinden . . .

Die Prognose des Vaters, der vor der Heirat gegen eine Verbindung mit Str. war, was wir aus Fridas Erinnerungen an eine »unvergessliche Ehe» erfahren, lautete ähnlich, als er in Mondsee eine Aussprache mit seinem Schwiegersohne hatte:

. . . jetzt hast du sie bekommen, und du weisst, *was* du bekommen hast, höre ich. Nimm fürlieb und komm niemals zu mir, um dich zu beklagen. Kannst du sie nicht *züchtigen*, so musst du dich mit ihr fortschleppen. Dein Wille ist geschehen! Wohl bekomme es dir . . .!» (S. 104).

Dieses wenig bekannte und sehr seltene, in der Zeit der Hitlerära in Prag erschienene Buch ist eine wahre Fundgrube für den Literar- und Kulturhistoriker, für den Kulturkritiker und Philosophen. Die Mehrzahl der Exemplare wurden nach 1935 bei den berüchtigten Autodafés im »Tausendjährigen Reiche», denen unschätzbare Werke zum Opfer fielen, ein Raub der Flammen.

In diesem einzigartigen Buche wird unabhängig von den Irrungen und Wirrungen, von denen das Leben Frida Uhls schon vorher ausgefüllt war, gewissermassen als Fortsetzung, als 2. Akt eines Schauspiels, das das Leben selber schrieb, ein Bild entworfen von einer aus der Bahn des bürgerlichen Daseins geschleuderten Frau, die durch ihre zweijährige Ehe mit August Strindberg in die Geschichte der Literatur eingegangen ist und eine gewisse Berühmtheit erlangt hat.

Ende der 90er Jahre und zu Beginn des 20. Jahrhunderts war sie Empfangsdame in einer der damals unter der Münchener Boheme sehr bekannten und beliebten Milchbars (in Paris hiessen sie »crémeries» und werden von Str. oft erwähnt), deren Besitzerin die Gräfin Franziska Reventlow (1871--1918) war, worüber Theodor Lessing, der zu dieser Zeit in München lebte, in seinem vorhin erwähnten Buche S. 288 folgendes Interessante und den Charakter Frida Str.s Beleuchtende mitteilt:

> »Als es ihnen (gemeint ist der Gräfin Reventlow und Frida Str.) sehr schlecht ging, mietete Stobäus (ein sonst unbekannter Literat der Münchener Boheme, Anm. d.Verf.) in der Landwehrstrasse einen Laden, darin morgens die Gräfin im Dirndelkleide Milch ausschenkte; es wurde bald 'guter Ton', sich bei ihr einen Milchkur (!) zu unterziehen.»

Dann folgt in dem Lessingschen Bericht eine amüsante, geradezu groteske Szene, die sich eines Tages in der Wohnung der Gräfin, die häufig Herrenbesuche empfing, abspielte und die in ihrer Komik, ja Skurrilität den Stoff eines französischen Lustspiels hätte bilden können.

Der bei ihr als »Gast» erschienene bekannte Münchener

Okkultist und Nervenarzt, Freiherr von Schrenck-Notzing, wurde, als er mit der Gräfin gerade eine Tasse Tee trank — mitten in der schönsten Unterhaltung — durch das Klingelzeichen aus seinem späten Liebestraum geweckt und musste, als die anscheinend überraschte Frida Uhl meldete, Frank Wedekind stehe vor der Wohnungstür, in die Toilette flüchten . . .

»Aber nachdem der Freiherr sich eingeriegelt hatte, klingelte es abermals und Franziska Reventlow steht im Flur. Und dann erscheinen immer neue Besucher und bald will der eine, bald der andere auf die Toilette, findet sie aber verschlossen, rüttelt und flucht. So wurde der arme Geisterseher in Schrecken gesetzt, bis sich Frau Strindberg erbarmte und ihn entwischen liess.«

— So weit Theodor Lessing, der uns die Spuren verfolgen half, die vom »Schwarzen Ferkel« in Berlin über die Ehe mit Strindberg, über Brünn, Dornach und Wien in die »Milchbar« der Gräfin Reventlow führte, in der Frida zu Hause war.

In diesem Zusammenhang wird es gewiss viele Leser interessieren, ein bisher unbekanntes Detail aus der Geschichte der Familie Uhl zu erfahren, das mit einer wenig beachteten, aber sehr charakteristischen Stelle aus Str.s »Entzweit« in Übereinstimmung steht. In diesem Buche, S. 166 der Ges. Werke Str.s, im Georg Müller Verlag in München, heisst es:

»Sie (gemeint ist die Familie Uhl) trauten den Blonden alles Gute zu, sprachen schlecht von den Juden, obgleich die Mutter des Vaters der jungen Frau selber Jüdin gewesen . . . der Schwiegervater (Friedrich Uhl) war sogar Antisemit . . .«

Tatsächlich habe ich durch eingehende und umständliche Forschungen in der Geburtsmatrik von Polnisch-Teschen, dem Geburtort des Vaters der Frida Uhl, feststellen können, dass Friedrich Uhl, Sohn des Josef Uhl und der Mutter Franciska, geborene Löbenstein, beide katholisch, in Teschen am 16. Mai 1825 geboren und am gleichen Tage von Pater J. Koziar, wohl ein Schreibfehler — es soll richtig heissen Kozian, ein

im Teschener Gebiet häufig vorkommender Familienname — getauft wurde.[1] Wenn auch in der Geburtsmatrik des kathol. Pfarramtes in Teschen, Tom. 16, Seite 87, Jahr 1825, die Mutter Friedrich Uhls, geborene Löbenstein, als katholisch erscheint, so steht es ausser Zweifel, dass sie, da der Familienname Löbenstein im mährisch-schlesischen Raum durchwegs nur bei Juden vorkam und vorkommt, Jüdin war und wahrscheinlich knapp vor der Heirat mit Friedrich Uhls Vater zum Katholizismus übergetreten war, wobei sie bei der Taufe den in Verbindung mit »Löbenstein» aussergewöhnlichen Taufnamen »Franciska» erhielt. Str. hatte also vollkommen recht, wenn er sich darüber lustig macht, dass Fridas Vater, obgleich Sohn einer Jüdin, der seine Abstammung verleugnet, antisemitische Allüren besass.

Brno FRIEDRICH TRAMER

»THE ENGLISH BOCCACCIO»

To England, the formal verse satire based on Roman models came late, after it had gained a good foothold on the Continent. It is surprising, in view of the importance which the form achieves in the seventeenth and eighteenth centuries, that the early examples of it have not all been made available to scholars and critics by means of reprints.

The Massacre of Money (1602), one of the first to appear in English, has not, I believe, been reprinted or treated at length by any editor. Containing, as it does, such characteristics as conscious archaism, formal patriotism, and considerable use of rhyme words, it would seem ideal material for any of several

[1] Bei diesen Feststellungen war mir Herr Dr. Leo Ziffer in Teschen in liebenswürdigster Weise behilflich, dem an dieser Stelle der Dank ausgesprochen sei.

studies of the Elizabethan prosody or poetic diction. Further, in its adherence to one of the classical types of verse satire, it forms an important document in study of the *genre*. The scarcity of the tract has, however, undoubtedly been responsible for its omission by many of those critics who would normally be expected to draw most heavily upon it.

The author of the *Massacre*, »T. A.» as he is called, may have been Thomas Atchlow[1], one of the interesting but rather obscure minor Elizabethan poets to whom more famous contemporaries refer.

Editors have been considerably puzzled by this phantom scholar-poet, of whom so little is known, but whose reputation among some of his contemporaries was both favorable and lasting.

In the preface, »To the gentlemen students of both universities», prefixed to Greene's *Menaphon*, Thomas Nashe says:

> . . . there are extant about London, many most able men to reuiue poetry . . . as, namely, for example, Mathew Rordon, Thomas Achlow, and George Peele . . . the second hath more then once or twice manifested his deepe witted schollarship in places of credite . . .[2]

Nine years later, in 1598, Meres writes:

> . . . as Italy had Dante, Boccaccio, Petrarch, Tasso, Celiano, and Ariosto: so England had Mathew Roydon, Thomas Atchelow, Thomas Watson, Thomas Kid, Robert Greene, and George Peele . . .[3]

---

[1] The name also appears as: Atchelow, Achlow, Achley, Acheley, Achely, Achelly, Achelley, Achellye, Achiley, Achilley, and Achillon. In the Index of Thomas Warton's *History of English Poetry* (New ed. London, 1824) he is entered twice: first as »Achelly, or Acheley»; then as »Atchlow, a player.» Louis Zocca in *Elizabethan Narrative Poetry* (New Brunswick, N. J., 1950) 125 ff., uses »Achelley.»

[2] 1589. The text here is from Nashe, Thomas, *Works*. Ed. R. McKerrow, III, (London, 1905) 323.

[3] In *Palladis Tamia*. The text here is from Brydges, Sir Egerton. *Censura Literaria*. III (2nd ed. London, 1875) 425. The order in which the poets are listed led Collier to say that Meres calls him »The English Boccaccio.»

Bodenham, in the preface to his *Bel-vedere, or The Garden of the Muses* (1600), speaks of the following:

> Thomas Norton Esquier
> Geoerge Gascoigne Esquier
> Francis Kindlemarsh Esquier
> Thomas Atchlow
> George Whetsones
>
> These being deceased, haue left diuers extant labours, and many more held back from publishing, which for the most part haue been perused, and their due right here guien them in the Muses Garden. [1]

Thomas Dekker, in *A Knights Coniuring*, says:

> In another companie in Appollo's court sat learned Watson, industrious Kyd, ingenious Atchlow . . . there were likewise carowsing to one another at the Holy Well, some of them singing Paeans to Apollo, som of them hymnes to the rest of the goddes . . .[2]

Three books are attributed to Atchlow (as »Achelley») in Arber's *Transcript of the Stationers Register*.[3] The first of these, published in 1571 or 1572[4], has the following title page:

> / *THE KEY* / of knovvledge. / Contayning sundry god- / ly Prayers and Medi- / tations, very necessary / to occupy the mindes / of well disposed / persons. / /EPHE. 4. / *Vnus Dominus, vna Fides,* / *vnum Baptisma.* / Imprinted at London by / VVilliam Seres.

To the publisher, William Seres, Senior, the government had, on 3 July 1559, granted the exclusive right to publish

---

[1] The text is from the reprint published in London, 1875.

[2] Pub. 1607. The text is from the edition edited by E. F. Rimbault for the Percy Society (London, 1842) pp. 25—6. In one edition, according to Warton (*Op. cit.*, IV, 263), the variation »learned Atchlow» appears.

[3] London, 1875—1877. 5 vols.

[4] Arber (in *op. cit.*, V, 84) assigns this work to 1572 (as the Almanack commences with that year.» The editors of the *Short Title Catalogue* give 1571 as the year of publication.

»*bookes of priuate prayers primers or psalters*«, »during the terme of his naturall life.«[1] As Seres was printing books until at least 1577, and died *c.* 1579, this patent was in effect when the *Key* appeared. In view of the extreme rarity of the collection [2] I take the liberty of quoting the dedication in full:

[TO THE RIGHT
Honourable and verteous Lady, the Lady Elizabeth Russell & c. T. A. wisheth increase of honoure, with happy proceedinges, in grace and vertue.
POntanus in his 19. chapiter de *magnificentia*, among other thinges maketh mention of one *Aconitanus*, that presented vnto *Alphonsus* King of *Calabria*, a Box of Amber, very curiously & artificialy wrought, which being opened by the King: had nothing else but a little flye enclosed within. Surely (sayd *Alphonsus*) the reward is but smal, notwithstanding a Prince that measureth it not so much by the price, as by the rarenes thereof, accountes it for a moste precious present. And hauing so sayde, hee stoode a great while amazed, bethinkinge himself, with what kinde of rewarde hee mighte worthily recōpence him that gaue a gifte so geason: Madam I offer not vnto your honoure an Amber Box with a Fly, as *Aconitanus* did, nor my cap ful of water as *Synetes* did, nor mine hādful of leaues, as another *Persian* did, and yet the thinge that I offer agreeth in one respect to all these three, againe in one point differeth from one of them onelye. It agreeeth with all three in basenes: and it differeth only from the Amber Box, which preferred a glosing and bewtifull showe to the outward vewe, and yet had nothing with in it but a thing of noughte: much lyke vnto an house, which outwardlye is verie sumpteously adorned, yelding a port of great maiestie and magnificence to the eie, but when a man is entret in to it, there is nothing to be seene but onely the bare wales. VVherevnto the thinge

[1] Pat. Roll (No. 941) I Eliz. Part 4.26 (7). Quoted in Arber's *Transcript* (II, 61) where the italics appear.

[2] The *S.T.C.* mentions only one copy, at Lambeth Palace, a photostat of which, at the Johns Hopkins University, supplies the title page mentioned above, as well as the dedication which follows.

that I offer is cleane contrary: For it yeldeth no glorious nor glistringe glose nor any coloure of delighte vnto the eye: notwithstanding I haue so prouided that the matter therein contained shall suffice to commend it without the helpe of any externall ornamēts. And hauing at last brought the same to prefection, I could not call to remēberaunce any person of estate, on whome I had greater cause to bestowe it, then vpon your honoure. For considering, your courteous amiable acceptatiō of those fewe ragged verses, whiche aboute, two years paste I presumed to tender vnto your discreete iudgement, I must needes confesse that, from that time to this present day, I hauve bene depely indebted vnto your good Ladyship. And nowe, somewhat to discharge my selfe of that continuall burthen, and to make satisfaction in part, of the debte which I hauve so longe owed: I haue compiled this little booke of Prayers grounded vpon the deuine promises contained in the sacred Scriptures, which I haue aduentured to publish vnder the patronag of your Ladyships name, crauing that as ofte soeuer, as God shall put it in your mynde to withdrawe your selfe into your closet, there to meditate vpon the heauenly promises, of our most mercifull Father, (as your verteous mynde is very seldome, or neuer at all, otherwise enclined,) that then you woulde vouchsafe to take this booke in hand, and turning to any title whatsoever may serue your tourne, to apply the prayer following vnto your present purpose. But perchaunce you will say that there are alredy extant diners & sundry bookes of prayers, which haue bene set fourth by men of greater vnderstāding & riper iugement then I, and therefore it was a needeles [?task] to wade any furthar in that matter. Indede Madame I graunt that ther are many praier bokes published, but yet I am of this opinion that if there were ten tymes as many, yet there were not to many. For the common prouerbe is *Bonum, quo comunius, eo melius:* The more common a good thinge is, the better it is. And therefore will I hardly be perswaded, that my laboure could anye way hauve bene better employed, then in suche causes as concerne the aduauncement of Gods glory, and the propagation of vertue. VVell such as it is, I haue presumed to offer vnto your honoures indgement, with assured hope, that you will deeme of it, as your noble nature hath ben alwaies enclined to iudge of them

that attempt the like enterprises: that you will accept it as a sure tokē and testimonie of his loyall affection and readie dutie, that would thinke himselfe happie to bee accoumpted but as the least in the number of those that woulde be allwayes at your Ladiships commaundement.

Thomas Achelley

The second book mentioned as by Atchlow in the *Transcript* is the following:

A most lamentable and / Tragicall historie, contey- / ning the outragious and horrible ty- / rannie which a Spanishe gentlewoman / named Violenta executed vpon her / louer Didaco, because he es- / poused another beyng / first betrothed / vnto her. / Newly translated into English / meter, by T. A. 1576. / Imprinted at London / by John Charlewood for Thomas / Butter dwelling in Paules / Churchyarde neere to S. / Austines gate at the / signe of the / Shippe. / 1576.

Scholars seem agreed, despite the title-page, that Atchlow used as the basis of his »translation» the version in Paynter's *Palace of Pleasure* rather than the Italian original of Bandello. The verse tale, which is dedicated to Sir Thomas Gressham, Knight, ends with the following lines:

Hap glad or sad, hap wele or woe,
Hap hoped ioy, or payne:
Yet both in this one issue end
In loue nought is but vayne,

Finis. (qd) Thomas Achelley

The next work to appear over Atchlow's name is the following commendation at the beginning of Thomas Watson's *Ekalomnaeia, or Passionate Centurie of Love*, published *c.* 1581:

Thy booke beginning sweet and ending soure
Deere friend, beurayes thy false successe in loue
Where smiling first, thy Mistres falles to lowre

When thou did'st hope her curtesie to proue
Thou falst from praise and dost begin to rayle
To use great tearmes in praise of thy deuise
I thinke were vaine, therefore I leaue them out
Content thee, that the censure of the wise
Hath put that needeles question out of doubt:
Yet, howe I weigh the worke that thou hast wrought
My iudgement I referre unto thy thought.

T. Acheley [1]

Despite Bodenham's claim to have given »due right» to the authors from whom he excerpted the material published in his anthology, *Bel-vedere*, the selections included are not assigned to their originators. Thus, until more complete Atchlow texts are available, identification of his material in this collection is well nigh impossible.

This is not true, however, of the selections appearing in Robert Allot's *England's Parnassus*, which was published in the same year as *Bel-Vedere*, 1600. In Allot's collection [2] the following are stated to be the work of Atchlow:

Fortune The man whose thoughts to fortunes height aspires,
Were better die than liue in lowe desires.

Th. Achelly

The fortune that misfortune dooth affoord
Is for to live and die unfortunate.

Th. Achelly

---

[1] The Text is from the Spencer Society reprint (London, 1869).

[2] The text used is that edited by Charles Crawford (Oxford, 1913). The selections are numbered by Crawford as follows: The man . . . 540; The fortune . . . 547; Gods Mercy . . . 638; Who nothing . . . 759; Fruits follow . . . 832; (the second line of the same) As sudden . . . 833: The sunne . . . 939; Then come . . . 1158; The secret . . . 1320; Reuenge is . . . 1445; Conspiracie against . . . 1607; The finest . . . 1723; One woman . . . 1789. The marginal subject is in each case that prefixed by Allot to the section in which the selection appears.

Of God Gods mercy gently waighes his iustice downe.
Th. Achelly

Hope Who nothing hopes, let him dispaire in nought [1]
Th. Achelly

Ioye Fruits follow flowers and sorry greatest Ioyes
As sudden griefe, so sudden Ioy doth kill [2]
Th. Achelly

Life The sunne doth set and brings againe the day
But when our life is gone, we sleepe for aye.[3]
Th. Ach.

Mercie Then come we nearest to the God on hie,
When we are farthest from extremitie
Giuing forth sentence of our Lawes with mercie.
Tho. Achely

Pleasure The secret sweet is sweetest, sweet to fall
Th. Achilley

---

[1] From Lodge's *Wits Miserie* — Crawford. There it is given as translation of Seneca: *Qui nihil potest sperare; desperet nihil* (In Lodge, Thomas. *Works.* Glasgow, for the Hunterian Club, 1883, IV, 96.) As this and the other sources given by Crawford are all later than Atchlow's *Key* and *Historie*, it is possible that adequate texts will show that the poet was source.

[2] *Ibid.* — C. There it is given as translation of »The old poet»: *Post flores fructus post maxima gaudia luctus.* (*Loc. cit.*, IV, 85.)

[3] This may be misquotation of part of Daniel's *A Pastorall* — C. The Daniel passage reads:

> Let's loue; the sun doth set, and rise again
> But whenas our short light
> Comes once to set, it makes eternal light.

Text from Daniel, Samuel, *The Complete Works*, ed. A. Grosart, I (London, 1885), 262.

Reuenge Reuenge is mind, saeth he that sits on hie
Th. Achelly

Treason Conspiracie against the person of a Prince
Is treason gainst the deitie of heauen
Th. Achellye

Wit The finest wits are soonest snarde with loue [1]
Th. Achellye

Woman One woman with another may do much [2]
Th. Ach.

The Massacre of Money,[3] the last work assigned to Atchlow in the Stationers' Register,[4] appears there follows:

5 Novembris [1602]
Thos. Bushell Entred for his Copie vnder th[e h]andes of master Pasfield and the wardens A booke called massacre of money . . . . . vj[d]

Scholars are not satisfied, however, that the »T. A.» who signed

---

[1] From Churchyard's Shore's wife in *Mirrour for Magistrates*, st. 25 — C. There it reads: »The ripest wits are soonest thralles to loue.»

[2] This may be misquotation of a line from Kyd's *Solyman and Persida* — C. There it reads: »One woman may do much to win another.» (IV, i, 2131).

[3] Title page:
The Massacre of Money / *Terunteo seu vitiosa mice* / *non emitur* / ——— / [device] ——— / LONDON / Printed by Thomas Creede, / 1602.

[4] Text of entry from Arber's *Transcript* (*ed. cit.*)

the dedication[1] was Thomas Atchlow. Certainly, the descriptive »youngling Poesie» and »first fruit of my labours», combined with T. A.'s promise to do better work in the future, seem out of place here. Possibly, Thomas Atchlow wrote this before the *Key* and circulated it in manuscript with this dedication. Thomas Bushnell, for whom *The Massacre* was printed by Thomas Creede, may have obtained this ms. copy and published it, dedication and all. This is merely conjecture, however; and, although the British Museum still catalogues the work as by »Thomas Acheley», there have been efforts to ascribe it to others. Collier suggests[2],

> There can be little dispute that the »Massacre of Money» was not written by the Thomas Achelley who, twenty-six years before, had written [*A Most Lamentable and Tragical Historie*] . . . but he may have been a son of the same name, and of a similar poetical propensity.

---

[1] The dedication reads:

> TO THE WORshipfull, vertuous, and most worthy Gentlemen, M. *William*, and M. *Frauncis Bedles*, health, and theyr *hearts content.*
>
> ALthough your worthinesse may seeme in all mens iudgements to merit a more polisht stile, or better contriued plot, then you are likely to finde here: yet that my affection may bee somewhat answerable to your great deseruings, I make bold to tender you this youngling Poesie: which for the worth is not equiualent to your dignitie, yet being the first fruites of my labours, I trust will be accepted of you; which if I finde, when my riper yeares shall attaine to better knowledge, I will endeuour to make my proceedings answere more fully to your merits. Till then let this slender worke be a true signall of the dutious affection I beare you, which to augment, I will endeuour continually.
>
> *Your approued friend and seruant:*
> T. A.

[2] *History of English Dramatic Poetry* (London, 1831), I, 8.

W. C. Hazlitt goes farther and claims as author of *The Massacre* a Mr. Thomas Ayleworth, of the Middle Temple. He quotes, in support of his contention, from William Browne's »An elegie on the untimelye death of . . . Mr. Thomas Ayleworth . . .» as follows:

> . . . the mynes
> Of richest India shall not buy from me
> That booke one howre wherein I studye thee
> A booke wherein mons lives so taxed bin
> That all men labour'd death to call it in
> What now as licens'd is dispers'd about
> Is no true coppy, or the best left out
> Noe ornements Ile love brought from the Change
> But whats in it, and in the Court more strange,
> Vertue . . . [1]

Hazlitt feels that the »booke» refers to *The Massacre*, which is a satire on man's insatiable thirst for gold; and he notes [2] that »there is a catchword *To* on A^3 with nothing to correspond, showing apparently that certain matter has been set up, and then cancelled», which accounts for it being »no true copy, or the best left out.»

This may be true, yet if the whole passage be taken metaphorically, an explanation is forthcoming without reference to *The Massacre*. Browne may well have meant the »booke» to designate the true record of Ayleworth's life. His friend, by his goodness, so shamed men that they were willing to go as far as murder (Ayleworth was killed in a duel with an opponent whom Browne mentions as »unworthy») to put an end to their shame. After his death, such a man would be ill spoken of by envious men, whereby the »booke» would be »no true coppy,

---

[1] The text, which is somewhat longer than Hazlitt's quotation in *Prefaces, Dedications, Epistles* . . . 1540—1710. (London, 1874), p. 187, is taken from his edition of Browne, William, *The Whole Works*. II (London, 1869), 319—20. In his note to this poem (*ibid.*, II, 363—4) he mentions Ayleworth as the author of *The Massacre*.

[2] Preface, p. 187.

or the best left out.» But Browne, who knew the facts, would always remember his friend, and by contemplating Aylesworth's life, be confirmed in his love of virtue, rare in both the 'Change and Court' (i.e., business and social circles). Such an interpretation, while seemingly far-fetched, accords with that fondness for figurative expression which affected so much of the elegaic poetry of the time. On the whole, it seems advisable to allow *The Massacre* as Atchlow's until more definite information be forthcoming.

University of California
at Los Angeles CLAUDE E. JONES

SLAVISCHE HOMONYME *KOSA*

Den Anlass zu dieser Schrift erhielt ich von einem ethnographischen Vortrag Prof. K. Vilkunas in der Finnischen Altertumsgesellschaft, in dem der Vortragende die ostseefinnischen Sensenarten behandelte und die Typen auf ursprüngliche sichelförmige Urformen zurückführte.

Da die ostseefinnischen Sensenarten oft solche Benennungen tragen, wo der erste Teil etwa 'krumm, schief' bedeutet — z.B. *väärävarsi*, eig. 'Krummstiel' — fiel mir sofort ein, dass auch das slav. Wort *kosa* 'Sense' ebenfalls so zu deuten ist.

Die allereinfachste Erklärung ist m.E. die bei Berneker, Slav. Etym. Wb. 581 vorkommende:

Ksl. *kosa* 'Sichel, Sense', russ. *kosá* (Pl. *kósy* auch 'Schwanzfedern des Hahns', von der Gestalt) usw. »vielleicht, Grundanschauung 'gekrümmtes, gebogenes Gerät'» [zu aind. *kákšā* 'Achselgrube' usw. Über diese weitere Etymologie habe ich kein Urteil]. Zu (S. 585) russ. *kosъ*, fem. *kosá*, neutr. *kosó*; (vollere Form) *kosój* 'schräg, schief; schielend', poln. *kosy* 'krumm, s i c h e l förmig, schief' usw.

Unbefriedigend ist m.E. die Etymologie bei Vasmer, Russ. Etym. Wb. 640: lit. *kasù* 'graben' usw.

kosá 'Sense' kann eine elliptische Form sein, von einer Zusammensetzung, wo ein feminines Substantiv weggelassen ist, z.B. **kosája rukojátka*, eig. 'Krummstiel', wie das obenerwähnte finn. *väärävarsi* zu erklären ist. Beide sind wieder elliptische Verkürzungen von etwa 'Krummstielsense', finn. *väärävarsiviikate*. Vgl. auch finn. dial. *kynkkävarsi* 'eine Sense mit kurzem und krummem Stiel' (eig. 'Stumpfstiel') und russ. *gorbúša, gorbúlja* id. (eig. 'Buckelstiel').

Was das dritte slav. Homonym *kosa* (ksl. *kosa* 'coma, Haar', russ. *kosá* 'Flechte, Zopf' usw.; Berneker S. 580—1) betrifft, ist zu fragen, ob dieses nicht etymologisch zu dem Obigen gehört. Wenigstens einige Bedeutungen bei Berneker haben semologische Entsprechungen mit dem Vorigen. Im čech. und obersorb. heisst der Plural *kosy* 'das Gestirn Haar der Berenike'[1], aber im poln., ausser 'Haarzopf', auch 'Sternbild Orion'. Damit ist die finn. Benennung des Orion *Väinämöisen viikate*, eig. 'S e n s e Väinämöinens' zu vergleichen.

Vgl. auch einerseits (unter *kosa* 'Haar') čech. *kosinka* 'Federwisch, Kehrflügel', altčech. *kosině* 'befiedertes Vögelchen', obersorb. *kosak, kosyca* 'Federkiel, Federspule' und anderseits (unter *kosa* 'Sichel, Sense') russ. *kósy* 'Schwanzfedern des Hahns', *kosáč, kosátka* 'Hausschwalbe'; »wegen des gegabelten Schwanzes».

Um mich kurz zu fassen, könnte man alle diese Homonyme zusammenknüpfen. Die Urbedeutung war etwa 'schief' (Sichel, Sense), 'gedreht, geflochten' (Haarflechte'). Sem. vgl. finn. *kiero* 'schief, schielend' ~ *kiertää* 'drehen, flechten'.

Lit. *kasà* 'Haarzopf' kann wohl ein slav. Lehnwort sein (wie finn. *kassa* id).; vgl. Brückner, Die slav. Fremdwörter im Lit. 91 (nach Berneker 581 und Vasmer 639 ist das lit. Wort mit dem slav. urverwandt).

Martti Räsänen

---

[1] Die Benennung *Komē Berenīkēs* leitet man wohl von dem Namen der Gemahlin des ägyptischen Königs Ptolemaios III Berenike. Um den Sieg ihres Gemahls über die Feinde zu sichern, opferte sie ihr schönes Haar an Aphrodite.

BESPRECHUNGEN

Marjatta Wis, *Ricerche sopra gli italianismi nella lingua tedesca dalla metà del secolo XIV alla fine del secolo XVI* (Diss. Helsinki 1955; zugleich: Mémoires de la Société Néophilologique de Helsinki XVII). 311 S. $ 3.00.

Die störendste Lücke in der Erforschung des älteren italienischen Einflusses auf die deutsche Sprache besteht darin, dass das Fremdwortgut des ausgehenden Mittelalters und des unmittelbar darauf folgenden Jahrhunderts durch die vorhandenen lexikalischen Hilfsmittel nur sehr mangelhaft sich erfassen lässt. Deswegen empfahl sich hier ein systematisches Exzerpieren der Denkmäler. Da es natürlich undenkbar war, das ganze Quellenmaterial einzubeziehen, galt es zunächst, das für den Zweck ergiebigste heranzuziehen. Eine besonders reiche Ausbeute versprachen die aus dem Italienischen ins Deutsche übersetzte Literatur und die Berichte über Italien- und Orientreisen. Das Exzerpieren dieser Quellen sowie die Sichtung und Behandlung des gewonnenen Materials ist der Zweck der eingangs genannten Untersuchung.

In einer Einleitung (Rapporti italo-tedeschi fino alla fine del Cinquecento) gibt die Verf. unter gewissenhafter Benutzung der diesbezüglichen Literatur einen Überblick über die Entwicklung der italienisch-deutschen Beziehungen auf dem Gebiete des Handels und der Kultur. Besonders wertvoll ist das sorgfältig ausgearbeitete Verzeichnis über die bis zum Ende des 16. Jh. aus dem Italienischen ins Deutsche übersetzte Literatur. Weiter wird die wichtigste Pilger- und sonstige Reiseliteratur erörtert; auch die damaligen »Zeitungen» werden einbezogen.

Der folgende Abschnitt (Italianismi entrati nel tedesco fino alla fine del secolo XVI) bietet zuerst einen Überblick über den italienischen Einfluss auf das Deutsche unter Zugrundelegung der früheren Darstellungen sowie des von der Verf. selbst gesammelten umfangreichen Materials. — Bei der Besprechung der einzelnen exzerpierten Denkmäler bringt die Verf., zwar ohne die einzelnen Fälle zu nennen, die Auffassung zum Ausdruck (S. 66), dass es sich im Mitteldeutschen Marco Polo, dessen Fremdwörter A. Rosenqvist als latinisierte Formen französischer Ausdrücke zu deuten versucht, um (ev. latinisiertes) italienisches Wortgut handelt. In der Tat muss

man der Verf. in Bezug auf *austur* < italien. *astore* (vgl. provenzal. *austor*), *mastyni* (Hs. *mascyni*) < italien. *mastino*, *palyola* < italien. *pagliola*, *robe* < italien. *roba*, *susyma* < italien. *sosima* (vgl. auch S. 252 s.v. *susamini*) Recht geben. Man darf nicht vergessen, dass Marco Polo ein Italiener war, obgleich er französisch schrieb, so gut er konnte.

Bei der Behandlung des Niederrheinischen Berichtes über den Orient (S. 69—70), der gewöhnlich 1338—1350 angesetzt wird, hält die Verf. für italienisch das Wort *lymons*, das Rosenqvist (S. 357) als eine in die ripuarische Mundart aufgenommene französische Pluralform erklären möchte. Auch diesen Fall hat die Verf. richtig beurteilt. Sie hat aber übersehen, dass Rosenqvist auch einige andere Wörter als französische Ausdrücke im Ripuarischen betrachtet, die in der Tat italienische Fremdwörter bzw. fremde Wörter in einem Reisebericht sind (so stammt *caruble* nicht aus frz. *caroble*, sondern italien. *carobola*, *pupoen* nicht aus frz. *pepon*, *poupon*, sondern italien. *popone*). Nicht ebenso klar liegt der Fall *festuke*, den Rosenqvist auf afrz. *festuce*, und zwar vielleicht durch mittelniederländische Vermittlung zurückführen möchte. Hier handelt es sich um den arabischen Namen der Pistazie, die durch die Kreuzfahrer verhältnismässig bekannt geworden war. Wie die Belege in Verwijs-Verdam, Middelnederlandsch Woordenboek II 798 zeigen, begegnet *festuke*, *fistike* hier u.a. in Invent. v. Brugge 4,489. Aber trotzdem dass der Verfasser wohl ein Kölner war, wird er dieses Wort doch eher aus dem Mittelmeerromanischen, d.h. aus der italienischen Lingua franca dieses Gebiets aufgelesen haben. Das pers. *fistik*, arab. *fustuq* 'Pistazie' ist in die südromanischen Sprachen in verschiedenen Formen gedrungen; aus dem Italienischen wüsste ich nur sizilian. *fastuca*, *pistuca* zu nennen, was aber nicht bedeutet, dass es nur in diesem Gebiet verwendet wurde; z.B. im Provenzalischen galt *festuc* (vgl. Meyer-Lübke, Roman. Etym. Wb. N:o 6535). Das Wort ist nicht so selten im Deutschen, wie man nach den lexikalischen Hilfsmitteln glauben könnte. In Rauwolffs Reisebeschreibung (1583) heisst es (S. 72) *Pistachi bäum, von innwonern* FISTUK *genannt*, was auf eine direkte Entlehnung aus dem Arabischen hinzudeuten scheint. Diese Möglichkeit besteht auch bei einigen anderen arabischen Wörtern der Reiseliteratur, die entweder durch italienische Vermittlung oder direkt aus dem Arabischen, keinesfalls aber aus dem Französischen stammen.

Dass die Verf. die Neigung verspürt hat (S. 73—74), solche

fremden Ausdrücke auszulassen, die nicht »il valore di patrimonio linguistico dell'uso commune» hatten, ist leicht zu verstehen. Glücklicherweise hat sie aber dieses Prinzip keineswegs konsequent befolgt, denn ohne die vielen aufgenommenen fremden Ausdrücke im deutschen Kontext hätte diese Arbeit einen Teil ihres Wertes verloren.

Diesen Abschnitt beschliessen nach Lebensgebieten geordnete Verzeichnisse des Lehngutes sowie eine Aufzählung der Lehnprägungen.

Dann folgt das Kernstück der Arbeit, das Verzeichnis des italienischen Lehngutes (S. 88—286), das etwa 900 Ausdrücke umfasst. Zu den einzelnen Wortartikeln einige Randanmerkungen:

ansprengen wird (S. 92 s.v.) als eine Lehnprägung nach italien. *assalire* betrachtet. Dabei kennt schon das Althochdeutsche *anaspringan*, das wohl nach latein. *assalire* geprägt ist, und *ansprengen* wird im 16.—17. Jh. u.a. für latein. *aggredi* verwendet.

bocken (S. 109 s.v. *bocksprung*) wird (S. 87) als eine Lehnprägung bezeichnet, was nicht ohne Bedenken ist, da *capriolare* im Italienischen erst viel später bezeugt ist (18. Jh.).

gaban (S. 122) findet sich u.a. bei Harff (vgl. auch Grimm D. Wb. IV, 1, 1110).

gabella (S. 123) kommt nach Lasch—Borchling Mndd. Wb. I, 2, 1 s.v. *gabel* im Mndd. in italienischen Reiseberichten vor. Das mndl. *gabelle*, *gabeele*, stammt aus dem Französischen und braucht nicht die Quelle des in den niederdeutschen Reiseberichten verwendeten Wortes zu sein trotz der übereinstimmenden Formen auf *-ēl* (vgl. Zeitschrift für Mundartforschung XX [1952] S. 99).

Dass das deutsche Verb *versichern* in der kaufmännischen Bedeutung eine Bedeutungsentlehnung in Anlehnung an *assicurirn* (S. 97) ist, hat die Verf. nicht bemerkt (Das Wort fehlt auch in der Aufzählung der Lehnprägungen S. 87; schon im 15. Jh. lässt sich, nebenbei bemerkt, das einfache Verb *sichern* in derselben Bedeutung nachweisen, die es dem italien. *sicurare* verdankt).

Bei der Behandlung des Wortes *gommena* (S. 134) gelingt es der Verf. wahrscheinlich zu machen, dass die bei Johannes von Würzburg belegte Form *chumelle*, die Rosenqvist als Entlehnung aus dem Französischen betrachtet, aus dem Italienischen stammt. Die Tatsache, dass *chumelle* dem arabischen

Grundwort lautlich näher steht als die romanischen Formen, die alle für das *l* des arab. *guml* ein *n* aufweisen, könnte darauf beruhen, dass im Italienischen eine Form mit *l* ebenfalls seinerzeit existiert hat, obgleich nirgends bezeugt; aus dem Italienischen wanderte dann die Form mit bereits verändertem *n* in die anderen romanischen Sprachen (vgl. B. Vidos, Storia delle parole marinaresche bes. S. 444 f.). Direkte Entlehnung bleibt auch im Bereich des Möglichen.

Bei der Behandlung des Wortes *capitan, capitonio* nebst. Var. (S. 151) wäre es angebracht gewesen, ausser der italienischen Form *capitano* »con varianti antiche» auch die italienische Form *capitanio* zu erwähnen.

Das Wort *castel* in der nautischen Bedeutung wird (S. 161—162) in mehreren Denkmälern des 15. und 16. Jh. gebucht und mit Recht auf das gleichbedeutende italien. *castello* zurückgeführt. Wenn aber die Verf. in Anlehnung an Suolahti das mhd. *kastel* 'Turm auf dem Kriegsschiff' ohne Einschränkung auf afrz.-pikard. *castel* zurückführen möchte, so kann ich diese Ansicht nicht teilen. In dieser Bedeutung begegnet uns das Wort zuerst bei Heinrich von Veldeke, und bei diesem Niederländer handelt es sich zweifelsohne um eine pikardische Form. Der zweite mittelhochdeutsche Beleg mit der Bedeutung 'Schiffsturm' kommt bei Ulrich von dem Türlîn vor. Und bei diesem Kärntner wird das Wort kaum aus dem entlegenen Nordwesten stammen, sondern aus dem mit Kärnten eng verknüpften Italien, dessen strahlungskräftige nautische Terminologie auch Süddeutschland nicht unberührt liess.

katze in der Bedeutung 'macchina da guerra', 'specie di fortezza' hält die Verf. (S. 162 f.) für eine Bedeutungsentlehnung aus italien. *gatto*, frz. *chat*, die seit etwa 1400 im Deutschen vorkommen soll. In der Tat findet sich diese weit verbreitete Bedeutung schon viel früher im Deutschen (u.a. bei Wolfram von Eschenbach; vgl. auch Alwin Schultz, Das höfische Leben II S. 406).

Das (S. 163 behandelte) italienische Wort *cavalier(e)* kommt schon im Apollonius von Tyrland des Heinrich von Neustadt vor (vgl. Neuphilologische Mitteilungen 1954 S. 137 f.).

macharoni führt die Verf. (S. 183) auf venezian. *macaron* zurück. Dem gemeinitalienischen *maccheroni* entspricht aber nicht nur in dieser Mundart eine Form mit *a* in der ersten Silbe, was bei dem Ursprung des Wortes aus griech. *makaria* leicht verständlich ist; so ist z.B. im Neapolitanischen — allerdings

bedeutend später — die Form *maccaron* bezeugt (vgl. Raffaele d'Ambra, Vocabolario napolitano (1873) S. 231 s.v.).

Die Form *marenda* wird (S. 186) für ladinisch, *merenda* für italienisch erklärt. Hier ist einzuwenden, dass *marenda* u.a. auch gut venezianisch ist (vgl. Rohlfs, Historische Grammatik der italienischen Sprache I S. 218). In schweizerdeutschen Mundarten kommt *marend* auch vor, und hier wird es eine rätoromanische Form sein, nicht aber in der Boccaccio-Übersetzung und in den Reiseberichten.

patron nebst Var. (S. 210 f.) in der Bedeutung 'Schiffskapitän' wird von Rosenqvist in der zweiten Hälfte des 14. Jh. im Bairisch-Österreichischen bezeugt. Dass diese Bedeutung mit dem Italienischen zusammenhängt, hat schon Kluge (Seemannssprache S. 609) angedeutet (vgl. Neuphilologische Mitteilungen 1940 S. 149 f., wo auch die venezianische Herkunft der deutschen Form *baron* festgestellt wird, die nach Wis in der Bedeutung 'uno degli ufficiali di bordo' verwendet wurde).

Das Wort *pilot(o)* nebst. Var. wird (S. 213 f.) in einer Reihe von Denkmälern seit 1461 nachgewiesen, in der Form *pedot(ta)* seit 1434. Es ist der Verf. entgangen, dass auch bei Conrad von Grünemberg (1486) die Form *pillot* begegnet. — Der Beleg aus dem Hansischen Urkundenbuch vom Jahre 1457 wird wohl durch mittelniederländische Vermittlung aus dem Französischen übernommen sein (vgl. Neuphilologische Mitteilungen 1940 S. 150 f.).

pirat soll (S. 214) um 1300 in Wien zuerst auftreten; auch hier wäre eine genaue Quellenangabe am Platz gewesen: im Apollonius von Tyrland des Heinrich von Neustadt. Auch ich glaube, dass dieses früher als eine Entlehnung aus dem Französischen gedeutete Wort italienischer Herkunft ist (vgl. Neuphilologische Mitteilungen 1940 S. 151 und 1954 S. 139).

Dass die in der Guicciardini-Übersetzung vom Jahre 1574 belegte Zusammensetzung *postmeister* (S. 219) eine Lehnprägung nach italien. *maestro delle poste* ist, hat die Verf. übersehen (das Wort fehlt auch in der Aufzählung der Lehnprägungen S. 87), obgleich ihr der italienische Ausdruck bekannt war. Das deutsche Wort *postmeister* wurde, nebenbei bemerkt, bereits im 15. Jh. nach italien. *maestro delle poste* geprägt.

Das aus dem Italienischen stammende Wort *provinza* 'vento di Provenza' (S. 223) begegnet bereits bei Oswald von Wolkenstein (ed. Schatz 17, 26) in der Form *provenz.* — So auch *siroc(c)o* 'Windname Schirokko' (S. 239), das bei Oswald (17, 40)

in der Form *scherock* vorkommt (über diese Form vgl. Neuphilologische Mitteilungen 1940 S. 156).

Unter den Belegen für *trotzelman* nebst Var. 'Dolmetsch' das aus italien. *turcimanno* herkommt (S. 260), fehlt der älteste Beleg: bereits in der Pilgerfahrt des Augsburgers Lorenz Egen nach dem Heiligen Lande i. J. 1385 kommt *trumschman*, *trümschman* vor, das Rosenqvist allerdings auf frz. *trucheman* zurückführen möchte. Dieses arabische Wort hat Egen wahrscheinlich durch italienische Vermittlung, möglicherweise aber auch direkt aufgenommen; französische Vermittlung kommt nicht in Frage.

Auch der älteste Beleg für italien. *valige*, *valice*, *valigia*, das die Verf. seit 1566 im Deutschen bezeugt (S. 264 s.v. *fallis*), wird garnicht erwähnt, wahrscheinlich weil Rosenqvist (Der frz. Einfluss in der ersten Hälfte des 14. Jh. S. 253 s.v. *valîse*) das Wort aus afrz. *valise* herleitet. Es ist aber schon vor langer Zeit nachgewiesen worden, dass eben das italienische Wort in den deutschen Süden eindringt (vgl. Trübners Deutsches Wörterbuch II [1940] S. 321 s.v. *Felleisen*). Zu dem hier angeführten Material kommt noch ein von mir übersehener Beleg aus dar ersten Hälfte des 14. Jh., den Rosenqvist (Der frz. Einfluss in der 2. Hälfte des 14. Jh. [1943] S. 617 s.v. *valise*, *vaelis*) im Stadtbuch von Augsburg gefunden, aber immer noch auf frz. *valise* zurückgeführt hat. Dadurch werde ich in meiner Auffassung (Neuphilologische Mitteilungen 1954 S. 140 f.) bestärkt, dass Heinrichs von Neustadt aus dem Italienischen stammendes *veleslîn*, *valîse* »bereits zu seiner Zeit im Bairisch-Österreichischen Fuss gefasst hatte».

Bei der Behandlung des Wortes *zechin* < italien. *zecchino* (S. 280) führt die Verf. mit Recht den bei Oswald von Wolkenstein vorkommenden Münzennamen *zesin* auf italien. *sesino* zurück (so schon Bruno Migliorini, Lingua Nostra IX [1948] S. 25). Das deutsche anlautende *z-* für italien. *s-* erklärt die Verf. durch Lautsubstitution, indem für das anlautende stimmlose *s* des Italienischen im Deutschen *ts* eintrat, ein Vorgang, für den Parallelen nicht fehlen. Diese Erklärung halte auch ich für wahrscheinlich, nur ist der Hinweis auf die Form *zandelholz* aus einer Kölner Urkunde hier fehl am Ort. Die Form *zandel* scheint Rosenqvist (Der frz. Einfluss in der 2. Hälfte des 14 Jh. S. 495) als eine durch niederländische Vermittlung aufgenommene Entlehnung aus dem Französischen (*sandal*) zu betrachten, und zwar wohl mit Recht, da der Beleg aus den

Quellen zur Geschichte der Stadt Köln stammt. Diesen grade für das Ripuarische bezeichnenden Übergang von *s-* in *z-* in jungen Lehnwörtern (vgl. Michels, Mhd. Elementarbuch 3—4 § 154 Anm. 4) halte ich (Deutsche Literaturzeitung 1935 Sp. 1296 f.) für hyperhochdeutsch (»Das Mittelfränk. und ganz besonders das Ripuar., ein Kampfgebiet zwischen Niederd.-Niederländ. und Hd., kannte Fremdwörter mit urspr. *ts-* sowohl in der im Norden durch Substitution (wegen des Fehlens eines heimischen *ts-*) entstandenen Form mit *s-* als auch in der hd. mit erhaltenem *ts-* (z. B. mhd. *zendal* — mndl. *sindael;* mhd. *zingel* — mndl. und mndd. *singel*). Und da die südl. Form in der Regel als die vorbildliche betrachtet wurde, kam die Neigung auf, bei Fremdwörtern, hinsichtlich deren *s-* Unsicherheit bestand, *ts-* einzuführen»; Sp. 1927). — In anderen Gegenden und unter anderen Bedingungen konnten auch die Ursachen andersartig sein, wie z.B. in dem Falle *zesin* bei Oswald von Wolkenstein.

Dass angesichts des sehr umfangreichen Materials einige Denkmäler nicht berücksichtigt und dass eine Anzahl Wörter und Belege übersehen worden sind, ist nur eine Selbstverständlichkeit. Über die italienische oder lateinische Herkunft einiger Wörter lässt sich streiten. Und bei einigen Wörtern bleibt die Frage offen, ob sie durch die Vermittlung der italienischen Lingua franca oder direkt aus den an der Küste des Mittelmeeres gesprochenen Sprachen stammen.

So vermisse ich unter den ausgebeuteten Denkmälern z.B. Arnold Harffs Beschreibung einer Reise nach dem Heiligen Lande, Ägypten, Arabien, Italien u.s.w., ein Denkmal des 15. Jh., das sehr beliebt war und viel gelesen wurde, und des Schweizers Hans von Eptingen Reise nach dem Heiligen Lande vom Jahre 1460. Beide hätten einiges auch für diese Arbeit herzugeben vermocht.

Ausselhalb des abgesteckten Arbeitsprogramms lag eigentlich Ulman Stromers Nürnberger Chronik, in der mehrere italienische Ausdrücke (wie *tara*, *karbalieren*, *kantar*, *karg*, *kann*, *garat*, *sais*, *pakasyn*, *rizz*, *pollitte*, *kanel*) vorkommen. Dasselbe gilt auch in Bezug auf Hector Mülichs Chronik (Ende 15. Jh.; Augsburg), die in einer Beschreibung des Erdbebens in Neapel 1456 sowie sonstiger italienischer Ereignisse und Zustände mehrere italienische Wörter verwendet (wie *castell*, *zentilhomini*, *damasg(o)*, *damast*, *fortun des meres*, *galeen*, *galeoni*, *gentilhome*, *credentz*, *küriss*, *mammoluck*, *solffe*, *tenor*, *ruminier*).

Die oben vorgetragenen Bemerkungen sind nicht geeignet, den günstigen Eindruck abzuschwächen, den diese sorgfältige und wohl durchdachte Arbeit macht. Die Verf. hat eine grosse Anzahl von Denkmälern exzerpiert und mit gutem Urteil das gewonnene Material verarbeitet. Wie die Ausbeute zeigt, hat sich die Mühe gelohnt: Etwa 500 neue italienische Wörter sind ausgehoben worden, dazu auch eine beträchtliche Anzahl von Lehnprägungen nach italienischem Vorbild.

Unter diesen italienischen Wörtern sind mehrere noch nicht eigentliche Fremdwörter, sondern fremde Wörter im deutschen Kontext. Aber auch diese Ausdrücke sind wichtig, weil sie oft die Vorstufe der Entlehnung darstellen und weil sie jedenfalls zu zeigen geeignet sind, wie weit gewisse Arten der Literatur im Gebrauch von italienischem Wortgut gingen.

Für mehr als 70 italienische Wörter, die bereits früher in deutschen Denkmälern festgestellt waren, ist es der Verf. gelungen, ältere — teilweise sogar bedeutend ältere Belege nachzuweisen. — Über die dialektische Herkunft des neuen Lehngutes bringt diese Arbeit viele gute Beobachtungen, die dazu angetan sind, die wichtige Rolle Venedigs auch in diesem Bereich hervorzuheben. Weiter ist die italienische Provenienz einiger bisher als französisch betrachteter Wörter dargetan worden. — Mit der einschlägigen germanistischen und romanistischen Literatur ist die Verf. gut vertraut. Besonders die Geschichte des italienischen Einflusses um die Wende des Mittelalters und der Neuzeit wird um neue Züge bereichert.

Die deutsche Fremdwortforschung wird durch diese Arbeit vielfach gefördert.

Emil Öhmann

Anna Granville Hatcher, *Modern English Word-Formation and Neo-Latin.* A Study of the Origins of English (French, Italian, German) Copulative Compounds. Baltimore, The Johns Hopkins Press, 1951. 226 p.

Dans son ouvrage traitant des mots composés en français, Arsène Darmesteter écrit (p. 256) à propos des mots composés d'origine gréco-latine *anglomanie*, *néolatin*, etc.:

»A ces composés hybrides doivent se rattacher tous les nouveaux composés de deux termes latins ou français, dont le premier est terminé par la voyelle de composition grecque

o: tibiotarsien, génito-urinaire, cérébro-spinal, (névralgie) *fémoropoplitée,* etc., *gallo-romain, novo-latin,* (guerre) *franco-allemande,* (race) *anglo-saxonne,* (empire) *austro-hongrois.* Ce sont des mots barbares qui menacent de pénétrer dans la langue commune.»

Le grand maître de la philologie française adoptait ici, comme du reste dans plusieurs autres passages de son chef-d'œuvre, un point de vue normatif vis-à-vis d'une langue dont le développement lui était à cœur. Il voulait en écarter les formations qu'il considérait, lui, comme étrangères au génie de la langue. Si l'attitude du vieux maître avait été purement scientifique, c.-à-d. s'il avait reconnu le droit de cité dans la langue française à ces éléments qui y avaient déjà pénétré, il se serait peut-être exprimé d'une façon plus réservée sur une question d'ordre général concernant la nature des composés français. D'après lui (*o.c.*, p. 145), »il n'y a point en français de mots formés de deux noms où les termes, ne jouant pas le rôle de déterminant ou de déterminé l'un par rapport à l'autre, soient tous deux sur le même plan et aient la même valeur, comme dans l'esp. *ajoqueso, cerapez* (proprement, ce qui est *ail* et *fromage, cire* et *poix*).» — Or, tous les mots »barbares» cités, excepté le mot *novo-latin*, représentent le type de mots banni par Darmesteter.

Cette catégorie de composés, appelé *dvandva* par les grammairiens comparatistes, a passé plus ou moins inaperçue non seulement pour Darmesteter, mais pour toux ceux qui, jusqu' à ces derniers temps, ont étudié la formation de mots dans les langues européennes modernes. En ce qui concerne les autres romanistes, il est vrai que Wilhelm Meyer-Lübke donne déjà, au paragraphe 552 de sa *Grammaire des langues romanes*, quelques exemples de ces composés qu'il appelle, lui, copulatifs (franç. *plante-beste*, ital. *cassapanca*, esp. *ajoqueso*, etc.). Selon lui, leur propriété est »d'exprimer, par deux idées particulières unies entre elles de la même manière, une idée nouvelle.» Federigo Tollemache, qui a écrit sur les composés italiens une monographie analogue à celle qu'avait faite Darmesteter pour le compte du français quelque cinquante ans auparavant [1], consacre à ces formations quatre pages sous le titre particulier de »composti accoppiati», mais ne les met en

[1] Federigo Tollemache, *Le parole composte nella lingua italiana*, Roma, 1945, 313 p.

aucun rapport avec le même type de formation dans les autres langues.

Du côté des anglicistes, il y a lieu de mentionner Nils Bergsten qui, dans sa thèse [1], semble vouloir faire remonter les mots modernes tels que *wolf-dog, copper-zinc, Austria-Hungary* directement à l'ancien germanique. Quelques ouvrages plus récents, dus aux savants connus comme Herbert Koziol et Otto Jespersen [2], constatent, il est vrai, ce phénomène, mais en ignorent l'importance et la force créatrice.

Libre de tout parti-pris, Anne Granville Hatcher s'attaque, dans l'ouvrage nommé ci-dessus, à ce problème difficile. Elle constate d'abord qu'il y a, en anglais, toute une gamme de composés copulatifs nominaux, qui vont des mots savants (*pleuro-peritonitis*) et des expressions shakespeariennes (*giant-dwarf*) jusqu'aux termes professionnels modernes (*secretary-stenographer*) et aux mots plus ou moins improvisés des petites annonces insérées dans les grands journaux (*nurse-receptionnist*). De même, il y une richesse énorme de *dvandvas* adjectivaux modernes. Notons d'abord, toujours d'après Mlle Hatcher, les mots analogues à ceux que Darmesteter voulait écarter de la langue française en tant que mots barbares: *historico-political, Anglo-French*, etc., et ensuite, les adjectifs composés qui semblent, à première vue, des créations autochtones, mais que l'auteur met, quant à leur origine, sur le même pied que les formations précédentes: *historical-political, British-French*, etc. Les composés nominaux du type *giant-dwarf* sont secondés par les adjectifs tels que *fortunate-unhappy, bitter-sweet*, etc. Une catégorie toute particulière est constituée par la formation attributive moderne qui juxtapose deux ou plusieurs noms pour former une épithète »polaire»: *Truman-Stalin meeting, Sacco-Vanzetti case, father-daughter relationship*, etc.

Comme ces formations se rencontrent, *exceptis excipiendis*, dans toutes les langues européennes, l'auteur s'est donné la peine de soumettre tout le problème de *dvandva* moderne à une étude portant non seulement sur la langue anglaise, mais aussi sur l'allemand, autre langue germanique, et sur deux langues romanes, le français et l'italien.

---

[1] *A Study on Compound Substantives in English*, Uppsal, 1911, pp. 139—140.

[2] H. Koziol, *Handbuch der englischen Wortbildungslehre*, Heidelberg, 1937, pp. 49 et 65—66; Otto Jespersen, *A modern English Grammar*, tome VI, Copenhague, 1942, pp. 147 et 165—166.

Le composé copulatif nominal ou adjectival du sanscrit du type *matára-pitara* (la mère et le père), qui se laisse analyser comme la somme (A + B) des deux composants, se rencontre, comme on le sait, aussi dans les plus anciens monuments des langues germaniques. Il se trouve représenté également en grec et en latin par les numéraux tels que *ἕνδεκα, duodecim*, etc. Ce type de *dvandva* est cependant, d'après Mlle Hatcher, sans importance lorsqu'il s'agit de trouver l'origine des formations modernes, qui montrent une confusion synthétique — ou antithétique — des deux éléments plutôt qu'une juxtaposition presque syntaxique de deux noms ou de deux adjectifs.

Pour expliquer la naissance de ces mots modernes, le latin classique n'entre pas en ligne de compte, car il ne possède pas, en dehors du type numéral, de composés copulatifs autochtones. Les composés tels que *usus/fructus* et *patres conscripti* peuvent et doivent, en effet, être expliqués comme des juxtapositions syntaxiques *usus fructusque, patres et conscripti*.Le grec classique, par contre, est très riche en formations qui rappellent le *dvandva* moderne. Il y a, d'après Mlle Hatcher, d'une part, des formations »sérieuses», comme *ἀνδρό-γυνος* (homme efféminé), *ἰατρό-μαντις* (physicien-prophète), *οἰνό-μελι* (miel mêlé de vin) l'expression chrétienne *ἀνθρωπό-Θεος* (homme-dieu), etc., d'autre part des composés comiques ou satiriques plus ou moins improvisés comme l'expression aristophanéenne *βατραχο-μυο-μαχία* (bataille entre souris et grenouilles).

Il y a en grec classique aussi des composés adjectivaux antithétiques comme l'expression créée, paraît-il, par Sappho *γλυκύ-πικρος* (doux-amer) et des formations accumulés à effet plutôt comique comme celle forgée par Aristophane: (*μέλη*) *ἀρχαιο-μελι-διδωνο-φρυνιχ-ήρατα* [chants] vieux-doux-sidoniens-phryniciens-chers, ce qui veut dire: les chers, vieux et doux chants de l'ouvrage *Phoenissae* de Phrynicus.

Mlle Hatcher est d'avis que l'influence directe du grec classique ressuscité par les érudits et les poètes de la Renaissance suffirait à expliquer quelques-uns des composés copulatifs postérieurs. Ainsi, le type *βατραχομυομαχία* survivrait dans les expressions de la Renaissance comme *Monacopornomachia* (bataille entre le moine et la prostituée), nom d'un pamphlet publié en Allemagne en 1538 contre le mariage de Luther et de Catherine de Bora, *Musagnoemachie* (bataille entre la Muse et l'ignorance), nom d'un poème de Joachim du Bellay, dans les

termes médicaux internationaux du type de *pleuro-peritonitis* et les formations analogues jusqu'au *sténo-dactylographe* du français le plus moderne. Egalement, les composés synthétiques ou antithétiques grecs comme *ἰατρό-μαντις* et *γλυκύ-πικρος* auraient contribué à la grande propagation des formations poétiques ou littéraires analogues en latin et dans les autres langues à l'époque de la Renaissance: *homme-femme* (Ronsard, Baïf), *giant-dwarf* (Shakespare), *aigre-doux*, *bitter-sweet*, etc.

Mais *βατραχομυομαχία* d'Aristote et *ἰατρό-μαντις* d'Aeschyle ne suffisent pas à expliquer directement ce que Mlle Hatcher appelle le troisième *dvandva* des langues indo-européennes, représenté, en anglais, par les expressions *Franco-Prussian* [War], *Stalin-Truman* [meeting], *barmaid-waitress* et autres. Après des recherches excessivement minutieuses dans le domaine de la littérature néo-latine, Mlle Hatcher a abouti à la thèse suivante:

Toutes ces formations remontent en premier lieu à un *dvandva* adjectival créé par le néo-latin au XVI^e^ siècle et inconnu en grec aussi bien qu'en latin classique. Le *dvandva* grec, quelques mots poétiques exceptés, était, en effet, essentiellement nominal. Et quant au latin classique, les adjectifs composés copulatifs comme *gallo-belgicus* et *comico-tragicus* ne s'y rencontrent pas. (»bellum Romano-Punicum» ou »Punico-Romanum», par ex.!) Le premier type néo-latin — le type onomastique — est attesté pour la première fois, selon Mlle Hatcher (p. 65), par l'ouvrage »*Monomachiae Hungaro-Turcicae LL II*» de l'humaniste allemand Nicolas Gabelmann, paru en 1590, et constitue, selon elle, le premier modèle direct du type moderne *Anglo-Russian*, *anglo-russe*, etc. Le deuxième exemple de la même formation date de l'année suivante: *Epopeia de expeditione germano-gallica Henrici IV* et en 1592 par aît à Cologne le premier journal européen sous le nom *Mercurius Gallo-Belgicus, sive rerum in Gallia, Belgio ... nuncius.*

Le type onomastique, qui, à l'origine, s'employait au sens géographique ou éthnographique aurait pris d'autres fonctions plus tard. Ainsi il sert à indiquer les relations culturelles et linguistiques: hieroglyphica *Aegyptico-Graeca*, grammatica *Chaldaeo-Syriaca*, etc. et après s'être appliqué aux pays, aux civilisations et aux langues, il devient un outil convenable pour indiquer l'union de deux ou de plusieurs personnes. A ce der-

nier emploi, le premier composant peut se transformer en radical nominal: *Luther[an]o-Calvinista*, etc.

Le second type — le type appellatif — fait son apparition en néo-latin en 1540 par la comédie d'un certain Xysthus Betulius d'Augsburg portant le nom: *Judith. Drama comico-tragicum.* Ce néologisme aurait, d'après Mlle Hatcher (p. 80), marqué le point de départ pour un développement qui devait jouer un grand rôle dans la formation de la terminologie technique de toutes les langues européennes.

Le type appellatif a aussi, dès l'origine, admis le radical nominal au lieu de l'adjectif en -o, surtout dans les cas où l'adjectif correspondant fait défaut ou appartient à la troisième déclinaison (*nasalis*; *naso-labialis*). Durant le développement postérieur, le radical nominal est devenu presque général (*psycho-somatic, spatio-temporal*, etc.)

Les questions dont on vient de rendre compte forment les trois premières parties de l'ouvrage de Mlle Hatcher. Le dernier et le plus long chapitre du livre (pp. 133—219) est consacré à l'étude de l'adaptation du modèle néo-latin aux langues nationales, en premier lieu à l'anglais.

Le type appelatif apparaît en anglais à la fin du 16ème siècle (*tragicomical* en 1567, *comico-tragical* en 1598). Ce n'est qu'au milieu du siècle suivant qu'il semble être devenu courant (*Theologico-moral* 1644, *historico-cabbalistical* 1652, etc.) A partir de la fin du 17ème siècle, on rencontre le même type sous une forme complètement anglisée même dans la langue érudite (»A *Medical-Physical* Discourse of Fermentation» 1684, »Histrio Theologicus: or an *historical-political-theological-poetical* Account of . . .» 1715; Hatcher, p. 147). L'ancien type demi-latin survit, mais se trouve réservé plutôt aux cas où la première partie du composé représente un radical nominal (*spatio-temporal*) ou sert à des effects comiques (pp. 148—149).

En France, le composé copulatif appellatif avait peu de succès. Comme le remarque très justement l'auteur de l'ouvrage, p. 135, l'époque classique était peu favorable à tout néologisme. Il y aurait lieu d'ajouter, avec Darmesteter (voir plus haut, p. 61), que la langue française a en aversion les composés copulatifs en général. Aussi ces composés forgés sur le modèle néo-latin ne sont-ils tolérés que dans le vocabulaire strictement scientifique (*labio-dental*, etc.) ou pour servir à effets comiques. Cette dernière nuance stylistique est peut-être plus marquée en français qu'en anglais (»le vrombissant

verbiage socialistico-humanitaro-scientifique», »litières artistico-merdeuses»; Hatcher, pp. 136—137).

L'allemand et l'italien ont nationalisé de bonne heure la formation néo-latine chacune à sa manière. Celui-ci confond souvent la voyelle de composition *-o* avec la voyelle flexionnelle des mots masculins, celui-là a assimilé la nouvelle composition copulative à la composition déterminative, courante toujours dans cette langue. Le premier exemple de l'adaptation du modèle néo-latin à l'allemand serait fourni, d'après Mlle Hatcher (p. 141), par la traduction, parue en 1655, de l'ouvrage de Fajardo: Idea de un Principe *politico-cristiano:* Abriss eines *Christlich-Politischen* Pryntzens.

Le type onomastique (*gallo-belgicus*) a été totalement nationalisé en allemand, abstraction faite de quelques termes linguistiques tout faits (*indogermanisch, francoprovenzalisch*, etc.) et de quelques cas où l'on utilise le type international pour des effets stylistiques (p. 197, note 50). En Anglais — comme du reste en français et en italien aussi —, le type semi-latin (*Anglo-French*) subsiste à côté de la forme nationalisée (*Britisch-French*). Comme on peut s'y attendre, la différenciation morphologique entraîne, ici comme ailleurs, une différenciation sémantique, analysée par Mlle Hatcher pp. 153—159.

Le *dvandva* adjectival apparemment national une fois créé, un besoin de plus en plus pressant s'est fait sentir d'étendre son emploi au-delà de la terminologie savante. Cette tendance d'ordre social se traduit, dans le domaine morphologique, par la transformation du type adjectival en type nominal. Ainsi, à côté de *psycho-somatic* [problems] on a *body-mind* [problems] et à côté de *American-Russian* [alliance] on a des formations comme *Truman-Stalin* [meeting], *USA-Russia* [conflict], etc.

La dernière phase — du point de vue logique — du développement de notre formation serait représentée, d'après Mlle Hatcher (pp. 163—166), par les noms composés indépendants comme *editor-teacher*, *secretary-stenographer* et, finalement, par la personification de certains outils comme *harvester-thresher*. L'opinion de Mlle Hatcher elle-même sur l'origine de ces expressions reste quelque peu obscure. D'abord, elle semble vouloir les faire remonter au type adjectival (*zinco-ethylic* > *zinc-ethyl; theologico-political* > *theologico-politician* > *theologian-politician*). Mais elle hésite (pp. 164—165) sur le rôle à attribuer aux formations françaises comme *comédie-ballet*, définition donnée par Molière pour son Bourgeois Gen-

tilhomme en 1670. Dans sa conclusion, p. 184, Mlle Hatcher revient encore à la même question, tout en déclarant que le *dvandva* grec (*ἰατρό-μαντις*), bien que séparé de la formation (adjectivale?) néo-latine, a néanmoins exercé une influence sur elle et par son intermédiaire sur des formation modernes comme *barmaid-waitress*. Egalement, elle fait dériver le type (top)onomastique indépendant (*Austria-Hungary* et les formations morphologiquement analogues: *Times-Herald*, etc.) du type adjectival néo-latin *Gallo-Belgicus*.

L'ouvrage de Mlle Hatcher, dont je viens d'exposer les idées directrices telles que je les ai comprises, est sans aucun doute le fruit de combinaisons ingénieuses et d'études approfondies. Il se propose de reconstruire entièrement l'évolution d'un phénomène linguistique qui s'étend sur une période de plus de deux mille ans et qui comporte à peu près toutes les langues littéraires européennes classiques et modernes. La tâche est énorme et l'auteur mérite tous les éloges de la façon dont elle s'en est acquittée. Il n'est pas possible d'entamer ici une discussion concernant les détails intéressants dont l'ouvrage abonde. Je me permets seulement de faire quelques remarques de principe suggérées par la lecture du livre:

1. Il me semble que la thèse générale de l'auteur ait les avantages et les inconvénients de toutes les théories trop exclusives: elles sont belles et ingénieuses, mais elles risquent de s'écrouler à la première objection qui apporte un fait nouveau. Ainsi, la préhistoire du *dvandva* adjectival néo-latin appellatif repose maintenant pour ainsi dire sur un seul mot: *tragicomoedia* de Plaute, dont l'interprétation n'est du reste pas sûre. Egalement, celle du type (top)onomastique (*Gallo-Belgicus*) n'est fondé que sur l'analyse — probablement juste — de la composition déterminative du grec (*Ἑλληνο-γαλάται*) et du latin (*Gallo-Graeci*, c.-à-d. Gaulois immigrés en Grèce).

2. Il me semble que l'auteur exagère légèrement le témoignage des documents écrits qu'elle connaît. Entendons-nous: elle en a dépouillé une quantité énorme, il est vrai, mais il est *in eo ipso* impossible qu'elle les connaisse tous. Ainsi je crois qu'une étude encore plus approfondie des documents allemands pourrait mettre le problème sous un nouveau jour ou du moins compliquer l'apparente simplicité de la théorie actuelle. Deuxièmement, les documents écrits peuvent avoir disparu. Et finalement, les documents écrits ne constituent qu'une faible image de la langue telle quelle. Quoiqu'il en soit,

je me demande s'il est licite par ex, de tirer une conclusion quelconque d'un intervalle de trois ans qu'il y a entre la première attestation de *tragicomicus* néo-latin et *tragicomico* italien (p. 138). Je me demande aussi si l'on peut être sûr que malgré l'absence éventuelle des documents écrits on ne se servait pas en allemand du type *Schleswig-Holstein* avant 1668 (p. 175).

3. Il me semble que l'auteur exagère la logique de la langue humaine ou plutôt les possibilités d'un être humain de la comprendre. On ne peut guère dire, comme le fait l'auteur, p. 175, que le type *Austria-Hungary* aurait été impossible avant le 17ème siècle pour des raisons logico-linguistiques. Il y a, dans la langue, beaucoup de phénomènes »logiquement» impossibles, mais matériellement possibles. Laissons aux mathématiciens la recherche du possible et de l'impossible et contentons-nous d'une philologie positive!

Pour finir, je me permets de faire encore deux remarques, d'ordre pratique, concernant l'ouvrage en question:

1. L'orientation dans la matière traitée est rendue très difficile pour le lecteur par l'emploi de notes placées dans les chapitres particuliers, imprimés en petits caractères, d'autant plus qu'on y discute parfois des questions de première importance.

2. L'index ajouté à la fin du livre devrait contenir tous les exemples mentionnées dans le texte.

3. L'absence totale d'une liste alphabétique des ouvrages consultés ou cités est un défaut regrettable dans un livre rempli de citations.

Tauno Nurmela

Erik Rankka, *Deux miracles de la sainte Vierge* par Gautier de Coinci. Edition critique. Uppsala, 1955. 205 p. (Thèse).

Les deux miracles, »Les 150 *Ave* du chevalier amoureux», et »Le sacristain noyé» que M. Rankka a soumis à un examen critique dans une thèse soutenue récemment à Upsal constituent deux petites perles de la littérature mariale du siècle.

Le premier fait partie du cycle bien connu de contes pieux auquel Adolf Mussafia, dans ses *Studien zu den mittelalterlichen*

Marienlegenden, a donné le nom de »Marienbräutigam». Il raconte l'histoire du jeune chevalier qui, pour conquérir les faveurs de sa bien-aimée, fait vœu de dire chaque jour pendant une année entière 150 *Ave Maria* — c.-à-d. les quinze dizaines de prières du rosaire — et qui abandonne son amour terrestre pour celui de la sainte Vierge, lorsque celle-ci, appelée par sa prière dans une chapelle abandonnée, lui apparaît dans toute sa splendeur.

Le deuxième appartient au cycle de légendes appelé par Mussafia »Ertrunkener Glöckner», qui raconte comment l'âme d'un sacristain, mort en pêché mortel, est arrachée aux mains des diables par la sainte Vierge que le pauvre pécheur n'avait jamais oublié d'adorer.

Comme il fallait s'y attendre, ces deux thèmes littéraires ont reçu sous la plume de Gautier de Coinci un traitement particulier qui se distingue de toutes les autres versions par le style personnel, par les réflexions caractéristiques du poète ajoutées au conte proprement dit et enfin par le vocabulaire dont l'interprétation demande à l'éditeur des connaissances linguistiques approfondies et parfois des recherches spéciales pénibles mais passionnantes. La »queue» du deuxième poème est un véritable sermon satirique contre la luxure des moines et la coquetterie des femmes.

Ces deux contes — qui se suivent dans le premier *Livre des miracles* de Gautier — n'ont pas encore fait l'objet d'une étude critique et constituent ainsi un beau sujet d'étude philologique, malgré le nombre assez considérable d'études analogues faites en premier lieu par M. Arthur Långfors et ses élèves. Le présent travail a d'ailleurs été suggéré lui-même par M. Långfors, auquel l'auteur l'a courtoisement dédié.

Dans son introduction, qui occupe la moitié de l'ouvrage, M. R. suit les principes des éditeurs précédents de Gautier. Il étudie d'abord (pages 2—22) l'évolution des deux thèmes dans les littératures latine, française et — pour le deuxième conte — allemande, anglaise, italienne, espagnole, arabe, islandaise et suédoise. A l'occasion de l'analyse des poèmes de Gautier (pages 24—35), il cite et éclaircit les gloses marginales latines se trouvant dans les manuscrits *S* (Bibl. Nat., Nouv. acq. fr. 24541) et *N* (Bibl. Nat. fr. 25532). Ensuite il passe (pages 36—65) aux manuscrits, au nombre de 31, qui ont conservé en tout ou en partie les deux poèmes. Les recherches de l'éditeur pour classer les dix manuscrits (*A*, *B*, *D*, *L*, *M*, *N*, *O*,

S, *T*, *a*) dont il présente les variantes en établissant le texte critique aboutissent à un résultat d'une nouveauté certaine: parenté du ms. T_2 avec le ms. *a*, ce dernier n'ayant pas été, jusqu'à présent, mis en rapport avec des manuscrits contenant les deux livres des miracles de Gautier.

Comme on le sait par les recherches de Mme Ducrot-Granderye, parues il y a une vingtaine d'années dans les *Annales Academiae Scientiarum Fennicae*, le copiste d'un manuscrit des Miracles, celui de *S*, s'est servi de deux modèles: l'un qui représentait la première étape du travail du poète, celle de l'année 1219, où Gautier pensait avoir terminé son livre, et l'autre qui contenait l'œuvre du poète dans sa phase définitive. Par une étude minutieuse du groupe $DNST_2a$, qui se dégage de la *varia lectio*, M. Rankka arrive à cette hypothèse que Gautier, en rédigeant son second livre, aurait lui-même apporté des retouches au texte du premier. Si cela est vrai — les preuves présentées par M. Rankka ne sont pas encore concluantes —, il y aurait, pour la première partie des *Miracles*, en dehors des variantes dues aux copistes, deux versions différentes dues au poète lui-même. Cela contribuerait encore à compliquer la question épineuse du classement des manuscrits qui, par l'heureuse collaboration d'un maître avec ses élèves et ses amis, semble maintenant avoir été amené aussi loin qu'il est possible de l'amener.

Dans le choix du manuscrit de base, M. Rankka aboutit au manuscrit *N*, bien que ce ms. ait le défaut d'omettre 69 vers des poèmes publiés. L'éditeur a comblé les lacunes en premier lieu par *S* (Bibl. Nat., Nouv. acq. fr. 24541). Les vers II 513 —514 et II 615—618 qui manquent à *S* ont été ajoutés d'après *M* (Bibl. Nat. fr. 2163). L'auteur se voit obligé de défendre son choix longuement (pages 59—65) pour prouver la supériorité du manuscrit *N* vis-à-vis de *L*, ce dernier ayant été préféré par M. Koenig pour l'édition de l'œuvre entière de Gautier, dont le premier volume vient de paraître.[1] Après avoir vu les preuves matérielles présentées par M. Rankka, on s'étonne en effet que M. Koenig n'ait même pas pris en considération le manuscrit *N*, qui cependant avait servi de base pour quelques éditions excellentes publiées, e.a., par Mme Eva Vilamo-

[1] Frédéric Koenig (éd.), *Les miracles de Nostre Dame par Gautier de Coinci*, tome premier, Genève-Lille, 1955.

Pentti et M. Erik v. Kraemer dans les *Annales Academiae Scientiarum Fennicae*.

L'examen de la versification et de la langue corrobore en général l'image qu'en ont donnée les éditions antérieures. L'auteur le fait très solidement sur la base des matériaux nouveaux, tout en renvoyant à ces prédécesseurs et en les complétant ou corrigeant au besoin. Quant à la note 2, page 85, où l'auteur apporte une petite correction bienvenue aux vers 471—472 du texte de la *Chasteé as nonains* éditée par moi-même, j'en parlerai ci-dessous plus en détail.

Le texte, parfois particulièrement difficile, est bien établi. Par l'interprétation heureuse de quelques vers des plus énigmatiques, l'auteur arrive à éclaircir aussi des passages restés obscures dans des éditions antérieures et à jeter de la lumière sur les mœurs de l'époque en général.

Voici, pour finir, quelques observations plus détaillées suggérées par la lecture de l'ouvrage de M. Rankka.

P. 44. L'auteur donne comme exemple du cas régime irrégulier du féminin le mot *amors* au vers I, 44. Observation inutile, puisque ce mot peut être aussi au cas régime du pluriel. — P. 44. Je ne comprends pas très bien le terme »adjectif imparisyllabique» se rapportant au mot *despisant*. — P. 53. . . . *glose marginale de S au v. II 230*. Lire: glose marginale de *S* au v. II 232. — P. 57. L'auteur cite Ducrot-Granderye, p. 167—168. Lire: p. 160. — P. 85, note 2. A propos de l'attitude à prendre vis-à-vis de la graphie des formes fortes du pronom masculin *lui* et du féminin *li*, M. Rankka passe rapidement en revue les éditions antérieures dans les termes suivants: »Ott, Nurmela et Boman (v. II 380, 544) corrigent, v. Kraemer (v. 553) et Lozinski ne corrigent pas».

L'auteur se trompe aussi bien pour le compte de M. v. Kraemer que pour le mien. Regardons d'abord le passage signalé (v. 553) de la *Bone enpereris* éditée par v. Kraemer. Il est ainsi conçu:

Après *li* (c.-à-d. la dame) va li damoysiaus.

L'éditeur, M. v. Kraemer, n'y avait vraiment rien à corriger, car *li* est la leçon du manuscrit de base (*N*) et cette graphie représente bien la forme forte du pronom féminin dont il s'agit dans ce contexte. En ce qui concerne mes corrections aux vers 42 et 995 de la *Chasteé as nonains*, M. Rankka dit: »Il apparaît que l'auteur (?) croit avoir affaire à une alternance des

formes atones et des formes accentuées du masculin *li* et *lui* . . . Seulement, il ne s'agit pas là de *li*, forme atone du masculin, mais de *li*, forme forte du féminin, employée indifféremment (*sic*) au masculin». Voici des deux passages:

La douce dame par sa grace
Vielles et jones tex les face,
Et fors de cloistre et en covent,
Qu'a lor espeux tieignent couvent,
Et si le servent de cuer fin
42 Vivre avuec *lui* puissent sanz fin.

Gardez qu'aiez si espurez
Les cuers que chose ne faciez
996 Dont envers *lui* vous meffaciez.

Dans tous les deux passages, le pronom *lui* se rapporte à l'expression *l'époux* (*céleste*) d'un vers précédent. Il ne s'agit donc ni de la forme atone du masculin ni de la forme forte du féminin, mais de la forme forte du masculin. La correction que j'ai apportée à la leçon du manuscrit de base (*R*) n'est pas seulement bien justifiée, mais nécessaire, car dans le premier cas (vers 42) le manuscrit de base est seul à offrir *li* contre la leçon *lui* des 18 autres manuscrits et dans le deuxième cas la variante de *R* rejetée par moi n'est pas *li* du tout, mais *Dieu*.

Le texte critique et les notes. — V. 18. *malesieus*. Les variantes mentionnées aux notes, p. 145, devraient figurer aussi dans la *varia lectio* normale. — V. 271—272. *N'est tex amors con est la seue, Autres amors en male veue L'ame et le cors et l'avoir chacent*. En éditant la *Chasteé as nonains*, j'avais adopté, aux vers 469—470, la leçon *Fame qu'il voit qui toute est soie Qui toute va a male voie* contre la majorité des manuscrits qui offraient la rime *veue* : *seue*. Il me semble maintenant que j'ai eu tort. C'est le mot *l'avoir* dans le passage du texte de M. Rankka qui m'en a convaincu, car l'avoir peut difficilement »aler a male *voie*». Eu égard des nombreux exemples de cette locution — aller a *male veue*, etc. — offerts par Godefroy, il est évident qu'elle contient, au moins à l'origine, le substantif postverbal du verbe *vouer* et non pas *voie*. Mais ce mot ne signifie pas »désastre, perdition», comme le veulent Godefroy

(article *voe*, tome VIII, p. 276), et M. Rankka (note, p. 149), mais probablement »but», »destination». — V. II, 60. *dolenté.* Ce mot aurait mérité une traduction (»misère morale», »passion charnelle») dans le glossaire et non pas seulement dans les notes, à propos des vers II, 320—321. — Vv. II, 491—492. *Mais a un mot vos en di: trout! De loinz: enhen! et de pres: tproupt!* L'auteur a abandonné, au vers 491, la leçon *tout* du manuscrit de base et de la majorité des manuscrits pour adopter celle des manuscrits *M* et *S* : *trout.* Ainsi, comme le dit l'éditeur dans les notes, le passage a gagné de la vigueur, mais je crois qu'il en reste encore assez si on laisse le texte de *N* tel quel. Les deux mots *trout* et *tproupt* ne représentent probablement que des graphies différentes de la même expression (»pet») et en corrigeant le texte comme le fait M. Rankka, on aurait une rime absolument identique, ce dont on ne connaît pas d'autres exemples, que je sache.

Tauno Nurmela

J. Marouzeau, *Notre langue. Enquêtes et récréations philologiques* (Bibliothèque des chercheurs et des curieux). Paris, Librairie Delagrave, 1955. 280 pages in-8°.

Les livres de vulgarisation, très souvent, déçoivent le savant: celui-ci n'y trouve que des éléments connus, arrangés pour plaire à des milieux qui lui sont étrangers. Plaire à ces milieux est d'ailleurs, en France, chose relativement facile; le Français a la passion de tout ce qui touche sa langue. Aussi les vulgarisateurs, en matière de linguistique, sont-ils nombreux, et leur valeur très variée.

Pour écrire un ouvrage qui satisfasse à la fois la curiosité du grand public et le goût du spécialiste, il faut non seulement savoir assaisonner et présenter agréablement des choses connues, il faut aussi avoir quelque chose de neuf à dire qui puisse être compris de tous. Dans le cas du français, qui depuis des siècles fait l'objet de tant de recherches, il n'est pas facile de trouver des matériaux qui soient en même temps nouveaux et digestibles. Seul un excellent linguiste doublé d'un excellent vulgarisateur est capable de réunir, dans le français

d'aujourd'hui, un nombre suffisant de matériaux de ce genre et d'en faire un livre attrayant.

M. J. Marouzeau — qui, depuis sa retraite, passe de plus en plus de l'étude du latin à celle du français — possédait toutes les qualités requises pour consacrer à *Notre langue* un petit livre capable de plaire à la fois aux deux groupes de lecteurs mentionnés dans le nom de la *Bibliothèque des chercheurs et des curieux*. A son *Précis de stylistique française* (1941; 3e éd., 1950) et à ses *Aspects du français* (1950), il vient de joindre un petit volume où l'on retrouve les mêmes qualités, et dont la lecture est un véritable régal intellectuel.

Un long chapitre, d'une utilité réelle, y étudie le problème *Accent et intonation*: «l'étude des procédés oraux du langage est une des moins avancées dans l'enseignement des langues et des littératures, et l'on peut prédire un beau succès à quiconque attachera son nom à cette science nouvelle» (p. 34).

La tendance de la langue parlée à laisser s'amuïr le *r* final postconsonantique a enrichi le français d'un nouveau type d'infinitifs: les infinitifs terminés en *-t'* et en *-d'*, comme *bat'* (*la campagne*), *rend'* (*la monnaie*). *Fout(re)*, propre uniquement à la langue parlée, ne fait presque jamais sentir son *r*; il a prêté sa flexion à l'euphémisme *ficher*, d'où le nouvel infinitif à terminaison zéro *fich(e)* et le nouveau participe en *-u fichu*. *Fich'*, «infinitif sans caractéristique, ou, si l'on veut, avec pour caractéristique une consonne finale quelconque», n'est pas resté isolé: on entend déjà *j'te vas flanq' un pain*, et même, sans point de départ analogique précis dans la sémantique, *t'es pas capable de rien y pij'* (pp. 52—54). Tout cela est neuf (je crois), important, et capable d'intéresser qui que ce soit. Neuve aussi, la méthode de M. Marouzeau: les enquêtes qui lui ont permis ces constatations, il les a faites en partie dans le *métro*, qui, «aux heures de circulation des ouvriers et des apprentis, permet aux linguistes de faire connaissance à peu de frais avec la langue parlée populaire».

Il faut lire aussi le chapitre sur les *Aspects de la négation*. «De *ouvert* à *fermé* le passage se fait sans transition; entre *long* et *court*, il y a une sorte de zone d'indifférence; il y a un degré zéro. --- La négation de *ouvert* équivaut nécessairement à la constatation de *fermé*, tandis que --- *non long* --- n'est pas nécessairement --- *court*» (pp. 171 s.).

«Que représente, psychologiquement, *Paris-Presse*? Rien d'intelligible. C'est une agglutination pure et simple, qui

n'a d'autre valeur que de suggérer le sens des deux composantes» (p. 183). Ces noms de journaux sont trop nombreux et trop importants pour qu'il soit permis, en leur présence, de se contenter d'un haussement d'épaules et de parler de simple charabia: *France-Soir*, *Nice-Matin*, *Paris-Plaisirs*, *France-Illustration*... M. Marouzeau a aperçu le problème qu'ils posent, et qui mériterait bien une petite étude.

La synonymie totale existe-t-elle? Si par synonymie on entend identité non seulement de sens, mais aussi de milieu, de style, de ton, etc., on est tenté de répondre négativement. Aux exemples donnés par l'auteur (pp. 94—98), on pourrait en ajouter d'autres. De *claque* à *soufflet*, en passant par *gifle*, on sent un mouvement ascendant: le style est de plus en plus élevé; mais le sens reste le même (*taloche* est déjà un peu différent). Entre *deuxième* et *second*, la nuance est moins nette; mais M. Charles Bruneau a raison de penser que *second* est légèrement plus «noble» que l'autre mot; les voyageurs de «seconde» ont les ongles propres, alors que ceux de «deuxième» sont plutôt des voyageurs de troisième déclassés. Semblablement, certains emplois de *façon* se rapprochent fort des emplois correspondants de *manière*. Entre *rendre* et *prononcer* un arrêt ou un jugement, la différence n'est guère plus grande.

Les questions appelées à demeurer sans réponse sont nombreuses. Qui saurait dire au juste, par exemple, pourquoi des verbes tels que *douloir* et *souloir* sont morts sans appel (p. 105)? A ce propos, nous voudrions rappeler l'important trio de verbes *ester*, *gésir*, *seoir*: pourquoi le français les a-t-il laissé mourir, alors que dans les langues sœurs leurs équivalents se portent en général à merveille (esp. *estar*, *yacer*, ital. *stare*, *giacere*, *sedere*, roum. *sta*, *zăcea*, *ședea*, etc.), et que les périphrases qui les remplacent, notamment *être debout*, *être couché*, *être assis*, sont tellement moins commodes? Pourquoi le français a-t-il laissé mourir le procédé extrêmement utile qui consistait à employer substantivement un infinitif quelconque dans le sens du nom abstrait (nom d'action, nom d'état) correspondant (anc. franç. *li descouvrirs*, *li doners*, etc.), procédé demeuré tout à fait vivant dans les langues sœurs et que rien n'est venu remplacer en français?

Important chapitre (malheureusement sans exemples), à méditer: celui que l'auteur a consacré, sous le titre *Qu'est-ce que le style?* (pp. 187—205), à la philosophie de la stylistique.

Ce qu'on pourrait trouver à critiquer n'a que bien peu

d'importance. Signalons ici quelques détails. Le préfixe *auto-* (p. 79; cf. p. 81) ne signifie plus seulement «même», «de soi-même», «par soi-même», etc., comme dans *autobiographie*, mais aussi «qui a quelque rapport avec les automobiles», comme dans *autocanon* (usité dès 1913, nous apprend le Larousse), *-canot*, *-chenille*, *-mitrailleuse*, puis dans *auto-école*, *autoroute*, *autostop*. Récemment, A. Dauzat, dans *le Monde*, proposait de remplacer *restoroute* par *autorelais*. — *Autodafé* est portugais, et non (quoi qu'en dise le Larousse) espagnol (p. 80). — Nous ne voudrions pas, comme le propose l'auteur (p. 151), voir dans *façon tailleur* et *genre sport*, qui ne semblent pas s'employer à l'état libre (dirait-on **une façon tailleur*?), le même procédé d'agglutination que dans *complet-veston* ou *chapeau-melon*. *Un vêtement façon tailleur*, *un costume genre sport*, de même que *des armes dernier modèle*, *un meuble style* (*genre*) *renaissance* (*empire*, *Louis XV*), *cent pages format thèse*, *une réplique grandeur naturelle*, *des tissus teintes mode*, etc., appartiennent à la catégorie très spéciale des formations substantives à *trois* membres, où le groupe constitué par les deux derniers a pour base un terme de classement comme *façon*, *genre*, *type*, *modèle*, *format* et est attaché sans aucun mot d'attache (c'est-à-dire asyndétiquement) au premier membre, qu'il sert à qualifier, ou plutôt à classer. (Nous préparons sur ce genre d'expressions une étude spéciale.) — Est-il bien certain que «le français d'aujourd'hui est en train de perdre son mode subjonctif» (pp. 181 s.)? A l'appui de cette théorie l'auteur ne donne que trois exemples: *quoiqu'il e s t le premier de sa classe*; *bien qu'il s e r a i t imprudent*; *quoiqu'il f a u d r a*. Certes, dans le genre de propositions que représentent ces trois exemples, c'est-à-dire dans les subordonnées concessives ordinaires, l'indicatif fait des progrès et est très fréquent dans la langue parlée; ce genre de subordonnées expriment quelque chose de très réel (approximativement «il est certes le pr. de sa cl., mais malgré cela ---»), et on a souvent besoin d'y faire entrer la nuance propre au futur ou au conditionnel, nuance que le subjonctif ne permet pas d'exprimer; en espagnol, l'indicatif y constitue le mode normal (*aunque duerme* «quoiqu'il dorme»; mais *aunque durmiese* «même s'il dormait»). Il est vrai aussi que la langue parlée, en avance sur la langue écrite, dit couramment, avec l'indicatif: *je suis content que tu e s là*; *je ne crois pas qu'il v i e n d r a*; *c'est le plus savant homme que je c o n n a i s*; *il n'y a que lui qui p e u t le faire*; etc. Mais l'extrême

fréquence, même dans la langue parlée, de types tels que: *je veux qu'il vienne*; *il faut qu'il vienne*; *avant qu'il vienne*; *jusqu'à ce qu'il vienne*; *pour qu'il vienne*; *sans qu'il vienne*; *pourvu qu'il vienne*, etc., ne nous autorise pas à croire à une «disparition du subjonctif français». — Le chapitre XII, *Langage et hasard*, étonne un peu, et détonne un peu, dans un ouvrage de linguistique; c'est en somme le seul qui justifie entièrement le mot «récréation» que l'auteur a modestement fait figurer dans le titre de son livre. Pourtant, les rencontres fortuites — ex. *à l'envi*, non apparenté à *envie*, malgré une ressemblance de forme et de sens (p. 238) — ont un intérêt qui n'est pas seulement d'ordre récréatif toutes les fois qu'elles nous aident à comprendre une évolution. Un cas de ce genre nous vient à l'idée: l'emploi de *triptyque* dans le sens de «carnet de passage en douanes permettant à une voiture de pénétrer provisoirement dans un pays» provient, paraît-il (mais sans que nous puissions garantir cette étymologie), d'une rencontre fortuite entre l'angl. *trip ticket*, employé dans ce sens, et le mot traditionnel *triptyque*, signifiant «tableau à trois volets», puis «document constitué par trois feuillets se repliant l'un sur l'autre».

Lund (Suède)

Alf Lombard

R. Aramon i Serra, *Les edicions de textos catalans medievals.* Extrait des *Actes et Mémoires du VII^ème^ Congrès international de Linguistique romane*, pages 195—267. Barcelone, 1955.

M. R. Aramon i Serra, membre et secrétaire général de l'*Institut d'Estudis Catalans*, et dont on connaît la part active dans ce domaine, donne un rapport circonstancié sur l'histoire et l'état actuel des éditions de textes catalans.[1] Les plus anciennes d'entre elles, vénérables pour leur date — leur aînée, un recueil de pièces à la louange de la Vierge, est de 1474 —

[1] Je signale, par le même savant, un aperçu de *La philologie romane dans les pays catalans (1939—1948)*. Extrait du *Suplemento bibibliográfico* de la *Revista portuguesa de filologia*. Coimbra, 1950.

témoignent plus de dévotion pour les lettres nationales que de fidélité à la teneur des œuvres originales. En Catalogne comme ailleurs, c'est le mouvement romantique, secondé par un réveil du patriotisme, qui donna le branle à l'étude sérieuse de la langue et litterature ancienne. Pròsper de Bofarull avec ses *Documentos literarios en antigua lengua catalana* (*siglos XIV y XV*) parus en 1857 et, quelques années plus tard, Milà i Fontanals avec ses études et ses éditions de poésies médiévales catalanes inaugurent la méthode critique soucieuse de conserver ou de restituer l'antique pureté de la langue, tandis que la fondation, en 1872, de la *Biblioteca Catalana* ouvre toute une série de collections de caractère vulgarisateur. Une commission spéciale est destinée dès 1906 à la publication de l'œuvre de Raimond Lulle, et l'an suivant voit la naissance de l'*Institut d'Estudis Catalans* qui marque l'essor des éditions critiques de manuscrits de tous genres, imprimées soit dans les *Annuaris* soit dans la *Biblioteca Filològica* que publie l'Institut, et auxquels il joint les *Estudis Romànics* lancés magnifiquement, par les soins de M. Aramon i Serra, en 1947—48. Enfin, une nouvelle collection de textes catalans qui s'affirmera féconde, *Els Nostres Clàssics*, voit le jour en 1924, et en 1938, en pleine guerre civile, débutent, par un chansonnier édité par M. Aramon i Serra les *Cançoners Catalans de la Biblioteca de Catalunya*. L'apport étranger à la philologie catalane n'est pas négligeable non plus, surtout en la période où le catalan et le provençal passaient pour une langue une. Rappelons seulement les Français Morel-Fatio et A. Pagès, les Allemands Bartsch, W. Foerster et Suchier, et chez nous, A. Långfors, éditeur de Guilhem de Cabestanh.

Veikko Väänänen

Erik Rooth, *Huvuddragen av det tyska språkets historia.* 2 uppl. Malmö, Gleerups förlag, 1955. 233 S. und eine Sprachkarte. Preis: Schw. Kron. 13.75, geb. Kr. 17: —.

Neulich ist die zweite Auflage dieses Buches von dem bekannten Lunder Professor Erik Rooth erschienen. Die Arbeit ist zunächst als Hilfsmittel für diejenigen bestimmt, die Deutsch studieren, sie kann aber auch allen Deutschlehrern zum Nutzen

sein und überhaupt werden alle, die sich für Sprachen und Kulturgeschichte interessieren, ihre Freude daran haben. Professor Rooth ist ja ein grosser Kenner auf dem Gebiete der germanischen Philologie, und dieselbe Klarheit und pädagogische Übersichtlichkeit die für alle seine Werke bezeichnend sind, geben auch dieser sprachgeschichtlichen Übersicht ihr Gepräge.

Das Buch fängt mit einem Überblick über die Verwandtschaftsverhältnisse der deutschen Sprache und ihre Stellung in der indoeuropäischen Sprachgruppe an. Dann folgt eine allgemeine Charakteristik der verschiedenen Sprachabschnitte und ihrer Kultur, von dem Indoeuropäischen und Urgermanischen über die späteren germanischen Sprachgruppen, das Ost- West- und Nordgermanische, das Altsächsische, Althochdeutsche, Altfriesische, Altniederfränkische, Mittelniederländische, Mittelhochdeutsche, Mittelniederdeutsche bis zur heutigen deutschen Sprache. Besonders interessant von dem Gesichtspunkt der Deutschlehrer aus sind die Abschnitte über Luthers Sprache, die Entwicklung der neuhochdeutschen Schriftsprache nach Goethe und das Verhältnis Bühnensprache-Mundarten sowie das 6. Kapitel mit der Übersicht der deutschen Dialekte, die sich ja in der modernen Umgangssprache vielfach abspiegeln.

Von philologischem Gesichtspunkt aus interessant sind das 4. Kapitel, das einen Querschnitt durch die wichtigsten Veränderungen der Sprache während der verschiedenen Zeitabschnitte gibt und das 5. Kapitel, das ein konzentriertes Bild der Entwicklung des Lautsystems von der urgermanischen bis zur neuhochdeutschen Zeit bietet. Übersichtlich und lehrreich werden hier die bekannten grossen Erscheinungen wie die Lautverschiebungen, der Ab- und der Umlaut usw. dargestellt. Der Verfasser ist hier bestrebt die Ergebnisse der neuesten Forschung zu berücksichtigen. Wer Einzelheiten vergessen hat oder sich in besondere Fragen vertiefen will, findet hier Aufschlüsse genug, wie auch die Übersicht im 5. Kapitel mit den zahlreichen Vergleichen zwischen der Musteraussprache der Bühnensprache und den gesprochenen Mundarten zum praktischen Nutzen sein kann.

Mit dem pädagogischen Zweck vor Augen hat der Verf. eine grosse Objektivität erstrebt und ist deshalb nicht auf rein wissenschaftliche Problemstellungen eingegangen. Der Leser, der dafür Interesse hat, findet aber nach jedem grös-

seren Abschnitt ein reichhaltiges Literaturverzeichnis, wo sowohl die älteren als die neuesten Arbeiten berücksichtigt werden.

Ich möchte noch einmal betonen, dass Prof. Rooths Buch besonders den Sprachlehrern als ein zuverlässiges und nützliches Nachschlagebuch zu empfehlen ist. Die Ansichten über die Ausbildung der Sprachlehrer und die Nützlichkeit sprachgeschichtlicher Kenntnisse sind bekanntlich sehr verschieden. Die Bedeutung der praktischen Ausbildung mit besonderer Berücksichtigung der modernen Sprache, Literatur, Kulturgeschichte und Erdkunde wird ja immer mehr betont. Es ist doch ohne weiteres selbstverständlich, dass es wichtig ist, dass der Sprachlehrer eine gute philologische Schulung hat und imstande ist, die modernen Erscheinungen in ihrem geschichtlichen Zusammenhang zu sehen. Denn wenn auch das praktische Erlernen der modernen Sprachen der Hauptzweck des Sprachunterrichts in der Schule ist, spielt ja auch die sog. Kulturkunde für das Verständnis des fremden Volkes und seiner Kultur eine grosse Rolle. Und dabei kann man unmöglich die älteren Zeiten und die Entwicklung der Sprache und Literatur unberücksichtigt lassen. Wenn man ältere Schüler unterrichtet, kommt man früher oder später zu der Frage *warum*? Die begabteren Schüler ahnen den Zusammenhang zwischen den verschiedenen verwandten Sprachen, können ihn aber nicht ohne weiteres verstehen. Dann ist es angebracht, ihnen einen kleinen Überblick über die wichtigsten Lautgesetze zu geben, der ein erklärendes Licht über die Erscheinungen wirft (z.B. die Entstehung und Bedeutung des Umlauts, die Lautverschiebung mit der Entwicklung auf einerseits hochdeutscher, andererseits schwedisch-englischer Seite usw.). Überhaupt ist es, glaube ich, glücklich, wenn ein Sprachlehrer nicht sein Unterrichtsfach als eine einzelne Erscheinung betrachtet sondern Brücken von Sprache zu Sprache baut, um so den Gesichtskreis der Schüler zu erweitern. Selbstverständlich dürfen philologische Auslegungen keinen grossen Raum im Unterricht einnehmen, sie dürfen auch nicht zu oft gegeben werden, nur wenn eine Gelegenheit sich von selbst darbietet. Der Lehrer muss aber immer bereit sein, und da ist es gut, wenn ein Nachschlagebuch wie Prof. Rooths bei der Hand ist.

Gunvor Krogerus

Heinz Küpper, *Wörterbuch der deutschen Umgangssprache.* Hamburg, E. Claassen Verlag, 1955. 421 S.

Mit dieser Arbeit legt der belletristische Verlag E. Claassen ein für Sprachpädagogen, Übersetzer und gebildete Leser ebenso nützliches wie sprachwissenschaftlich und kulturgeschichtlich aufschlussreiches Werk vor. Zieht man die stürmische soziale Entwicklung der letzten fünfzig Jahre in Betracht, so kann es nur verwundern, was K. im Vorwort mitteilt: abgesehen von einzelnen Wortgruppenzusammenstellungen (z.B. der 'Kraftausdrücke'), die überdies alle um zwei Generationen zurückliegen, ist ein Lexikon dieser Art für das Deutsche überhaupt noch nicht erschienen!

K.s Arbeit steht also auf Neuland, und es gelten gerade für sie in jeder Hinsicht die Sätze, die Ernst Jünger seiner Untersuchung über »Sprache und Körperbau» (1947) vorangestellt hat: 'Arbeiten dieser Art muss man auf Zuwachs schreiben: sie werden niemals abgeschlossen sein. Sie gleichen Sträussen, die man im Garten der Sprache pflückt.'

In diesem Sinne mag die keineswegs als *negative* Kritik gemeinte Vermutung verstanden sein, dass K.s Lexikon den jungen deutschen Germanisten eine Fülle von Anregungen zur Weiterführung der Arbeit bieten wird. Denn selbst bei Beachtung davon, dass »Umgangssprache» ein fluktuierender Wanderbegriff ist, der sich einer vollständigen Abbildung widersetzt, so gibt es über das vorgelegte Material hinaus sogar in der Literatur von Luther bis Rilke (von noch neueren, wie z.B. Fallada zu schweigen) noch so manches Wörtchen, so manche Wendung, die K. als Deutschem hochsprachlich scheint, die der Nichtdeutsche jedoch hier wie anderswo vergeblich sucht. Anderseits waltet bei nicht wenigen der gegebenen Ausdrücke eine Reichlichkeit an Erklärungen, die (soweit überhaupt vonnöten) bei geschickter, *systematisch* vorgehender Formulierung stark zusammenschrumpfen und für zahlreiche Neuaufnahmen Platz bieten könnte.

Dass die Ausformung und Verformung der Umgangssprachen kulturgeschichtlich besonders reizvoll ist, belegt so gut wie jede Seite der Arbeit. *Ab nach Kassel!*, wie oft gebraucht der Deutsche diesen Ausruf. Dass die Wendung auf jene Zeiten zurückgeht, in denen hannoveraner Untertanen von ihrem Fürsten als Soldaten auf den nordamerikanischen Kriegsschauplatz verkauft wurden, davon ahnt man heute nichts

mehr; 'ab nach K.' gehen bedeutet heute einfach 'sich aus dem Staube machen', ('abhauen'). Die *Klappe* in der Bedeutung 'Bett' — ein ganz geläufiger Ausdruck — entstammt der Verbrechersprache (Klapp-Bett bezw. -Pritsche im Gefängnis!). *Trümmerblume* wird heutzutag das Weideröslein genannt, weil es auf Ruinen besonders gut gedeiht . . . *Abgemacht, Seefe!* sagt der Berliner ohne zu wissen, dass dieses 'Seefe' durchaus nicht auf Seife zurückgeht sondern auf *c'est fait* (daher im selben Sinne 'm.w.' = machen wir).

Wie schon die Unterbringung bei einem schöngeistigen Verlag zeigt, handelt es sich bei K.s Arbeit nicht um eine Wörterliste in streng wissenschaftlichem Sinn. Auch anhand der hingeplauderten Erläuterungen bei vielen der Artikel (s.o.) gewinnt man die Auffassung, dass dieses Wörterbuch von einem Liebhaber für Liebhaber geschrieben worden ist. Aber gerade dieser Umstand macht seine *Lektüre* fesselnd — denn man 'liest' darin, auch wenn man nichts 'nachzuschlagen' hat, und selten legt man das Buch ohne Gewinn aus der Hand. Freilich — gar manches bleibt dem Verfasser nachzutragen; nicht nur Ausdrücke und Wendungen, sondern auch z.B. Hinweise auf umgangssprachliche Gepflogenheiten wie Zusammenziehungen, Weglassungen, Verstärkungen, usf.

Carl-August von Willebrand

Martin Lehnert, *Sprachform und Sprachfunktion im »Orrmulum«, um 1200* (Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin, II, 1952—53, Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe, No. 2). Pp. 58.

»Es sind im wesentlichen zwei Kräfte in der Sprache wie im Leben wirksam, die wir mit Wilhelm Horn als Zweck und Ausdruck bezeichnen wollen. Die Ausdruckstätigkeit baut auf und schafft Neues, die Zwecktätigkeit baut ab und führt zur Vereinheitlichung.» This is the principle on which Prof. Lehnert, following his teacher Wilhelm Horn (who died in 1952), bases his significant study of the language of *Ormulum*.

I find the work stimulating, even provocative. It is in the field of syntax, above all, that the author's observations are of

interest. An example of this is the chapter dealing with the so-called genitive of definition.

Prof. Lehnert finds that Orm makes an extensive use of genitives of definition of the type *wissdomess leome* (6729) for simple nouns (like *wissdom*). Such constructions — already found in Old English translations — reflect the influence of the Bible and of classical writers. Orm uses the genitive of definition of this particular type for much the same purpose as Old English poets use their kennings. Not infrequently do such expressions result in tautology, as in *burrzhess tun* »town» (6538) and *timess fresst* »time» (14432); cf. Old English *mod-sefa, mægen-craft*, etc.

It is interesting to find that, in the singular, the proportion between the inflectional genitive and the genitival *of*-periphrasis is roughly 1 : 1 in Ormulum and that the tendency to restrict the use of the former to animate nouns is not yet noticeable. In the plural, on the other hand, a trend towards a regulated use of the periphrasis with *of* makes itself clearly felt.

In expressions like *alle kinne sinness* »all kinds of sins», the genitive plural *kinne* (OE. *cynna*) occurs fifty-seven times, but thee form *kinness* only three times. Prof. Lehnert finds that in cases of this kind *kinne* is used in a greatly weakened sense, much like an attributive adjective. It is probable that this is the case also in numerous instances in which the old genitive plural *sawle* occurs (e.g., *till ure sawle bote*). Other cases of this kind are less frequent (*weppmanne kinde*, 7904, etc.). Such instances seem to parallel the markedly adjectival use of the *s*-less genitive plural in more southern texts, such as *Piers Plowman* (*lollarene lyf*, etc.)

In accordance with Prof. Horn's views the author ascribes the appearance and increasing popularity of the genitival *of*-periphrasis simply to its greater clarity and forcefulness as compared with the old inflectional genitive. This agrees essentially with the view expressed by the late George O. Curme. Curme was a great authority on English historical syntax, though it seems that occasionally his eagerness to trace a native Germanic origin for various syntactical phenomena in English made him underrate the influence of the Romance languages. And although it is probable that the editor of the *NED.*, in stating that it is doubtful whether *of* might have come independently to be a substitute for the genitive, exaggerates the influence of Old French and medieval Latin

de in the development of this construction, yet from what is known about Middle English usage it is difficult to believe that the spreading of the genitival *of*-periphasis during this period was an entirely spontaneous native process.

Thus, while admitting that Prof. Lehnert's statement may hold true of *Ormulum*, it seems that when the whole Middle English development in all dialectal areas is considered, the rôle of French and Latin *de* as a contributory influence can hardly be excluded. But this, of course, does not necessarily contradict the principle of greater clarity and forcefulness.

The inclusion, on p. 20, of prepositional phrases like *bi dazzess annd bi nihhtess* (1449) and *o dazzess annd o nihhtess* (402) among examples of the adverbial use of the genitive is misleading; it is probable that this is just an oversight on the author's part.

As for the dative case, the survival of final *-e* in quite a large number of nouns is a noteworthy feature. Prof. Lehnert finds that the forms with *-e* are entirely due to rhytmical considerations and no longer serve any inflectional purpose.

It is not possible to enumerate here the many other interesting details discussed by the author. There is a long concluding survey of Orm's language, in which, among other things, stylistical aspects are studied. It shows that the method used by the author, when applied without dogmatism, yields results which help us to get a better insight than before into the reasons and mechanism underlying linguistic development.

Tauno F. Mustanoja

Sven L. Fristedt, *The Wycliffe Bible*. Part I: The Principal Problems Connected with Forshall & Madden's Edition. Stockholm, Almquist & Wiksells Boktryckeri AB, 1953. XVI + 148 pp., XVII facsimiles of MSS.

The philological history of the *Wycliffe Bible* seemed to me, when many years ago I handled the Forshall-Madden edition, to be something which no single scholar would be prepared to unravel. It was both a pleasure and a surprise when I first met the author of the present work and found

that he had had the courage to undertake the task and that he had already done work which was truly impressive, although at the time he confessed to be in doubt whether to go on or to stop in front of the difficulties. He *did* go on, however, and the result is now before the reader.

The first chapter introduces us to the *Wycliffe Bible* in its different versions and questions as to authorship and persons connected with the versions. The names of Trevisa, Hereford, Purvey are brought forward, and preliminarily discussed, then the *Vulgate* as source and finally the possible dating of the versions and the MSS.

The second section takes up the problems connected with the Forshall-Madden ed. describing it carefully and critically and enumerating the MSS that go to the two versions of chief interest, with ramifications, and then an inquiry into the methods of these editors, and a very important description of their inadequate work for a reliable and safe, final text (pp. 35 ff.)

Ch. III devotes some three pp. to a summary of the theories on the Oxford idiom as identical with the language of the *WB*. The most surprising fact here is the statement that extensive parts of the *WB* have as yet not been subjected to a linguistic analysis.

In the IVth ch., the author tries to clear the ground for a reliable investigation of the central problem by means of a comparative study of the translational methods and language of the *WB* and of a contemporary translation of a Latin tract called *De salutaribus Documentis*, which is in spirit a Lollard specimen. Here, the author has found very valuable help, so that he made a separate MS which he deposited in the Bodleian for later publication.

The largest and most intricate ch., V, discusses the chances we have of regarding the MS which F & M suppose was original, to be such. The author succeeds in invalidating this view. All features characteristic of a copy are to be found in the MS, as the author states, p. 60. In particular, he adduces a list of misreadings which must be due to the work of a copyist (pp. 72 f.) A linguistic inquiry into the possibilities of the North and Leicestershire from where Wycliffe hailed, makes the author inclined to stress some features pointing to Wycliffe.

After these preliminary though deep-delving discussions, the last ch., VI, attacks the central question: Who was the

author of the versions? The author shows that Wycliffe must have been engaged in the Early Version in some way, probably so that he laid down the principles of translation, a translation which was then carried out by less competent hands (»Hereford and his coadjutors»). Of the two revisions of this text, the first is made by Purvey (and helpers) under the probable auspices of Wycliffe himself, but the second seems to have been made against the principles held by W. This chapter is a very intricate one, including matter which does not immediately bear on the subject but of importance for the discussion. In addition to the philological evidence here, there is a section on contemporary evidence as to Wycliffe as the translator of the *Bible*. Most curious among these is a letter by Archbishop Arundel to Pope John XXIII about Wycliffe which evidently confirms the author's views in the light of his addition of the first revision of the Early Version discovered by the author. As a final result, the conclusion seems to be warranted that Wycliffe was the initiator and supervisor of the translation and the First Revision, and he must have had a share as one of the correctors and even translators of the *Wycliffe Bible*.

The book is rather tough reading partly on account of the subject, partly on account of the plan which is not immediately clear to the reader. But on the other hand, it is unusually interesting, even fascinating reading, not the least so because the author's intellectual penetration and *honesty* warrant for the safety of results and because of the sense of his absolute unselfishness in the pursuit of this highly controversial subject. Some of the discoveries are sensational because made in a field where so many eager and painstaking scholars have been at work for more than a century. In particular, attention should be drawn to the First Revision of the Early Version and the explanation it affords of the letter sent by Archbishop Arundel to the Pope. This fact alone is a fair reward for the author's labours. But the whole vol. is doubtless the most valuable contribution to the study of the *WB* as yet made, and we look forward with keen expectations to the publication of such parts of the author's further investigations into the subject as can be ready for us within the near future.

Uppsala S. B. Liljegren

EINGESANDTE LITERATUR

Frenckell, Ester-Margaret von, *Comoedie Directeuren Carl Gottfried Seuerling och dess Hustru Theater Directeurskan Margaretha Seuerling.* Helsingfors, Frenckellska Tryckeri-Aktiebolagets Presentbokserie, 6. 1953. 56 S. 111.

—»— *Intellektuell ögonfägnad på teatern.* Särtryck ur *Hbl.* 7. 3. 1954. — *Studentteaterkongress och akademisk teaterutbildning.* 8. 5. 1954. 12 S. — *Den finska nationalteatern 1902—1917.* 10. 6. 1954. 7 S. Helsingfors.

Gamillscheg, Ernst, *Zur Frühgeschichte des Rumänischen.* Sonderdruck aus Gedächtnisschrift für Adalbert Hämel, hgg. vom Romanischen Seminar der Universität Erlangen. S. 65—72. Würzburg, Konrad Triltsch Verlag.

Giornale storico della letteratura italiana, vol. CXXX, fasc. 4° (1953).

Graband, Gerhard, *Der Ordnungsgedanke in der mittelenglischen Literatur.* Sonderdruck aus der Zeitschrift für Anglistik und Amerikanistik, II, 61—74. Berlin, Deutscher Verlag der Wissenschaften, 1954.

—»— *Sutton Hoo.* Sonderdruck aus der Zeitschrift für Anglistik und Amerikanistik, Jhg. II, 201—209. Berlin, Deutscher Verlag der Wissenschaften, 1954.

Guiette, Robert, *Symbolisme et »senefiance» au moyen âge.* Communication . . . au V^e^ Congrès de l'Association . . . Extrait des Cahiers de l'Association internationale des études françaises (Paris, Soc. d'Édition »Les Belles Lettres», 1954), p. 107—122.

Haeringen, C. B. van, *Netherlandic Language Research: Men and Works in the Study of Dutch.* Leiden, E. J. Brill, 1954. Pp. viii—108. 8.50 Gld.

Hallig, Rudolf, und von Wartburg, Walther, *Begriffssystem als Grundlage für die Lexikographie; Versuch eines Ordnungsschemas.* Abh. der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Kl. für Sprachen, Lit. und Kunst, 1952, Nr. 4. Berlin, Akademie-Verlag.

Hallowell, Robert E., *Ronsard and the Conventional Roman Elegy.* Illinois Studies in Language and Literature, Vol. 37, 4. Urbana, The University of Illinois Press, 1954. Pp. 176.

Haltsonen, Sulo, *August Ahlqvistin kansatieteellisestä tutkimustyöstä* (Work Done by A. A. in Ethnology). Reprinted from Kalevalaseuran Vuosikirja 35, pp. 105—121. Helsinki, 1955.

Heltveit, Trygve, *Studies in English Demonstrative Pronouns: A Contribution to the History of English Morphology.* Oslo, Akademisk Forlag, 1953. 138 S.

Henry, Albert, *Chrestomathie de la littérature en ancien français*, I. Textes; II. Notes, glossaire, table des noms propres. X-350 et 175 pages. Bibliotheca Romanica, edendam curat W. v. Wartburg. Series altera: Scripta Romanica selecta, IV. Berne, Francke, 1954. S. Fr. 23.40, rel. 24.50.

Hildén, Kaarlo, *Öriket Sark, ett minne från länsväsendets tid.* Särtryck ur Jorden Runt, Magasin för Geografi och Resor 26: 3 (S. 105—15). Stockholm, 1954.

Hist. Komm. bei der Sächs. Akademie der Wiss. zu Leipzig. Mitteldeutsche Studien hrsg. von Th. Frings und K. Bischoff, 13: Monika Schütze, *Dialektgeographie der Goldnen Mark des Eichsfeldes.* 143 S. und Karten. 1953. — 14: Karl Bischoff, *Elbostfälische Studien.* 153 S. 1954. Halle, Niemeyer.

Holthausen, Ferdinand, *Altsächsisches Wörterbuch.* Niederdeutsche Studien, hrsg. von W. Foerste, B 1. VIII—95 S. Köln, Böhlau-Verlag, 1954. DM 9.80.

Horn, Wilhelm, *Laut und Leben: englische Lautgeschichte der neueren Zeit (1400—1950)*, bearbeitet von Martin Lehnert, I. Berlin, Deutscher Verlag der Wissenschaften, 1954. XII—735.

Imago Mundi, a Review of Early Cartography, edited by Leo Bagrow (Stockholm MCMLI), Vol. VIII, Leiden, E. J. Brill, pp. 55—69, Reprint: Carl Enckell, *The Representation of the North of Europe in the World Map of Petrus Plancius of 1592.* — Vol. X (MCMLIII), pp. 57—60. Reprint: Walter Blumer, *The Map Drawings of Aegidius Tschudi* (1505—1572). — Reprint: Carl Enckell, *Aegidius Tschudi's Hand-drawn Map of Northern Europe, pp. 61—64.*

Impiwaara, Heikki, *Pariisin teatterioloista 1600-luvun alkupuolella.* Reprinted from Kirjallisuudentutkijain Seuran vuosikirja, No. 12, 1952. Helsinki. 18 S.

Index Stoicorum Herculanensis, edidit Augustus Traversa. Pubblicazioni dell'Istituto di Filologia Classica, Università di Genova, Facoltà di Lettere Genova, 1952. Pp. xxiv—119. 2 plates.

In Memoriam Achillis Beltrami Miscellanea Philologica. Pubblicazioni dell'Istituto di Filologia Classica, Università di Genova, Facoltà di Lettere. Genova, 1954. Pp. 245.

Jahrbuch für Fränkische Landesforschung, hrsg. vom Institut für Fränkische Landesforschung an der Universität Erlangen,

Bd. 10. Nürnberg, Verlag Lorenz Spindler, 1950. Pp. xvii—46, mit 2 Kartenskizzen. Bd. 13, hrsg, vom Institut f. fränk. Landesforsch. an der Universität Erlangen. Kallmünz-Opf., 1953.

Jodogne, O., *Études récentes sur les chansons de geste.* Les Lettres Romanes, extrait du t. VIII, 1954, 232—51.

Jóhannesson, Alexander, *Isländisches etymologisches Wörterbuch*, 4—5, S. 481—800. Bern, A. Francke, 1954. S. Fr. 45.60.

Jorgensen, Peter, *Tysk Grammatik*, I. København, G. E. C. Gad, 1953. XIII—254 S. Kr. 21.

—»— *Zum Schleswiger Niederdeutsch, Kritik und Forschung.* Det Kongelige Danske Videnskabernes Selskab, Historiskfilologiske Meddelelser, bind 34, nr. 2. 151 S. u. Karte. København, Munksgaard, 1954. D. Kr. 15.

Karlberg, Göran, *The English Interrogative Pronouns: A Study of Their Syntactic History.* Gothenburg Studies in English, III. Stockholm, Almqvist & Wiksell, 1954. 353 p. Sw. Kr. 18.

Kazania Gnieźnienskie, podobizna transliteracja transkrypcja wydał Stefan Vrtel-Wierczyński (Poznańskie Towarzystwo Przyjacioł Nauk, Wydział Filologiczno-filozoficzny — Komisja Filologiczna, Zabytki Języka i Literatury Polskiej, No. 2). Poznań, 1953. Pp. 167 + 49 facsimiles.

Kökeritz, Helge, *Rhetorical Word-play in Chaucer* (reprinted from PMLA, LXIX, 1954, 937—52).

Krumpelmann, John T., *Mark Twain and the German Language.* Louisiana State University Studies. Humanities Series, 3 (1953). 21 pages. 50 c.

Kuusi, Matti, *Sananlaskut ja puheenparret.* Helsinki, Suomalaisen Kirjallisuuden Seura, 1954. Pp. 181.

Legge, M. Dominica, *Ouster-le-Mer.* Reprinted from Studies in Romance Philology and French Literature presented to John Orr, pp. 158—67. Manchester University Press, 1953.

Levy, Raphael, *La désinence »-eresse» en vieux français.* Reprinted from Romance Philology, 7, 1953—4, 187—19.

—»— *Vieux français »conjongle».* Extract from Symposium, VII, 1953, 363—67.

Lewent, Kurt, *Pour le texte des quatre pastourelles de Cerverí, dit de Girona* (suite). Romania, LXXIN, 1953, 380—419.

Lewy, Ernst, *Studien über den Bau der Sprachen*, 1. *Bemerkungen zur Sprache der Aranda.* Lexis, III, S. 245—54.

Locke, Louis G., *Tillotson: A Study in Seventeenth-Century Literature.* Anglistica, Vol. IV. Copenhagen, Rosenkilde and Bag-

ger, 1954. Pp. 187. Price 23 Danish Crowns, to subscribers to Anglistica 16.50 Crowns.

Lombard, Alfred, *Fénelon et le retour à l'antique au XVIII^e siècle.* Mémoires de l'Université de Neuchâtel, 23. Neuchâtel, 1954. Pp. 144.

Lynch, James J., *Box, Pit, and Gallery: Stage and Society in Johnson's London.* Berkeley and Los Angeles, University of California Press, 1953. Pp. xii—362. $ 5.00.

Magoun, Francis P., Jr., *Chaucer's Ancient and Biblical World.* Reprinted from Mediaeval Studies, XV, 1953, 107—136.

—»— *The Sutton Hoo Ship-Burial: a Chronological Bibliography.* Reprinted from Speculum, XXIX, 1954, 116—24.

—»— and Madden, John F., *A Grouped Frequency Word-List of Anglo-Saxon Poetry.* Cambridge 38, Mass., Department of English, Harvard University, 1954. Pp. xi—52. $ 2.00.

Maurer, Friedrich, *Die politischen Lieder Walthers von der Vogelweide.* Tübingen, Niemeyer, 1954. VIII—136 S. DM 14.

Maurer, Karl, *Interpretationen zur späteren Lyrik Paul Valérys.* München, Leo Lehnen Verlag; Basel, A. Francke, 1954. 252 S. 20 S. Fr

Meissner, Paul, & Lehnert, Martin, *Shakespeare.* Sammlung Göschen, 1142. Berlin, Walter de Gruyter & Co., 1954. 136 S. DM 2.40.

Minnesang des 13.Jahrhunderts, aus Carl von Kraus' »Deutschen Liederdichtern» ausgewählt von Hugo Kuhn. Tübingen, Max Niemeyer Verlag, 1953. Pp. xi—160. Kart. DM 5.80.

Monfrin, Jacques, *Un nouveau roman franco-italien, »Belris et Machabia».* Académie des Inscriptions et Belles-Lettres, Comptes rendus des séances, 1953, p. L36—44.

—»— *Fragments d'un manuscrit de »Guy de Nanteuil»* *Romania*, LXXV, 1954, 211—30.

Morpurgo, Enrico, . . . *Ung petit traicte pour faire Horoleiges.* Un trattato di orologeria del Trecento. Estratto dalla Rivista »La Clessidra», Anno X, Novembre 1954, N. II.

Mossé, Fernand, *Chaucer et le »métier» de l'écrivain.* Reprinted from Études Anglaises, VII, 1954, 395—401.

Must, Gustav, *The Genitive Singular of »o»-Stems in Germanic (Language, 29, 1953, 301—5).*

Neville, Marie Elinor, *The Vulgate and Gower's »Confessio Amantis».* Reprinted from Abstracts of Doctoral Dissertations, No. 64, pp. 387—98. Columbus, Ohio, The Ohio State University Press, 1953.

Els Noms de lloc de les terres catalanes, I: *La Riba (termes municipal i parroquial)*, per Josep Inglésias. Societat Catalana de Geografia, filial de l'Institut d'Estudis Catalans. Barcelona, 1953. 88. p.

Noyes, George Rapall, *The Life and Adventures of Dimitrije Obradovič*. Translated from the Serbian and edited with an introduction (University of California Publications in Modern Philology, Vol. 39. Berkeley and Los Angeles, University of California Press, 1953. Pp. xiv + 340.

Oras, Ants, »*The Bells*» *of Edgar Allan Poe and* »*A Prophecy*» *by John Keats*. Apophoreta Tartuensia, pp. 88—94. Stockholm, Societas Litterarum Estonica in Suecia, 1949.

—»— *Surrey's Technique of Phonetic Echoes: a Method and its Background*. The Journal of English and Germanic Philology, L, 1951, 289—308.

—»— *Lyrical Instrumentation in Marlowe: a Step towards Shakespeare*. Studies in Shakespeare, pp. 74—87. Miami, University of Miami Press, 1952.

—»— »*Extra Monosyllables*» *in Henry VIII and the Problem of Authorship*. The Journal of English and Germanic Philology, LII, 1953, 198—213.

Orbis Litterarum, revue internationale d'études littéraires, publiée par Steffen Steffensen et Hans Sörensen, IX, fasc. 1. Copenhague, Munksgaard, 1954. Pp. 64. Cr. d. 8.—, $ 1.20 ou 8s. 6d.

Oxford Slavonic Papers, Vol. IV. Oxford, at The Clarendon Press, 1953. Pp. 158 and Facsimiles. 12 s. net.

Palgen, Rudolf, *Ursprung und Aufbau der Komödie Dantes*. Graz—Wien—Köln, Verlag Styria, 1943. 56 S. S 18.30.

Palmer, Philip Motley, *German Works on America 1492—1800*. University of California Publications in Modern Philology, Vol. 36, 10, pp. 271—412. Berkeley and Los Angeles, University of California Press, 1952.

Philippson, Ernst Alfred, *Die Genealogie der Götter in germanischer Religion, Mythologie und Theologie*. Illinois Studies in Language and Literature, Vol. 37, 3. Urbana, The University of Illinois Press, 1953. Pp. 94.

Pontes, Maria de Lourdes Belchior, Frei António das Chagas, um homem e um estilo do séc. XVII. Publicaçoes do Centro de Estudos Filológicos, 5. Lisboa, 1953. xx—503 p.

Price, Lawrence Marsden, *English Literature in Germany*.

University of California Publications in Modern Philology, Vol. 37. Berkeley and Los Angeles, University of California Press, 1953. Pp. 548.

Rehder, Helmut, *Johann Nicolaus Meinhard und seine Übersetzungen.* Illinois Studies in Language and Literature, Vol. 37, 2. Urbana, The University of Illinois Press, 1953. Pp. 95.

Reichenberger, Arnold G., *Boscán and the Classics.* Reprinted from Comparative Literature, III, 1951, 97—118.

—»— *Notes on Lope's El Piadoso Aragonés.* Reprinted from Hispanic Review, XXI, 1953, 302—21.

Report of the Fourth Annual Round Table Meeting on Linguistics and Language Teaching, edited by Archibald A. Hill. Monograph Series on Language and Linguistics, The Institute of Languages and Linguistics, School of Foreign Service, Georgetown University, Washington, D.C., No. 4. Washington, D.C., Georgetown University Press, 1954. Pp. 116. 50 cents.

Revista de Filologia Española, XXXVII, 1953. Madrid. IX—423 p.

Revue des langues romanes, LXXI, 1954.

Rippmann, Peter, *Werk und Fragment: Georg Christoph Lichtenberg als Schriftsteller.* Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur, 13. Bern, Francke Verlag, 1953. 118 S. S. Fr. 9.50.

Robbins, Rossell Hope, *A Possible Analogue for »The Cocktail Party«.* Reprinted from English Studies, XXXIV, 1953.

—»— *A Late Fifteenth-Century Love Lyric.* Reprinted from Modern Language Notes, LXIX, 1954, 153—60.

—»— *Middle English Versions of »Criste Qui Lux Es et Dies«.* Reprinted from The Harvard Theological Review, XLVII, 1954, 55—63.

—»— *Five Middle English Verse Prayers from Lambeth MS. 541.* Reprinted from Neophilologus, XXXVIII, 1954, 36—41.

Salonen, Veikko, *Über die Reduzierbarkeit der Realbegriffe.* Annales Universitatis Turkuensis, Series B, Vol. XXXVIII. Turku, Pp. 134.

Samla Studies in Milton. Essays on John Milton and his Works by members of the South Atlantic Modern Language Association, edited by J. M. Patrick, with a foreword by J. H. Hanford. Gainesville, University of Florida Press, 1953. Pp. xiii—197. $ 3.50.

Sämtliche Fabeln und Schwänke von Hans Sachs. In chronologischer Ordnung nach den Originalen hrsg. von Edmund Goetze. 2e Aufl. besorgt von Hans Lothar Markschies. 1. Band. Halle/Saale, Max Niemeyer, 1953. DM 12.30.

De Sanctis, Gaetano, *Storia dei Romani*, Vol. IV *La Fondazione dell'Impero*, Parte II, *Vita e pensiero nell'età delle grandi conquiste*, Tomo I (Il Pensiero Storico, 38,6). Firenze, »La Nuova Italia». Editrice, 1953. Pp. xii + 376. Lire 3,500 (brossura) 4,000 (rilegato).

Sborník Prací Filosofické Fakulty Brněnské University, Rocník II, 2—4 (Zdeňku Nejedlému K 75. Narozeninám). Brno, 1953. Pp. 356 and 18 plates.

Scarpat, Giuseppe, *Corso di Grammatica Greca, Morfologia*, Fasc. 1 Pubblicazioni dell'Istituto di Filologia Classica, Università di Genova, Facoltà di Lettere. Genova, 1952. Pp. 54.

Schaar, Claes, *Some Types of Narrative in Chaucer's Poetry*. Lund Studies in English, XXV. Pp. 293. Lund, Gleerup; Copenhagen, Munksgaard, 1954. Sw. Cr. 26.

Schubel, Fr., *Englische Literaturgeschichte*, I: *Die alt- und mittelenglische Periode*. Sammlung Göschen, 1114. Berlin, Walter de Gruyter & Co., 1954. 168 S. DM 2.40.

Sisam, Celia, *An Early Fragment of the Old English »Martyrology»*. Reprinted from The Review of English Studies, New Series, IV, 1953, 209—20.

—»— *The Broken Leaf in MS. Jesus College, Oxford, 29*. Reprinted from The Review of English Studies, New Series, V, 1954, 337—43.

Sisam, Kenneth, *Anglo-Saxon Royal Genealogies*. Reprinted from the Proceedings of the British Academy, Vol. XXXIX, pp. 287—348. London, Geoffrey Cumberlege, 1954.

Sneyders de Vogel, Jr, K., *Saint Jacques à l'Escalippe*. Overdruk uit Neophilologus, XXXVIII, 1954, 81—84.

Solente, S., *Le grand recueil La Clayette à la Bibliothèque Nationale*. Scriptorium, VII, 2. Tirage à part, p. 226—34 et 2 planches. 1953.

Spang-Hanssen, E., *Det Filologisk-Historiske Samfund 1854—1954*. København, 1954. 111 S.

Stene, Aasta, *Hiatus in English: Problems of Catenation and Juncture*. Anglistica, Vol. III. Copenhagen, Rosenkilde and Bagger, 1954. Pp. 102 and a table. 23 Danish Crowns net.

Stockum, Th. C. Van, & Dam, J. Van, *Geschichte der deutschen*

Literatur, II: *Vom achtzehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart*. 2. Auflage. 356 S. Groningen, Djakarta, J. B. Wolters, 1954. Gld. 11.90.

Straka, Georges, *Observations sur la chronologie et les dates de quelques modifications phonétiques en roman et en français prélittéraire*. Montpellier, Revue des Langues Romanes, 1953, p. 247—307.

—»— *Notes de phonétique générale et française à propos d'un livre récent* [P. Fouché, Phonétique historique du français, 1953.] Bull. de la Faculté des Lettres de Strasbourg, 1954. 39 p.

Studier fra Sprog- og Oldtidsforskning utg. af det filologisk-historiske Samfund, B. 63 (København 1953): Nr. 224, André Nicolet, *Franske Argots*. 44 S. D. Kr. 4.75. — Nr. 225, C. M. Rosenberg, *Et Oehlenschläger-fund* (en Hakon-Jarl-text). 30 S. Kr. 3.75. — Nr. 226, Torben Krogh, *Oehlenschlägers Indførelse på den Danske Skueplads*. Hakon Jarls Opførelse. 153 S. u. Fig. K.r 10.

Studies in Walt Whitman's »Leaves of Grass«, written by students at Philipps-Universität, Marburg/Lahn, winter-semester 1953—1954, edited with an Introduction by Harry R. Warfel. Gainesville, Florida, Scholars' Facsimiles & Reprints, 1954. (Obtainable through Englisches Seminar der Universität Marburg.) Pp. x—116. DM 5.—.

Sundby, Bertil (ed.), *Christopher Cooper's »English Teacher« (1687)*. Lund Studies in English, XXII. Kr. 24.

Tesaur, (Il), anno V, n. 1—3, genn.—giugno 1953, p. 1—16.

Tilander, Gunnar, *»De sa fame ne voit mie (point)» — un problème syntaxique du vieux français*. Reprinted from Studia Neophilologica, XXIV, 1952, 1—39.

Tobler-Lommatzsch, *Altfranzösisches Wörterbuch*, 20. Lieferung (12. Lieferung des III. Bandes), Sp. 2049—2240 (*foolair — frequentable*. 31. Lieferung 13. [Schluss-] Lieferung des III. Bandes): *frequentacion — futur*. Vorwort, Nachträge und Berichtigungen zum III. Band, Sp. 2241—2394. Wiesbaden, Franz Steiner, 1954.

Universidad de Santo Domingo, Anales 61—64. Ciudad Trujillo, (1952).

Universitetet i Bergen, Årbok 1949, 3, Historisk-antikvarisk rekke. Bergen, John Griegs Boktrykkeri, 1951. — *Årbok 1951*, redigert av J. Bøe, C.-L. Godske, T. M. Vogelsang, L. J. Wilhelmsen (J. S. T. Hanssen, *Latin Diminutives: a Semantic Study*, pp. 1—266; U. S. Linder Welin, *De kufiska mynten i silverskatten*

från Sløgstad i Stranda, pp. 1—8; C. J. S. Marstrander, *Rosselandssteinen*, pp. 1—44). Bergen, A. S. John Griegs Boktrykkeri, 1953.

Utley, Francis Lee, *Three Kinds of Honesty*. Reprinted from the Journal of American Folklore, 66, 1953, 189—99.

Verho, Urho, *Kaarlo Bergbomin draamankäsitys*. Annales Universitatis Turkuensis, Series B, Vol. XXXVII. Turku, 1951. Pp. 295.

Verslag van de Algemene Vergadering van het Historisch Genootschap gehouden te Utrecht op 31 Oct. 1952 en van die op 2 Nov. 1953, verenigd met *Bijdragen en Mededelingen van het Historisch Genootschap*, LXVIII. Utrecht, 1953. Pp. 122 + xxxviii.

Vivier, Robert, *Et la poésie fut langage. Turold — Villon — Racine — Verlaine — Mallarmé*. Bruxelles, Acad. Royale de Langue et de Littérature. Bruxelles, 1954.

Wallner, Björn (ed.), *An Exposition of »Qui Habitat» and »Bonum Est» in English*, edited from the Manuscripts with Introduction, Notes, and Glossary. Lund Studies in English, XIII. Lund, Gleerup; Copenhagen, Munksgaard, 1954. Pp. LXXII—174 and 1 Facsimile 12 Sw. Cr.

Wartburg, Walther von, *Französisches Etymologisches Wörterbuch*, Lieferung Nr. 48, Bd. VII (*nobilis-oculus*). S. 161—320. Basel, R. G. Zbinden & CO.

—»— *Organisation et état actuel des travaux relatifs au Französisches Etymologisches Wörterbuch*. Bibl. de la Faculté de Philosophie et Lettres de l'Université de Liège, fsc. CXXIX, p. p9—114. Paris, »Les Belles Lettres, 1953.

Weber, Hans, *Das Tempussystem des Deutschen und des Französischen. Übersetzungs- und Strukturprobleme*. Romanica Helvetica, 45. Bern, A. Francke, 1954. 275 S.

Woledge, B., *La Légende de Troie et les débuts de la prose française*. Mélanges offerts à Mario Roques, pp. 313—124.

Wolf, Werner, *Die Wundersäule in Wolframs Schastel Marveile*. Ann. Acad. Scient. Fennicae, B 84, 17, S. 275—314. Helsinki, 1954.

The Year's Work in Modern Language Studies, Vol. XIV (1952), by a number of scholars; edited by S. C. Aston. Cambridge, University Press, 1953. Pp. x + 426. 50s. net.

Zeller, Sister Mary Francine, *New Aspects of Style in the Maxims of La Rochefoucauld*. The Catholic University of America, Studies in Romance Languages and Literatures, Vol. XLVIII.

Washington, D. C., The Catholic University of America Press, 1954. Pp. x + 174.

Zellmer, Ernst, *Altfranzösisch »ço» — neufranzösisch »ça». Eine syntaktische Betrachtung.* Frankfurt a. M., 1954. 23 pages dactylographiées.

Zink, Georges, *Le Cycle de Dietrich.* Morceaux choisis avec introduction, notes et glossaire. Bibliothèque de Philologie Germanique publiée sous la direction de A. Jolivet et F. Mossé, XVI. Paris, Aubier, Éditions Montaigne, 1953. 268 p. 960 fr.

Zorzi, Diego, *Valori religiosi nella letteratura provenzale. La spritualità trinitaria.* Pubblicazioni dell'Università Cattolica del S. Cuore, nuova serie, vol. XLIV. Milano, Ed. Vita e Pensiero, 1954. x—379 pages. Lire 2400.

Zumthor, Paul, *Histoire littéraire de la France médiévale, VI^e—XIV^e siècles.* Paris, Presses universitaires de France, 1954. VII—344 pages. 1,000 fr.

SUR LA DATE DE RÉDACTION DU SECOND LIVRE DES MIRACLES DE GAUTIER DE COINCI

Dans son excellent ouvrage *Etudes sur les Miracles Nostre Dame de Gautier de Coinci* paru en 1932 dans les *Annales Academiae Scientiarum Fennicae*, Madame Ducrot-Granderye a cru pouvoir démontrer que le *Livre des Miracles* de Gautier de Coinci a passé par trois étapes distinctes:

1° Vers 1218, Gautier écrit le livre I: il pense alors que sa tâche se termine avec ce livre.

2° Vers 1222, il reprend ce livre pour y faire quelques additions, notamment le remaniement du *Miracle de saint Hyldefonse*, le Miracle intitulé *Comment sainte Leochade fu trouvee* (n:o 49 d'après la désignation adoptée par Mme D.-Gr.) et quelques chansons en l'honneur de la sainte.

3° De 1223 à 1227, il écrit le livre II et, par quelques changements dans le livre I, obtient une œuvre harmonieusement équilibrée, et désormais divisée en deux livres, ayant la même composition et sensiblement la même étendue.

4° Entre temps, et sans doute en 1221, avant de remanier le *Miracle de saint Hyldefonse*, Gautier écrit la *Vie de sainte Christine*, qui ne fait pas partie du *Livre des Miracles* proprement dit.

La première de ces dates est établie par les renvois du poète aux événements contemporains, ainsi que par diverses indications autobiographiques contenues dans les poèmes eux-mêmes et trouvées par Mme Ducrot-Granderye. En réalité nous n'en connaissons avec certitude que le *terminus ad quem*, la Pentecôte de l'année 1219.

Quant à la deuxième date, celle du remaniement du livre I, elle doit sans doute être remplacée par 1224, car, comme l'a fait remarquer M. F. Koenig dans son article *Further Notes on Gautier de Coinci*[1], le *Miracle de saint Hyldefonse* contient

[1] *Modern Philology*, XXXV (1938), p. 357—358.

certainement une allusion à l'année 1224. C'est aussi l'opinion de l'éditrice du Miracle, Mme Vilamo-Pentti.[1]

La date de la *Vie de sainte Christine* ne nous intéresse pas directement à cette occasion. Nous en savons seulement qu'elle fut rimée avant le remaniement du *Miracle de saint Hyldefonse*, donc avant 1224.

Quant à la troisième date, celle de la rédaction du livre II, la seule indication exacte que nous en connaissions (voir Ducrot-Granderye, *o.c.*, p. 170) est l'allusion, au vers 38 du Miracle 63, à l'imposteur Bertrand de Raïz qui fut arrêté et pendu à Lille en 1226.

A l'occasion de la rédaction du Miracle 63, cet événement était, d'après D.-Gr., tout récent, puisque Gautier en dit au vers 30 du même Miracle:

. . . l'a u t r i e r (ou: *l'autr'an*) fu si granz escandes.

En s'appuyant sur le fait que dans le Miracle 49, dont il a été question plus haut, Gautier annonce son intention d'écrire un deuxième livre, Mme Ducrot-Granderye pense que l'intervalle qui le sépare de la rédaction du livre II est très court. C'est pourquoi elle place le début de ce travail à l'année 1223. Le Miracle 49 et le Miracle de saint Hyldefonse ont été écrits à la même époque, car ils ont été inspirés par le même événement, le vol des reliques de sainte Léochade. Si nous admettons que ces poèmes ont été écrits en 1224 et si nous nous rappelons que le Miracle 63, qui constitue le deuxième poème narratif du livre II, contient une allusion à l'année 1226, nous obtenons l'année 1225 comme date la plus probable pour le début de la rédaction du livre II. Avant de parler de celle qui en marquerait la fin, abordons une autre question, soulevée indirectement par M. Frédéric Koenig qui a publié

---

[1] Eva Vilamo-Pentti, *De sainte Leocade au tans que sainz Hyldefons estoit arcevesques de Tholete* . . ., Helsinki, 1950, p. 6.

récemment le premier volume de son édition des Miracles de Gautier.[1]

M. Koenig considère comme possible que Gautier aurait écrit tout son livre pièce par pièce, sans un plan déterminé d'avance (voir *o.c.*, pp. XXV—XXVI et p. XXIX), et qu'il en aurait déjà écrit une partie avant d'entreprendre le remaniement du *Miracle de saint Hyldefonse*, c.-à-d. avant 1224. S'il en est ainsi, tout le raisonnement portant sur la date de rédaction du livre de Gautier comme tel deviendrait inutile.

Sans pouvoir appuyer mes opinions par des faits matériels et documentaires, je voudrais cependant opposer quelques remarques au scepticisme de M. Koenig.

Prenons d'abord la première question:

Est-ce que Gautier a écrit une partie des Miracles du deuxième livre avant 1224, sans avoir encore arrêté un plan fixe d'écrire un nouveau recueil de Miracles faisant harmonieusement pendant à son premier livre, auquel il donna sa composition définitive en 1224?

Dans le Miracle 49 (*Comment sainte Léochade fut trouvée*), qui devait constituer le dernier poème narratif du premier livre des Miracles dans sa composition définitive, le poète dit exprès:

> Cist premier livres ci define . . .
> Ici m'alaine vueil rependre
> Et mon las chief que mout ai tenre
> Un petit ci recrïerai
> Et puis aprés recrïerai
> Et rediré encore avant . . .
>
> (V. 847 et vv. 857—861, cités d'après l'édition de Långfors contenue dans *Miracles de Gautier de Coinci*, *Annales Acad. Scient. Fenn.*, Helsinki, 1937, p. 64).

[1] F. Koenig, *Les Miracles de Nostre Dame par Gautier de Coinci*. Tome premier. Genève-Lille, 1955. (Mon compte rendu détaillé pe cet ouvrage paraîtra sous peu dans *Romance Philology*.)

Dans la partie remaniée du *Miracle de saint Hyldefonse*, qui date sans doute de la même époque que le Miracle 49, il fait mention de la *Vie de sainte Christine* qu'il avait rimée après la rédaction primitive du premier livre:

> Quant pour deduire en ses praiaus
> Mainne ses virges la roïne,
> Pren avec toi sainte Cretine
> Dont rimoiai l'autr'an l'estoire . . .
>
> (Vv. 2238—2241, cités d'après l'édition de Vilamo-Pentti)

Par contre, le poète dit au prologue du second livre:

> A saint Maart ou biau livraire
> Truis un biau livre dont biau traire
> V o u r a i encor bele matere
> Et biau[s] diz de la bele Mere . . .
>
> (Vv. 1—4, cités d'après Ducrot-Granderye, *o.c.*, p. 166)

Et plus loin dans la même pièce:

> De ses miracles cinq et trente
> Ai mis en ce premerain livre.
> Puisqu'a mon chief santé me livre
> E n c o m m e n c i e r w e i l l e s e c o n t.
> Talent m'en prent qu'e n c o r v o u s c o n t
> Ce que la lettre de lui conte.
>
> (Vv. 40—45, cités d'après Ducrot-Granderye, *o.c.*, p. 166, excepté le vers 40, que D.-Gr. publie dans la forme: *De ses miracles plus de trente* et que je préfère corriger comme ci-dessus d'après le manuscrit *M*)

On sait — c'est du moins l'image que je me suis faite du poète sur la base de la lecture personnelle de son œuvre et des études publiées sur lui — que Gautier était un poète sincère, même bavard, qui ne voulait jamais se séparer de ses créations. En écrivant les deux longs poèmes qui devaient être ajoutés après coup à son premier livre, il fait savoir à ses lecteurs ce qu'il a écrit en plus après la rédaction de son premier chef-d'œuvre et déclare ce qu'il a l'intention d'écrire encore après s'être reposé »un peu». Ensuite, dans le prologue du deuxième livre, il annonce encore que son premier livre, dans sa rédaction définitive, contient exactement 35 Miracles et qu'il a l'intention d'y joindre un second. Encore, il dit, au début du dernier Miracle du deuxième livre, qu'il ne peut plus continuer:

> Un miracle vueil encor dire
> Et puis si me reposerai
> Et les autres escouterai . . .
> (Vv. 14—16, cités d'après Långfors, *Miracles de Gautier de Coinci*, p. 194)

Voilà, à mon avis, des raisons propres à nous convaincre du caractère méthodique du travail de Gautier pour rédiger son deuxième livre des Miracles.

Après cette réponse donnée à la question posée ci-dessus, considérons le deuxième problème, la date de la fin de son travail.

S'il est certain que Gautier commençait la rédaction de son livre II en 1224, au plus tôt, et qu'il en rima le deuxième Miracle (63) après 1226, il n'y a qu'un *terminus ad quem* probable pour la fin du travail: l'accès de Robert de Dive, prieur de Saint-Blaise et grand ami de Gautier de Coinci, à l'abbatiat de Saint-Eloy de Noyon en 1230, après Raoul, abbé de ce couvent jusqu'à cette date. Dans l'épilogue du second livre des Miracles, Gautier qualifie, en effet, son ami de prieur

de Saint-Blaise, ce qui montre que le travail était terminé avant que Robert fût nommé abbé de Saint-Eloy. Cette date est-elle certaine? Mme Ducrot-Granderye (*o.c.*, p. 145, notes 1 et 2) n'émet aucun doute à ce propos, mais d'autre part, elle n'indique aucun fait documentaire à l'appui de son assertion. Quant à M. Koenig, il constate d'abord (*o.c.*, p. XXX, note 52) que le prédécesseur de Robert à l'office d'abbé de Saint-Eloy n'est mentionné dans les chartes (*Gallia Christiana*, IX, col. 1069, et *Histoire de l'abbaye de Saint-Eloy*, Bibl. Nat., lat. 12669, folio 78) que jusqu'à l'année 1229 et que, d'autre part, Robert de Dive n'y figure qu'à partir de l'année 1236. S'il en est ainsi et que Mme Ducrot-Granderye n'ait pas connu d'autres documents fixant chronologiquement l'élévation de Robert de Dive à la dignité d'abbé de Saint-Eloy, la seule date certaine pour la fin du travail de Gautier de Coinci reste l'année 1233, où il cessa d'être prieur de Vic-sur-Aisne.

Mais lorsque M. Koenig (*o. c.*, p. xxx, n. 52) admet même la possibilité que Robert de Dive, ami de Gautier de Coinci, et l'autre, abbé de Saint-Eloy, soient des personnes tout à fait différentes, il faut dire que cela est d'une prudence exagérée. Nous avons une preuve positive de l'identité de ces personnes: dans le manuscrit *M* (Bibl. Nat., fr. 2163), datée de l'année 1266, fol. 198, l'épilogue du livre II porte une rubrique latine ainsi conçue:

Incipit epistola domni Galteri quando misit librum istum domno Roberto de Diva, priore Sancti Blasii, postea abbate Santi Eligii Noviomensis (sic).

Tauno Nurmela

ZUM SPRACHLICHEN EINFLUSS ITALIENS AUF DEUTSCHLAND

XV

Nachlese

Mhd. *contrât(e)*, *contrad*

Das bei Tannhäuser vorkommende *contrât(e)* 'Gegend' wird von Suolahti (Der frz. Einfluss auf die deutsche Sprache im 13. Jh. [1929] S. 127) mit Recht auf italien. *contrata* zurückgeführt. Dieser frühe Beleg ist wohl auf das Konto der Fremdwortspielereien dieses Österreichers zu setzen und vermag über die Zugehörigkeit des Wortes zur lebenden Sprache der Gegend nichts auszusagen.

Bedeutend später, und zwar 1398 begegnet uns mehrere Male der Ausdruck *contrad*, fem., 'Gegend', 'Bezirk' im Urbar der St. Nicolaus-Pfarrkirche in Meran (vgl. Tirolische Geschichtsquellen III [1891] Urbare der Stifte Marienberg usw. S. 337 und 346). Zugrunde liegt italien. *contrada* 'territorio, distretto, regione', das seit dem 13. Jh. bezeugt ist (vgl. Battisti-Alessio, Dizionario etimologico italiano II 1078 s.v. *contrada*); das *-d-* der Endung weist nach Oberitalien hin. Einen späteren Beleg vermag ich aus dem Bündnerischen beizusteuern, wo sich die Form *contrât* in einer Urkunde aus dem Jahre 1455 findet (vgl. Urkunden zur Verfassungsgeschichte Graubündens. 1. Heft. Zeit der Entstehung der einzelnen Bünde und ihrer Verbindungen [1883] S. 35). Diese Belege sprechen für Verwendung in der lebenden Sprache im Südsaum des deutschen Sprachgebietes.

Gegen Ende des 15. Jh. lässt sich *contrada*, *contrata* in verschiedenen Pilgerreisen nachweisen (vgl. Marjatta Wis, Ricerche sopra gli italianismi nella lingua tedesca [Diss. Helsinki 1955] S. 169).

Mhd. *mûrât*(*mantel*)

Besonders wegen des deutschen Importes von italienischen Seiden- und sonstigen Prunkstoffen habe ich das in mittelhochdeutschen Stoffnamen vorkommende Suffix *-ât* aus der italienisch-lateinischen Spielart dieser Endung zu erklären versucht (PBB 53 [1929] S. 42—50). So ist denn auch mhd. *mûrat* 'Kleiderstoff von schwärzlicher Farbe', das in den Quellen zur Geschichte der Stadt Wien in der zweiten Hälfte des 14. Jh. vorkommt (vgl. Rosenqvist, Der frz. Einfluss auf die mhd Sprache in der 2. Hälfte des 14. Jh. [1943] S. 380 f.) auf italien. *morato* zurückzuführen, wie auch Rosenqvist annimmt.

Mhd. *rosât*

In der Bedeutung 'eine Art roten Seidenstoffes' wird *rosât* (*rosâte* : *râte*) im Wigalois V. 2748 verwendet. Unsicher sind die Belege im Jüngeren Titurel und in der Krone Heinrichs von dem Türlîn, weil sie nicht im Reim stehen; dagegen steht die Form *rosê* (< afrz. *rosee*) in der Krone im Reim auf *snê*. Die mhd. Form auf *-ât* wird aus dem Italienischen stammen (vgl. oben s.v. *mûrât*), wo es *rosato* hiess. Dieses italienische Wort begegnet uns auch im 16. Jh. in der Varthema-Übersetzung (vgl. Marjatta Wis, Ricerche S. 229 s.v. *rosato*).

Mhd. *pakasyn*

Das mhd. *buckessîn* nebst Var. 'eine Art Stoff' wird von Rosenqvist (Der frz. Einfluss [1943] S. 211 s.v.) auf afrz. *boucassin* zurückgeführt. Für die Kölner Belege ist diese Herleitung durchaus möglich, obgleich dieses Wort in den einschlägigen mittelniederländischen Wörterbüchern fehlt. Das ist

noch kein Beweis für das Fehlen des Wortes auch im Mittelniederländischen, und ausserdem konnte es auch direkt aus dem Französischen übernommen worden sein. Allerdings kann es auch aus dem Italienischen stammen, wo *boccacino* seit dem 14.Jh. gut bezeugt ist (vgl. Battisti-Alessio, Dizionario etimologico italiano I S. 545 s.v.). Für französischen Ursprung könnte das *u* der deutschen Form in Anschlag gebracht werden, das gut zu dem afrz. *ou* in *boucassin* stimmt, ein Wort, das auch seit dem 14. gebucht ist (vgl. Gay, Glossaire d'archéologie I 180, Gamillscheg, Et. Wb. S. 124, von Wartburg, Frz. et. Wb. I 425).

Sehr unwahrscheinlich ist dagegen Herkunft aus dem Französischen hinsichtlich der Form *pakasyn*, die in den Beilagen zu Ulrich Stromers Chronik uns begegnet (vgl. Chroniken deutscher Städte I, Nürnberger Chron., S. 261 in einer Rechnung vom Jahre 1385). Sie wird aus dem Italienischen stammen. Erstens war Ulrich Stromer ein Nürnberger, in dessen Sprache auch sonstiges italienisches Sprachgut begegnet (vgl. Neuphilologische Mitteilungen 1956 S. 59). Weiter gelangten, wie ich bereits hervorgehoben habe, viele Namen kostbarer Stoffe nach Deutschland aus Italien. Und was gerade diesen Stoff anbelangt, so wissen wir, dass er besonders in Kleinasien hergestellt und durch den italienischen Handel nach Europa vermittelt wurde. Dass Nürnberg mancherlei Verbindungen mit Italien unterhielt, ist allgemein bekannt; dazu kommt noch, dass auch Stromer selbst mit Italien Handel trieb.

Mit der Annahme, dass der Beleg bei Stromer aus Italien stammt, steht es im Einklang, dass dieses Wort besonders auf oberdeutschem Gebiet deutliche Spuren hinterlassen hat: vgl. Schweizer. Idiot. IV 1092, wo *buggenschin* seit 1431 nachgewiesen wird; Schwäb. Wb. I 1497 s.v. *büchsenschein*; und Schmeller, Bayer. Wb. I 207 s.v. *buckschin*. — Ein *a* für ursprüngliches *o* in der Vortonsilbe eines italienischen Wortes in einem Nürnberger Denkmal braucht nicht zu befremden (vgl. z.B. *palitte* neben *politte* < italien. *bolletta*).

Mhd. *tzelon*

Die Form *tzelon* 'Bettdecke aus Wollstoff' begegnet uns in einer Urkunde aus Schloss Stenico, Tirol, vom Jahre 1473 (vgl. O. v. Zingerle, Mittelalterliche Inventare aus Tirol und Vorarlberg [1909] LII, 81) und wird von Zingerle mit Recht auf gleichbedeutendes italien. *celone* zurückgeführt, das seinerseits aus afrz. *chalon*' sorte de drap qui se fabriquait à Chalons', 'couverture de lit' stammt (vgl. Wartburg, Frz. etym. Wb. II, 1, 619 f.). Daneben kommt ebenfalls in Tiroler Urkunden mehrere Male auch die Form *schalaun* (vgl. Zingerle LXIV 4, Schloss Buon Consiglio in Trient, 1472; LXV 231, Buon Consiglio, 1474 u.a.) vor, die der altfranzösischen Form näher steht. Diese Form ist auch sonst im Mittelhochdeutschen öfters bezeugt (vgl. Lexer, Mhd. Wb. II 647 s.v. *schalûne*, Schmeller, Bayer. Wb. II 393 und Rosenqvist, Der frz. Einfluss in der 2. Hälfte des 14. Jh. S. 502—503) und wird gewöhnlich auf das altfranzösische Wort zurückgeführt. Da das mittelhochdeutsche Belegmaterial aus dem Süden stammt, teilweise sogar aus der deutsch-italienischen Saumzone, ist es möglich, dass auch diese Form teilweise aus Italien übernommen wurde. Da das italienische Wort jedenfalls auf afrz. *chalon* zurückgeht, wird es auch hier zunächst mit *a* in der ersten Silbe verwendet worden sein; eine Spur dieser Form lässt sich in der alten Mundart von Ascoli nachweisen, wo (nach Battisti-Alessio, Dizionario etimologico italiano II 846 s.v. *celone*) *cialone* galt.

Mhd. *sclavin*

Das in mehreren Tiroler Urkunden gebuchte *sklavin*, *schlaffin* nebst. Var. 'grobe Wolldecke' (vgl. Zingerle XXX, 157; LIII, 5; LII, 80 u.a.) leitet Zingerle mit Recht von gleichbedeutendem italien. *schiavina* ab; französischer Ursprung kommt nicht in Frage, wie die Bedeutung und die Form *sclavina* LII, 80 zeigt. Im Italienischen ist *schiavina* seit 1361

bezeugt (vgl. Battisti-Alessio, Dizionario etim. italiano V 3387 s.v.). Das dtsche *l* = italien. *i* wird auf Latinisierung beruhen.

Dieses Wort ist in der Form *esclavine* im Altfranzösischen seit dem 12. Jh. gebucht, und zwar in der Bedeutung 'vêtement commun, taillé dans de la bure' (vgl. Grandsaignes d'Hauterive, Dictionnaire d'ancien français S. 241 s.v.). Auch dieses französische Wort wurde ins Deutsche aufgenommen, wo es im 12. Jh. *slavenîe* 'lena' (Glossenbeleg, Steinmeyer-Sievers, Die ahd. Glossen III, MLXXXIII, 40) heisst. Diese Form wird (von Lexer u.a.) auch für Wolframs Parzival (449, 7) sowie das Spielmannsgedicht von Salman und Morolf (500, 4; 620, 1; 642, 1 u.a.) angesetzt, obgleich jedenfalls an einigen Stellen *slavîne*, *slavînje* zu lesen ist in Übereinstimmung mit der altfranzösischen und mittelniederländischen Form, die bei der Vermittlung des französischen Wortes vielleicht mitgewirkt hat. Auch die Bedeutung von mndl. *slavine.* (vgl. Verwijs-Verdam, Mndl. Wb. VII 1241) 'pelgrimsmantel', 'reisemantel' stimmt mit der altfranzösischen überein.

Mhd. mndd. *boras*, *borraz* nebst Var.

Da der bereits im Mittelalter bekannte Borax aus Indien stammte, aber in Venedig gereinigt und raffiniert wurde, ist es schon im voraus wahrscheinlich, dass Wort und Sache durch italienische Vermittlung nach Deutschland gelangten.

Lexer (Mhd. Wb. III Nachträge 112) belegt *burras*, *purras* in d. Teufels Netz V. 10898 und verweist auf Diefenbach, Glossarium latino-germanicum S. 79, wo *boras*, *buras* im Vocabularius Optimus (hgg. von Wackernagel) u.a., sowohl nord- wie süddeutschen Vocabularien, gebucht wird.

Im Italienischen ist *borace*, *borrace*, *borase* (nach Battisti-Alessio, Dizionario etimologico italiano I 561 s.v. *borace*) seit dem 13. Jh. bezeugt, im Französischen wohl durch Zufall erst seit Anfang des 16. Jh. (nach Dauzat, Dictionnaire étymo-

logique S. 98 s.v. *borax*), und zwar in den Formen *borax*, *bourach* u.a.

Über die Wege, auf denen dieses Wort der Kaufmanns- und Gelehrtensprache ins Deutsche Eingang fand, lässt sich kaum Erschöpfendes sagen. Dass das Italienische jedenfalls eine wichtige Quelle war, ist Tatsache. Sogar in der Korrespondenz des in Venedig weilenden Hanse-Kaufmanns Karbow mit der Heimat begegnet uns *boras*, *borraz* in seinen Briefen aus dem Anfang des 15. Jh. (u.a. 1409); vgl. W. Stieda, Hansisch-Venetianische Handelsbeziehungen im 15. Jh. (1894) S. 96 und 124.

Mhd. *polizî*, *polizei*

Mhd. *polizî* nebst Var. 'Staatsverfassung, Stadtregiment, Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit' wird von Lexer II 284 auf mittellatein. *politia* zurückgeführt; so auch Grimm D.Wb. VII 1981, Weigand D.Wb. II 448, Kluge Et.Wb. S. 574 und Trübners D.Wb. V 169 s.v. *Polizei*.

Wenn man das von den angeführten Wörterbüchern gebotene Belegmaterial durchmustert, fällt es auf, dass nach Lexer das Wort nur im Oberdeutschen vorkommt (Nürnberger Polizeiordnung 15. Jh., Rotw. Stadrecht, Zimm. Chron.); dazu wüsste ich nur noch einen Beleg aus dem 15. Jh. zu nennen, und zwar bei Albrecht von Eyb (IV, 11). Und unter den Belegen des 16. Jh. stammen mehrere auch aus dem Süden (Basler Chronik seit 1529, Aventin, Hans Sachs), jetzt aber auch bei Rollenhagen, Erasmus Alberus, Luther u.a.).

Dieser Tatbestand könnte darauf hindeuten, dass das Wort aus dem Süden übernommen wurde. Begünstigt wird eine solche Annahme dadurch, dass bekanntlich gerade in Italien das Städtewesen sich früh entwickelt hatte und für andere Länder in mancher Hinsicht ein Vorbild abzugeben vermochte. Im Italienischen ist *polizia* 'forma di governo', 'magistrato dell'ordine pubblico' seit dem 15. Jh. bezeugt (nach Battisti-

Alessio, Dizionario etim. italiano IV 3002 s.v.), wird aber schon früher im Gebrauch gewesen sein. Manches spricht somit dafür, dass der deutsche Ausdruck aus dem Italienischen stammt.

Im Spätmittelniederländischen, findet sich dasselbe romanische Wort in der Form *policie, politie* (vgl. Verwijs-Verdam, Middelnederlandsch Woordenboek VI 542 und Franck-van Wijk, Etymol. Woordenboek 515 s.v. *politie*); hier wird es wohl in der Hauptsache aus dem Französischen stammen, wo *police, policie* seit dem 14. gebucht ist (vgl. Dauzat, Dictionn. étym. 571 s.v. *police*), und nicht aus dem Mittellatein, wie vielfach angenommen wird. Dies schliesst keineswegs aus, dass das Mittellatein bei der Aufnahme ins Niederländische (und ins Deutsche) mitgewirkt haben kann.

Mhd. *suste*

Mhd. *suste* 'Niederlagsgebäude' weist Lexer (Mhd. Wb. II 1328) in einer Eidgenössischen Urkunde vom Jahre 1309 nach und führt es auf italien. *susta* zurück. Im Italienischen ist (nach Meyer-Lübke, Roman. etym. Wb. N:o 8394) *sost(r)a* 'Stall auf der Alpe', 'Holzmagasin', 'Ziegelmagasin' im Lombardischen belegt. Auch im Rätoromanischen ist dieser Ausdruck gut bezeugt: engadin. *suosta* 'Stall auf der Alpe' (ausser Meyer-Lübke vgl. auch Pallioppi, Dizionari dels idioms romauntschs d'Engadin ota e bassa [1895] S. 732); im Grödnerischen hat *sosta* (nach Lardschneider, Wörterbuch der Grödner Mundart [1933] S. 371 N:o 5201) die Bedeutung 'Schirmdach', 'Unterstand'.

Da dieses romanische Wort sich bis zum heutigen Tage im Schweizerdeutschen erhalten hat (vgl. Schweizer. Idiot. VII 1415) und da es sich in vielen schweizerischen Ortsnamen niedergeschlagen hat (vgl. O. von Greyerz, Sprache, Dichtung, Heimat [1933] S. 122), so wird es ein schon im Mittelhochdeutschen der lebenden Sprache dieser Gegend angehörendes

Wort gewesen sein. Seine geringe Verbreitung, seine geographische Lagerung und seine Bedeutung — heute vorwiegend 'gedeckter Raum zum Einstellen von Saumtieren, Wagen und Waren', 'Schirmdach für Vieh in den Alpen' — machen es wahrscheinlich, dass es sich um einen in mittelhochdeutscher Zeit aus dem Rätoromanischen ins Schweizerdeutsche übernommenen Ausdruck handelt.

Mhd. *sutter*

In einer Tiroler Urkunde vom Jahre 1505 findet sich das Wort *sutter* (Schloss Tirol; vgl. Tirolische Weistümer IV, 1, S. 3 und 6). Die Bedeutung ist nach Schöpf (Tirol. Idiot. S. 731) 'Kranken- oder Pfründnerstube', nach dem (von J. Egger ausgearbeiteten) Glossar der Weistümer 'Kellergeschoss'. Der Kontext (— — — *im Wimoth sollen sye den wein im sutter in die fässer tragen helfen* — — —; *so sy haimb khummen, gibt man inan im sutter wein und prot* — — —) spricht für die Bedeutung 'Kellergeschoss'.

In Anbetracht der Lagerung dieses Belegs liegt der Gedanke an eine Entlehnung aus dem romanischen Süden nahe. Als Quelle könnte das rätoroman. *suoterra(u)n*, *(cuort)suot* (vgl. Bezzola-Tönjachen, Diziunari tudais-rumantsch-ladin [1944] S. 574) im Frage kommen, das ebenfalls das 'Kellergeschloss' bezeichnet.

Mhd. *figusserei*

Dieses Wort wird in einer Tiroler Urkunde etwa um 1440, Hs. 17. Jh. (vgl. Tiroler Urkunden III S. 17 Z. 23) verwendet und im Glossar — ohne jeden Erklärungsversuch — mit 'Dienst des Stadtknechts' übersetzt.

In dem ersten Teil dieses Ausdrucks dürfen wir vielleicht einen romanischen Nachkommen des latein. *vicus* 'Stadtviertel',

'Gasse' erblicken. Im Italienischen und Rätoromanischen hat sich dieses Wort erhalten; so heisst es italien. *vico* 'Gasse', obwald. *vik*, bergell. *vig* u.a. (vgl. Meyer-Lübke, Rom. etym. Wb. N:o 9318). In der Bedeutung 'Dorf' ist *vicus* im Rätoromanischen gut bezeugt. So stellt Elwert (Mundart des Fassa-Tals [1943] S. 278 Anm. 565) ausdrücklich fest, dass *vicu, vik, vigo* gerade in dem für unseren Fall relevanten Dolomitenladinischen die normale Bezeichnung für 'Dorf' ist; im Soprasselvischen ergab latein. *capu[t]vicu* die Form *cauwig* (vgl. Bulletin de Dialectologie Romane III [1911] S. 4 Anm. 2). Das *g* der deutschen Form entspricht dem zu erwartenden intervokalischen rätoromanischen *g*. Die deutsche Endung *-erei* liesse sich gut aus dem romanischen Suffix *-(e)ria* erklären, das uns z.B. in *signoria* 'governo di una città', *segreteria* 'Sekretariat' begegnet.

Mhd. *zappaun*

In einer Tiroler Urkunde aus Turm in Mals vom Jahre 1479 begegnet uns *zappawn* als Bezeichnung 'einer Art Haue' bzw. 'eines Hebels mit eisernen Haken zum Aufheben von Stein- oder Holzblöcken' (vgl. Zingerle, Mittelalterliche Inventare aus Tirol u. Vorarlberg XXX 131). Im Vinstgau kommt in moderner Zeit die Form *zeppaun* vor (Schöpf, Tirol. Idiot S. 825 s.v. *zappîn*), die offenbar eine spätere Form von *zappaun* ist (Turm in Mals liegt im Vinstgau). Mit Recht bringt Schöpf dieses Wort in Zusammenhang mit italien. *zappa* 'Haue'. Mit dem augmentativen Suffix wurde davon *zappone* abgeleitet, das dem deutschen Wort zugrunde liegt. — Auch das von Schöpf angeführte *zappîn* 'Haue gebogener Art' hat im Romanischen eine genaue Entsprechung, und zwar nicht wie Schöpf vermutet italien. *zappa*, sondern rätoroman. *zappin* (vgl. A. Velleman, Dicziunari scurzeniu de la lingua ladina [1929] S. 855 s.v.).

Mhd. *risme, ris*

Diese in mehreren voneinander abweichenden Formen auftretende Bezeichnung für 'ein Papiermass', 'Ries Papier' wurde im 14. Jh. aus dem Italienischen aufgenommen, dessen *risma* seinerseits aus dem Arabischen stammt. Schon früh, 1384, begegnet uns in einer Nürnberger Stadtrechnung die kürzere Form *rizz* (Chroniken der deutschen Städte I 261), über deren Entstehung verschiedene Vermutungen geäussert worden sind (vgl. Kluge-Götze, Etym. Wb. s.v. *Ries* und Schweiz. Idiot. VI 1375). Die ungekürzte Form wird von Schweiz. Idiot. VI 1375 seit 1425 gebucht.

Schwierigkeiten bereitet die Erklärung der seit dem 14. Jh. im Niederländischen auftretenden Form *rieme*. Bedenklich ist es, sie mit Franck - v. Wijk (Etym. Woordenboek S. 547 s.v. *riem* III) aus mlatein. *risma* oder span. *rima* erklären zu wollen. Bei der Herleitung aus mlatein. *risma* bleibt das Fehlen des *s* in der niederländischen Form ein Stein des Anstosses, und im Spanischen lautete das Wort nicht *rima*, sondern *resma*. Im Französischen ist das *s* vor *m* lautgesetzlich auf grossen Teilen des Sprachgebietes geschwunden, aber mit einem Hinweis auf die altfranzösischen Formen *raime*, *rame* ist die niederländische noch nicht erklärt. Daneben sind aber im Altfranzösischen (vgl. Godefroy X Complément S. 478 s.v. *rame* 1) *remme*, *riesme* (Lille) bezeugt, die vielleicht die Ansetzung eines *riemme* für das Pikardische erlauben. Von dieser wäre der Weg zum mndl. *rieme* (vielleicht durch Beeinflussung von *rieme* 'Riemen') und weiter zu mengl. *rem(e)*, *ream(e)* schon leichter denkbar. Im deutschen Norden kommt die niederländische Form nur vereinzelt vor (vgl. Trübners D.Wb. V 401 s.v. *Ries*).

Mhd. *volte*

Mhd. *volte* 'Gewölbe' ist ein Wort der südlichen Saumzone, das sowohl im Schweizerischen (Schweizer. Idiot. I 821) als auch

im Tirolischen (vgl. Neuphilologische Mitteilungen 1942 S. 27 f.) und im Steirischen (vgl. Unger-Khull 258) zu Hause ist.

Hier sei nur darauf hingenwiesen, dass dasselbe romanische Wort auch aus dem Nordwesten ins Kontinentalgermanische gedrungen ist und somit zu den von mir früher (Zeitschrift für Mundartforschung 1952 S. 93 f.) behandelten Fällen gehört. Aus dem Französischen hat nämlich das Mittelniederländische *voute* 'Gewölbe' aufgenommen (vgl. Verwijs-Verdam, Middelnederl. Woordenboek IX 1227 s.v. *voute*).

Mhd. *vernatsch*

Das tirol. *vernatsch* < rätoroman. *vernaccia* ebenso wie das oberitalien *vernacza* der Arigoschen Decamerone-Übersetzung habe ich bereits früher behandelt (Der italienische Einfluss auf die deutsche Sprache bis zum Ausgang des Mittelalters II [1944] S. 13; vgl. jetzt auch Marjatta Wis, Ricerche sopra gli italianismi nella lingua tedesca [Diss. Helsinki 1955] S. 268 s.v. *vernacia*).

Auch dieses romanische Wort begegnet uns im Mittelniederländischen, wo es *vernaets* lautet (vgl. Verwijs-Verdam, Middelnederl. Woordenboek VIII 2176). Hier geht es auf afrz. *vernage* zurück, das seinerseits (nach Meyer-Lübke, Rom. et. Wb. N:o 4126) aus dem Italienischen stammt.

Mhd. *quarten(moss)*

Dieses Wort begegnet uns in zwei Tiroler Urkunden vom Jahre 1472 und 1474 aus Schloss Buon Consiglio in Trient (vgl. Zingerle, Mittelalterliche Inventare aus Tirol und Vorarlberg LXIV 274 Anm. und LXV 267). Der erste Teil dieser Massbezeichnung (etwa 2—6 Liter) geht auf italien. *quarto*, *quarta* zurück (vgl. Edler, Glossary of Mediaeval Terms of Business S. 232 s.v. *quarta*, *quarto*, Tommaseo-Bellini, Dizionario della lingua italiana III, 2, 1378 und Battisti-Alessio, Dizionario etimol. italiano IV 3174 s.v. *quarto*).

Mhd. *quarton(e)*

In den Quellen zur Schweizerischen Geschichte X [1891] S. 445 und 446 finde ich die Form *quarton(e)* als Bezeichnung eines Getreidemasses (*ainlif quartonen korn*; *niunzechen quartonen korn*) in einer von Georg von Werdenberg-Sargans ausgestellten Urkunde vom Jahre 1498.

Im Rätoromanischen, genauer gesagt im Unterengadinischen belegt Pallioppi (Dizionari dels idioms romauntschs d'Engadin S. 586) die Form *quartauna* in der Bedeutung 'Viertelmass Getreide', das auf latein. *quartāna* zurückzuführen sein wird. Gerade die rätoromanischen Mundarten Graubündens zeigen die Neigung *ā* vor Nasal verdumpfen zu lassen (vgl. Gartner, Handbuch der rätoromanischen Sprache [1910] S. 132), und eine solche rätoromanische Form wird wohl der deutschen zugrunde gelegen haben. Allerdings wäre im Südalemannischen auch aus romanischen *ā* leicht *ō* geworden, da dieser Wandel hier vor *n* eintritt (vgl. Moser, Frühnhd. Gramm. I, 1, § 75, 1 und Jutz, Die alemann. Mundarten S. 35, 8).

Mhd. *kantar*

In der schon oben (s.v. *pakasyn*) erwähnten Nürnberger Chronik des Ulman Stromer werden, auf italienische Verhältnisse bezogen, einige italienische Wörter der Kaufmannssprache verwendet, unter diesen auch einige solche, die von der Fachliteratur noch nicht herangezogen wurden. Ein solches Wort ist *kantar* (Die Chroniken der deutschen Städte I S. 101) 'ein Mass, italien. Zentner'. Der italienische Ausdruck *cantaro* ist besonders durch Marco Polo weit bekannt geworden (vgl. Battisti-Alessio, Dizionario etim. italiano I 726 s.v.). Weitere Belege seit Ende des 15. Jh. gibt Marjatta Wis (Ricerche sopra gli italianismi S. 149 s.v. *cantar*).

Mhd. *kann*

Dieses ebenfalls in Stromers Chronik (S. 101) begegnende *kann* ist von mhd. *kanne* 'Kanne' zu trennen und ist (wie Lexer, Mhd. Wb. I 1510 s.v. *kanne* richtig bemerkt) mit gleichbedeutendem italien. *canna* 'Elle' (Längenmass) identisch.

Mhd. *sais*

Stromers Chronik (S. 101) bietet die Form *sais* (Hs. W *saiss*) 'Silberprobe', die von Lexer (Mhd. Wb. II 859 s.v. *seis*) wohl mit Recht auf italien. *saggio* zurückgeführt wird. Wahrscheinlich beruht die deutsche Form auf einer Ummodelung des venezian. *sazo*. — Gegen Ende des 15. Jh. belegt Marjatta Wis (Ricerche S. 231 s.v.) die Form *sagio* 'unità di peso' in der Verdeutschung Marco Polos.

Mhd. *castell*

Dass ein Teil der deutschen Belege für *kastel, kasteel* 'Schiffsturm' aus dem Pikardischen, ein anderer, und zwar die Belege aus der süddeutschen Randzone, aus dem Italienischen stammt, habe ich bereits früher (Zeitschrift für Mundartforschung 1952 S. 94 f.) hervorgehoben. In Hector Mülichs Augsburger Chronik aus dem Ende des 15. Jh. begegnet uns bei der Schilderung eines Erdbebens in Neapel im Jahre 1456 mehrere Male die Form *castell* in der Bedeutung 'Festung' (Die Chroniken der deutschen Städte XXII [1892] S. 290); hier ist der italienische Ursprung evident (so auch in Ortsnamen wie *Castelcorn, Castelbargk* usw. in Tirol und Vorarlberg). — Weitere Beispiele für das italienische Wort in deutschen Quellen seit dem Ende des 15. Jh. bringt Marjatta Wis (Ricerche S. 161 f. s.v. *castel*).

Mhd. *galeoni* (plur.), *galeon(e)*

Nach Kluge-Götze (Etym. Wb. s.v. *Galion*) ist *galion* im 16. Jh. in der Bedeutung 'Vorbau am Steven' über das Niederländische und Niederdeutsche ins Hochdeutsche übernommen worden; ins Niederländische gelangte es aus dem Französischen. In mehreren deutschen Denkmälern weist Marjatta Wis (Ricerche S. 125 f.) *galeon, galion* 'grosses Schiff' als Entlehnung aus dem Italienischen nach. Ein noch älterer Beleg findet sich in Hector Mülichs Chronik (S. 311), wo die Pluralform *galeoni* in einer Schilderung italienischer Ereignisse verwendet worden ist.

Mhd. *zentilhomini* (plur.), *gentilhome*

Diese teilweise latinisierten Formen von italien. *gentiluomo*, oberitalien.-venezian. *zentilomo* begegnen uns auch in Mülichs Chronik (S. 290, 308). — Weitere Belege seit 1434 bei Marjatta Wis (Ricerche S. 280 f.).

Mhd. *fortun*

In Mülichs Chronik (S. 311 f.) findet sich der Ausdruck *fortun des meres* 'Sturm'. Bereits Oswald von Wolkenstein hat dieses Wort in der Form *forton* verwendet (vgl. Neuphilologische Mitteilungen 1940 S. 156), und in einer Reihe von deutschen Denkmälern wird italien. *fortuna* 'Sturm' von Marjatta Wis (Ricerche S. 272 f.) nachgewiesen.

Mhd. *solffe, tenor*

In der Bedeutung 'Gesangübung' verwendet Mülichs Chronik (S. 362) *solffe*, das auf italien *solfa, zolfa* (und nicht *solfeggio*, wie das Glossar S. 362 behauptet) zurückgeht, das seit dem 15. Jh. bezeugt ist (vgl. Battisti-Alessio, Dizionario etim. italiano V 3534 s.v. *solfa*). In demselben Passus auch der Musikterminus *tenor*, der schon bei Hugo von Montfort vorkommt und wohl auf italien. *tenore* zurückgeht; ein weiterer Beleg bei Marjatta Wis (Ricerche S. 256 s.v. *tenor*).

Mhd. *staffier*

In der um die Wende des 15. und 16. Jh. entstandenen Augsburger Chronik des Wilhelm Rem wird für den 'Steigbügelhalter' und auf italienische Verhältnisse bezogen der Ausdruck *staffier* verwendet (Chroniken deutscher Städte XXII S. 267 Anm. 7); es handelt sich hier um das italien. *staffiere*, das (nach Battisti-Alessio V 3613 s.v.) seit dem 16. Jh. gebucht ist. Dieses Wort wird von Marjatta Wis (Ricerche S. 250) in einer Übersetzung aus dem Italienischen vom Jahre 1572 nachgewiesen.

Mhd. *trumschman*

Im Reisebericht des Augsburgers Lorenz Egen kommt *trumschman*, *trümschman* 'Dolmetsch' vor, das A. Rosenqvist (Der frz. Einfluss in der 2. Hälfte des 14. Jh. S. 595 s.v.) aus afrz. *trucheman* herleiten möchte. Es ist aber äusserst unwahrscheinlich, dass der Augsburger Egen dieses italienisch-orientalische Wort aus dem Französischen übernommen hätte. Vielmehr stammt es aus dem Italienischen bzw. aus der Lingua franca des Mittelmeergebiets, die sich auf italienischer Basis entwickelt hatte. Zugrunde wird somit italien. *turcimanno* liegen, das aus arab. *turǧumān*, *tarǧumān* stammt; direkte Übernahme des arabischen Wortes ist allerdings nicht ausgeschlossen. Das italienische Wort wird von Marjatta Wis (Ricerche S. 260 s.v. *trozelman*) in einer Reihe von deutschen Denkmälern seit 1440 gebucht. — Das mndl. *druutsman* (vgl. Verwijs-Verdam, Middelnederl. Woordenboek II 448) stammt dagegen aus dem Altfranzösischen, wo *trucheman*, *drugemen(t)* seit dem 12. Jh. bezeugt ist.

Emil Öhmann

DER SPRACHLICHE EINFLUSS RICHARDSONS AUF GOETHES WERTHER

In seinem The English Sources of Goethe's Gretchen Tragedy weist Professor S. B. Liljegren auf einige englische Einwirkungen hin, die auch in den »Leiden des jungen Werthers» zu spüren sind. So war der berühmte Werther-Anzug — die blaue Jacke und die grüne Weste — die übliche Kleidung des damaligen englischen Landjunkers. Wieweit neben solchen äusseren Beeinflussungen englischer Einfluss auch in der Sprache des Werther sich nachweisen liesse, davon finde ich in den Goethe-Forschungen keine direkten Äusserungen. Dagegen wird in der Literaturgeschichte dem Werther als dem ersten weltberühmten modernen deutschen Roman ein hervorragender Rangplatz zugewiesen, u.zw. mit der Bemerkung, dass die deutsche Romansprache nach internationalem Masstab mit dem Werther endlich mündig geworden war.

Von den Untersuchungen, die von Goethes Verhältnis zur englischen Literatur handeln, sind folgende heranzuziehen: James Boyd: Goethe's Knowledge of English Literature, Oxford 1932; E. Gnelich: The Relationship between Goethe's Werther and Richardson's Novels, Fordham Univ. Diss. 15. 1948; Friedrich Kainz: Klassik und Romantik (in: F. Maurer — F. Stroh: Deutsche Wortgeschichte, Bd. 2, Berlin 1943); Ottokar Krasensky: Goethes Verhältnis zu den Hauptvertretern des sentimentalen englischen Romans des 18. Jahrhunderts, Richardson, Fielding, Smollett, Sterne und Goldsmith, Masch-Schr. Diss. Wien 1928; S. B. Liljegren: The English Sources of Goethe's Gretchen Tragedy, Skrifter utgivna i Lund 24. 1937; L. M. Price: English Literature in Germany, Berkeley and Los Angeles 1953; Karl Sachs (-Brandenburg): Goethes Bekanntschaft mit der englischen Sprache und Literatur, Neuphilologisches Zentralblatt 19. 1905; Erich Schmidt: Richardson, Rousseau und Goethe, Jena 1875; und Günther

Weydt: Die Einwirkung Englands auf die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts, Minden 1949.

Aus diesen Quellen geht m.E. hervor, dass sich auch mit einem sprachlichen englischen Einfluss auf den jungen Goethe rechnen lässt, u.zw. kommt hier Richardson in Frage. Seine Romane wurden in Goethes Elternhaus von den Kindern viel gelesen und hochgeschätzt, was einige direkte Hinweise im Briefwechsel zwischen Goethe und seiner Schwester beweisen. Ob nun diese Bekanntschaft durch Originale oder Verdeutschungen vermittelt wurde, lässt sich mit Sicherheit nicht feststellen. In bezug auf Goethes Sprachkenntnisse und sein aktives Interesse für die englische Literatur — er übersetzte Goldsmiths The Deserted Village — scheint mir die erste Alternative plausibel, auch schliessen die bekannten Tatsachen diese Möglichkeit keineswegs aus.

Diese vorbereitenden Feststellungen zeigen schon die Problemstellung und Aufgabe des vorliegenden Aufsatzes: Wieweit sind im Werther solche sprachliche Eigentümlichkeiten nachweisbar, für die sich auf eine Entsprechung im zentralen Sprachgebrauch Richardsons hinweisen lässt.

Als erstes Untersuchungsobjekt ergibt sich zwanglos der Kopf-Herz-Begriff, der bekanntlich eine Schlüsselstellung in der Terminologie sowohl der späteren Aufklärung als der Empfindsamkeit einnahm. Borcherdt (Der Roman der Goethezeit, Urach und Stuttgart 1949) erkennt in Richardson ganz richtig noch den Vertreter des aufklärerischen Sentimentalismus, bei dem die Herzensäusserungen der endgültigen Genehmigung des 'Kopfes' bedurften. Aber während nach Borcherdt Rousseaus La Nouvelle Héloïse entschieden den Wendepunkt zu Gunsten des 'Herzens' gegenüber dem — ich möchte sagen — 'mit dem Verstand fühlenden' Richardson bedeutete, falle Goethes Werther schon in das neue Zeitalter.

In der Tat begegnen im Werther nur ganz vereinzelte Fälle, in denen die Bedeutung des 'Kopf'-Elements hervorgehoben wird. Einmal spricht Werther mit Anerkennung von »einem

Menschen von Verstand» (*man of understanding*), ein andermal lautet es: »dem ich Menschensinn zutraute, weil er Verstand hat». Aber meistens drückt sich Werther mit der Terminologie der neuen Zeit aus, wie z.B. in diesem Bekenntnis: »dies Herz, das noch mein einziger Stolz ist, das ganz allein die Quelle von allem ist, aller Kraft, aller Seligkeit und alles Elends.»

Im allgemeinen lässt sich die begründete Behauptung aufstellen, dass 'Herz' der herrschende Begriff des vorliegenden Romans ist: kommt doch das Wort, die Ableitungen und Zusammensetzungen nicht mitgezählt, nicht weniger als 112 mal auf den etwa einhundert Seiten vor. In den meisten Fällen wird es im Sinne von 'Gefühl' als Gegenpol des 'Verstandes' verwendet. Aber wie dem englischen *heart* in der Sprache des Sentimentalismus mehrere Nebenvorstellungen und Gefühlstöne zukamen, wurde 'Herz' beim Werther nicht nur als Sitz des Gefühls überhaupt, sondern als Quelle aller 'guten' und wünschenswerten — d.h. empfindsamen — Empfindungen und Eigenschaften dargestellt.[1] Ein Ausdruck wie »er hat ja kein Herz» (*he has no heart*) impliziert also eine starke negative Wertbeurteilung, die im empfindsamen Kodex, etwa einen Gegensatz zu »sie hat viel Seele» bedeutete.

Einige typische Herz-Formeln sind auch zu verzeichnen: »mir war das Herz voll» (*my heart was full*); »Fülle des Herzens» (*fulness of heart*); »Das volle warme Gefühl . . ., das mich mit so vieler Wonne überströmte» (*my heart overflowed with delight*). Trotzdem das Herz in diesem Beispiel anscheinend nicht selbst vorkommt, ist es doch leicht zu ergänzen, da es impliziert anwesend ist. Der entsprechende englische Ausdruck leuchtet sofort ein.

Die Formel 'ein fühlendes Herz' (*a feeling heart*), wie im Satz »dass nicht ein wissenschaftlicher Gärtner, sondern ein

[1] Auf ähnliche Weise galt das Herz als Quell göttlicher Offenbarung und die sichere Richtschnur des Lebens, vgl. P. Blochmann: Schiller und die Empfindsamkeit, 1950, S. 491.

fühlendes Herz den Plan gezeichnet . . .» gehörte bekanntlich zu den zentralsten Termini der Empfindsamkeit, der schon von Klopstock übergenommen worden war. Es sind sogar zwei Faktoren, auf denen der unverkennbar grosse Gefühlswert dieses Ausdrucks beruhte: Einmal war das Verbum fühlen (*to feel*) schon an sich ein gefühlsschwangerer Begriff der Empfindsamkeit, der öfters sogar absolut verwendet wurde. Verständlicherweise handelte es sich dabei darum, auf jene besondere Weise zu fühlen, die nach dem Kodex des Sentimentalismus als ein 'Verdienst' bezeichnet wurde. Zweitens kam dem Partizip des Präsens eine bemerkenswerte Rolle unter den sprachlichen Hilfsmitteln dieser Bewegung zu. Denn in Ähnlichkeit mit den englischen Formeln *the pitying tear, my doubting eye* usw. wurde durch den Gebrauch des Partizips eine Art Personifikation des Herzens, der Träne und des Auges erzielt, was zugleich den für die sentimentale Einstellung so wesentlichen Eindruck eines unmittelbaren Erlebnisses herbeiführte. Vgl. auch »meinen strebenden, sehnenden Busen», »eure staunende Seele». — Fast gleichwertig mit *a feeling heart* stand *a grateful heart;* beim Werther begegnet »mit ganzem, innig dankbarem Herzen aufnahm». '*grateful* — dankbar' sind in empfindsamem Sinne zu verstehen.

Für den sentimentalen Begriff *feeling* stehen beim Werther 'Gefühl' und 'Empfindung'. 'Gefühl' erscheint insgesamt über 30 mal, ausserdem noch in Zusammensetzungen wie 'Menschengefühl' (vgl. *to feel for all Mankind!*), 'Trostgefühl', 'Wonnegefühl'. 'Empfindung', etwas weniger vorkommend, bezeichnet neben den allgemeineren 'neutralen' Bedeutungen auch typisch sentimentale Empfindung, z.B. in dem Satz: »Der Graf drückte meine Hände mit einer Empfindung, die alles sagte», — eine Situation überdies, die sich in der englischen sentimentalen Literatur überaus häufig wiederholt.

Zu den Grundeigenschaften eines sentimentalen Menschen (eines Menschen, der 'Herz' hatte; eines 'Menschen von Gefühl') gehörte *sensibility*. Vor der Prägung des Wortes 'Empfindsam-

keit' wurde *sensibility* in der Übersetzungsliteratur in der Regel mit 'Empfindlichkeit' wiedergegeben, welcher Terminus auch beim Werther den nämlichen Begriff vertritt. Daneben hat Goethe auch 'Fühlbarkeit', wie sich aus folgendem Beispiel erhellt: »ein gewisser Mangel an Fühlbarkeit, ein Mangel, nimm's wie du willst; dass sein Herz nicht sympathetisch schlägt bei — o! — einer Stelle eines lieben Buchs, wo mein Herz und Lottens in einem zusammentreffen».

Eines der äusserlichen Merkmale der empfindsamen *sensibility* waren die Tränen, vor denen sich die Helden des Werther keineswegs scheuten. Dem entspricht eine beträchtliche Anzahl diesbezüglicher sprachlicher Bildungen. Deutliche englische Anklänge weisen z.B. folgende Stellen auf: »ein Strom von Thränen, der aus Lottens Augen brach und ihrem gepressten Herz Luft machte» (*a flood of tears burst from her eyes and gave vent to her oppressed heart*); »verzeih' mir diese Thränen» (*forgive me these tears*). Und wie bei Richardson *tears mixing* von einem wechselseitig empfundenen Sentimentalismus zeugt, so auch im Werther: »sie fühlten ihr eigenes Elend in dem Schicksal der Edlen, fühlten es zusammen, und ihre Thränen vereinigten sich.» (Bemerke hier auch den empfindsamen Gebrauch von 'fühlen'!). — Ausser dem 'Herzen' konnte weiter die Träne 'dankbar' sein, z.B. »an deinen dankbaren Thränen»; bei Richardson heisst es: *a grateful tear* oder *a tear of gratitude.*

Die Lebensideale und Anforderungen an den 'sentimentalen' Menschen in England fanden in Richardson einen eifrigen Fürsprecher, und durch seine Romane war er bemüht, sie seinen Lesern nahe zu bringen. Somit liegt es auf der Hand, dass der zentrale Wortschatz im Sprachgebrauch Richardsons gerade aus den Hauptbegriffen dieser sentimentalen Philosophie zusammengesetzt war. Und bei der Überprüfung etwaiger englischer Einflüsse auf den Werther muss man aufs sorgfältigste die Wahrnehmung berücksichtigen, dass eine Vielzahl der betr. Stichwörter bei diesem Werke wiederkehren.

So war der Zustand von '*happiness* — Glückseligkeit' —

dem optimistischen Zeitalter gemäss — ein sowohl bei Richardson als beim Werther aufgestelltes Lebensziel: die Quelle der Glückseligkeit sei in den »einfachen Freuden» des häuslichen Lebens zu finden. Aber ein andermal hatte Werther Ursache auszurufen: »Musste denn das so sein, dass das, was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elends würde?» — Der 'glückliche' Mensch legt grossen Wert auf 'Freundschaft' (*friendship*), zeichnet sich durch 'Heiterkeit'[1] (*cheerfulness*) und 'Gelassenheit' (*tranquillity*) aus, und besitzt einen unerschöpflichen Vorrat von 'Zärtlichkeit' (*tenderness*). Dies drängt ihn, seine Mitmenschen im 'Unglück' (*distress*) bei dem kleinsten Anlass zu 'bedauern' (*to pity*), denn ohne 'Mitleid' (*pity*) wäre er 'grausam' (*cruel*). Sehr englisch klingt u.a.: »Wenden Sie diese traurige Anhänglichkeit von einem Geschöpf, das nichts tun kann als Sie bedauern». Ein dazu gehöriges Adjektiv war 'sympathetisch' (*sympathetic*), das sich auch auf leblose Dinge beziehen konnte: »ein geheimer sympathetischer Zug hatte mich hier so oft gehalten».

Weiter erinnert der Gebrauch von 'Wärme' an den englischen sentimentalen *warmth*: »sie bewillkommte Lotten mit herzlicher Wärme». Ausserdem erübrigt es sich, neben 'Schwachheit' (*weakness*) und 'verkehrt' (*perverse*), noch das allgemein qualifizierende Adjektiv 'süss' (*sweet*) heranzuziehen. In einigen Formeln kommt zugleich das für die Empfindsamkeit so kennzeichnende Wohlgefühl am leicht Schmerzhaften zum Ausdruck, wofür Fielding die glückliche Bezeichnung *luxury in grief* geprägt hatte. Im Werther begegnen z.B. »den süssen

---

[1] In seiner Darstellung über den Sprachgebrauch Goethes [in: Deutsche Wortgeschichte II. S. 205] bezeichnet Friedrich Kainz 'Heiterkeit' bei Goethe »mehr als Fröhlichkeit, es deutet vielmehr auf einen besonderen Genuss des Lebens, eine harmonische, in sich beruhigte Stimmung», die dem klassischen Geist entspreche. Bei dieser sonst zutreffenden Definition vermisse ich die Hervorhebung des Erbes der Aufklärung und der Empfindsamkeit.

Frühlingsmorgen»; »das süsse Gefühl der Freiheit»; »des süssen Mitleidens»; »von süsser Melancholie»; »in den schmachtendsüssen Gedanken des Abschiedes».

Nach den obigen, der zentralen empfindsamen Terminologie zugehörigen Begriffen wird noch auf einige Zusammensetzungen und sprachliche Stilmittel hingewiesen, die dazu dienten, empfindsame Betrachtungsweisen oder empfindsamen Gefühlston betonend zu übermitteln. Es ist klar, dass diese Merkmale im Rahmen eines verhältnismässig kurzen Buches wie des Werther nicht in grosser Menge auftauchen.

emotionale Pluralformen: Gefälligkeiten, Seligkeiten, Verdriesslichkeiten.

selbst: Selbstgefälligkeit.

un-: der unaussprechlichsten Ungewissheit; immer ungerechter, ja unglücklicher.

all: all-liebend.

allzu: meine allzu grosse Empfindlichkeit.

hyperbolische Ausdrücke: eine ... Frau von dem besten Herzen; in dem Zustand der unaussprechlichsten Ungewissheit.

Numeralienhyperbole: wohl zwanzig Stufen; mit tausend Freuden.

Intensivierung: dein Sohn, dein Freund, dein Geliebter naht sich seinem Ende; und erzählte mir seine Geschichte, die mich doppelt und dreifach gerührt hat.

Intensivierung mit Hilfsverben: Sie können, Sie müssen uns wiedersehen; dass sie ihn nicht behalten könne, behalten dürfe.

dreigliedrige Formeln: und den hohen, edlen, weisen Sinn abgeleitet.

Welche Schlussfolgerungen haben wir auf Grund des angeführten Materials hinsichtlich englischer Vorbilder im Werther zu ziehen? Bei der ersten Überprüfung wäre man wahrscheinlich geneigt, den auffallend grossen Ähnlichkeiten sowohl in der geistigen Grundlage als im Sprachgebrauch bei Richardson und im Werther grosse Bedeutung einräumen und entsprechend ein direktes Abhängigkeitsverhältnis zwischen den beiden

Schriftstellern anzusetzen. Es handelt sich nämlich durchaus nicht um sprachliche Oberflächlichkeiten, sondern um Begriffe und Ausdrucksformen, die für die betr. Romane tragende Elemente sind.

Andererseits darf man dabei aber nicht die Tatsache aus den Augen verlieren, dass im Anfang der 70er Jahre, als Goethe am Werther arbeitete, die empfindsame Literatur schon recht umfangreich war. Dies gilt besonders für die Übersetzungsliteratur, denn die Romane Richardsons, Fieldings und Sternes waren damals schon in deutschen Übersetzungen zugänglich. Ausserdem war die Anzahl der sog. moralischen Wochenschriften, die vom englischen sentimentalen Sprachgebrauch stark beeinflusst waren, beträchtlich.

Also stand dem Schriftsteller eines 'empfindsamen' Romans eine im grossen und ganzen festgelegte Sonderterminologie zur Verfügung, die in der Literatur dieser Gattung immer wiederkehrte, und so auch im Werther.

Diese Gesichtspunkte vermindern natürlich das Gewicht derjenigen Argumente, die für eine direkte Abhängigkeit zu sprechen scheinen, und fordern eine vorsichtige Interpretation des Beweismaterials. Dass Richardsons Romane Einfluss auf den Sprachgebrauch des Werther ausgeübt hatten, dürfte in Anbetracht der herangezogenen Tatsachen wohl keinem Zweifel unterliegen. Schwer bestimmbar bleibt es, in wie hohem Masse die damalige empfindsame Literatur dabei mit eingewirkt hatte. Jedenfalls schloss sich der Werther sprachlich aufs engste der betr. literarischen Gattung seiner Zeit an. Somit ist die Behauptung begründet, dass mit ihm eine sprachliche Tradition fortgesetzt wurde, während er weniger als etwas epochemachend Neues anzusprechen ist.

Erik Erämetsä

»CHALKING» FURS

In 1390-91 and in 1392, Henry, Earl of Derby, who afterwards became King Henry IV, made »crusades» to Prussia. The accounts which his treasurer kept during these expeditions have been preserved and have been printed by Lucy Toulmin Smith for the Camden Society.[1] Among the entries for 1391, during the Earl's first stay in Prussia, is the following on p. 93 —

> Et per manus Johannis Dyndon pro ij furruris de grys per ipsum emptis ibidem, quolibet de xij tymbre, xvij marc. pr. Et per manus eiusdem pro chalkyng dictis furruris, vij s. pr.

This passage, in a mixture of Latin, English, and French, is of considerable interest. Not only because the English verbal noun *chalkyng* which appears in it occurs more than two hundred years earlier than the earliest instances recorded in *NED* and nearly two hundred years earlier than the oldest instances of *chalk* as a verb, but because the meaning in which *chalkyng* is here used is not found in *NED* at all; nor have I ever come across a text in English in which this meaning can be assigned to the verb *to chalk*. The verbal noun *chalkyng*, as used in this passage, belongs to the vocabulary of fashion. It refers to the medieval practice of treating new furs with powdered chalk, a custom which is well illustrated in twelfth and thirteenth century French poetry. Chrétien de Troyes, for example, writes in *Yvain* —

> Mon seignor Yvain an sa terre,
> Si le fet chascun jor beignier
> Et bien laver et apleignier.

---

[1] Camden New Series, III. London, 1894.

Et avuec ce li aparoille
Robe d'escarlate vermoille
De ver forree atot la croie.[1] (line 1885)

In his note on line 1885, the editor, W. Foerster, explains the custom. In those times furs were treated by powdered chalk in order to make them look whiter and newer. When the fur was put on, the chalk was shaken off to prevent the clothes from becoming dusty. Furs worn for a long time had lost all their chalk; therefore, if a fur had plenty of powdered chalk in it, it was a sign of its being fresh and new.

Foerster quotes another Old French passage from Méon (I, 268, 2274), in which the custom is also referred to. And it is to be found repeatedly in the works of Gautier de Coinci; Arthur Långfors and Tauno Nurmela, who have studied its occurrence in Gautier, refer to Foerster for explanation.[2] Gautier's figurative use of expressions based on the practice of chalking furs is interesting —

Que que vos estes encreees,
Em plaine fleur, em plaine croie.[3]

This has been translated by Nurmela (p. 199), as »pendant que vous êtes neuves (= vierges), en pleine fleur, en pleine fraîcheur.»

Nurmela also quotes the following amusing passage from G. Raynaud, *Recueil des motets français*, I, p. 86 —

---

[1] Printed by Wendelin Foerster in *Christian von Troyes, sämtliche erhaltene Werke*, II. Halle, 1887.

[2] Arthur Långfors, »Mots rares chez Gautier de Coinci» (*Romania*, LIX, 1933), 491-92, and Tauno Nurmela, *Le sermon en vers 'De la chasteé as nonains' de Gautier de Coinci* (Annales Academiae Scientiarum Fennicae, B XXXVIII, 10; Helsinki, 1937), pp. 199—200. Cf. also Godefroy, *Dictionnaire de l'ancienne langue française*, III, p. 121[c] (*encreé*), and Tobler-Lommatzsch, *Altfranzösisches Wörterbuch*, II, cols. 1071—2 (*croie*), and III, cols. 263 –4 (*encrëer*).

[3] *De la chasteé as nonains*, lines 870—1.

Robin qui l'ama,
Son chapel li osta
Et sa guimple de soie.
Desous soi la ploie
Et .iij. fois la besa;
Desceint li sa corroie,
Et puis dit li a:
»J'abaterai la·croie[1]
Du peliçon Maroie.»

The reference made to this practice in the accounts of the Earl of Derby is remarkably late. And it differs from the Old French instances in another respect too. The latter are all found in poetry, while the English reference occurs in a non-literary text, a document recording events of real life. It is this that gives the passage in the Earl's accounts a special value. We know that a real Prussian furrier received a certain sum of money for treating some newly-bought furs with powdered chalk, a process known in Middle English as *chalkyng*.

Tauno F. Mustanoja

TROILUS AND CRESSIDA, IV ii 56

What Should He Doe Here? — Who, Nay Then

In Shakespeare's *Troilus and Cressida*, IV ii 49—59, Aeneas seeks Troilus at Cressida's house:

Aeneas. Is not Prince *Troylus* here?
Pandarus. Here? what should he doe here? 50
Aeneas. Come he is here, my Lord, doe not deny him:
It doth import him much to speake with me.

[1] Raynaud had erroneously interpreted *croie* as »courroie».

Pandarus. Is he here say you? 'tis more than I know, Ile be sworne: For my owne part I came in late: what should he doe here?

Aeneas. Who, nay then: Come, come, youle doe him wrong, ere y'are ware: youle be so true to him, to be false to him: Doe not you know of him, but yet goe fetch him hither, goe.

The *who* in line 56 seems, at first reading, meaningless and has occasioned a good deal of critical conjecture and many attempts at emendation.[1] The interpretations and revisions divide roughly into two groups: in one the word is taken as a pronoun of some sort, in the other as an interjection peculiarly spelled. The most natural way to read this line, of course, is to understand *who* as a pronoun having *he* in line 55 as its antecedent, but it is precisely this reading that is so obscure. Of those who treated the word as a pronoun, Hudson, in 1881, convinced that all forms of *who* were incomprehensible, made the most drastic alteration, changing it to [*What!*]; in this reading Aeneas reproves Pandarus for pretending not to know what Troilus was doing at Cressida's house, a version which has the advantage of being psychologically in keeping, although it treats the text rather arbitrarily. Other editors contented themselves with retaining the spelling and changing the following punctuation mark: Rowe used a dash, Capell an exclamation point (which has been the most common version since), and Kittredge a question mark.

Theobald, in 1733, was the first to see an interjection intended in the line and also the first to make a major emendation in the spelling. His reading [*Pho!*] was followed by 18th century editors before Johnson, who also supposed that an interjection had been intended but — in view, no doubt,

[1] *New Variorum Edition of Shakespeare: Troilus and Cressida.* Edited by H. N. Hillebrand and T. W. Baldwin, Philadelphia, 1953, p. 208.

of the rarity of *w*'s being mistakenly printed for *p*[1] — substituted [*Whoo!*]. More recently, S. A. Tannenbaum[2] conjectured that [*Who,*] »probably represents Shakespeare's 'ho!', an exclamation of impatience and disgust» — a meaning which incidentally seems to be common to all versions that treat the word as an interjection, regardless of the spelling employed.

Now the textual foundation of the spelling [*Who,*] is rather secure — the quarto and all the folios have it so — and the fundamental principles of textual criticism urge us to preserve that spelling if possible. Furthermore, the succeeding lines in Aenea's speech make it unlikely that he would express himself at this point so peremptorily as those critics who treat the word as an interjection would seem to imply. Had he been reduced to such impatience, he would probably have continued with a curt and impatient command, but in fact he continues his speech with reason, urbanity, and some wit. There are cogent reasons therefore for reconsidering the line to see if we cannot make sense of it with *who*, treated as a pronoun, as its first word.

It is important to remember that *who* at the beginning of a sentence often took the place in Elizabethan English, as it does today in informal English, of *whom*.[3] In *Troilus and Cressida* alone there are several examples of this: in I iii 186, *Who (as Ulysses sayes) Opinion crownes*[4]; in I iii 333, *who may you else oppose;* in III i 23, *Who play they to?;* in III i 28, *Who shall I command sir?;* and in IV v 176, *Who must we*

[1] Kellner, in his catalogue of misprints in *Restoring Shakespeare* (Leipzig, 1925), lists no instances of this at all.

[2] »Notes on Troilus and Cressida.» *Sh. Assoc. Bull.*, VII, 1932, p. 79.

[3] Cf. Franz, W. *Die Grundzüge der Sprache Shakespeares.* Berlin, 1902, p. 86. The practice actually began a good deal earlier than the Elizabethan period. I am indebted to Dr. T. F. Mustanoja for pointing out that there are examples from the early fourteenth century of the use of *who* for *whom* at the beginning of a clause.

[4] But cf. I iii 142: *Achilles, whom Opinion crownes.*

answer?. Even more striking examples of the strength of the *who* form to Shakespeares's ear may be found in *Hamlet*, II ii 195, *Between who?* and *Othello*, IV ii 99, *With who?*, where it follows directly after a preposition.[1]

We must also remember that in Elizabethan English the word *do* had, besides its ordinary present-day meanings of performing an action and so forth, another very common »wanton» sense (N.E.D. signification 16 b) that it has since partially lost.[2] It is upon this sense that Pandarus plays earlier in the scene we are considering (IV ii 27—29):

Cressida. . . . You bring me to doo — — and then you floute me too.

Pandarus. To do what? to doo what? let her say what: What have I brought you too doe?

It is the context that determines whether or not a word will, in a given sentence, take on a double meaning. Here the context would undoubtedly have suggested to an Elizabethan audience the »wanton» sense of *do*. But the context of Pandarus' very similar remark later in the scene (»What should he do here?») — spoken by the Elizabethan archetype of the bawd about a man who has just spent the night with the Elizabethan archetype of the wanton — makes it improbable that Shakespeare's audience would have missed the same sort of allusion in this line.[3]

---

[1] This was however not Shakespeare's *general* practice. Cf. *Troilus and Cressida*, I iii 82, *to whom* et passim.

[2] Partridge, Eric. *Shakespeare's Bawdy*. London, 1947, p. 103. Also cf. N.E.D. *doing*, vbl. sb. 1b. For examples of its recent use see Partridge, *A Dictionary of Slang and Unconventional English*. London, 1937.

[3] For other possible puns on *do* in *Troilus and Cressida*, cf. V ii 15, 23, and 48—49. The last is an interesting example of the sort of pun that was not intended by the speaker but was probably understood by the audience:

Dromedes: Fo, fo, adew, you palter.
Cressida: In faith, I doe not . . .

In the following line then — in that *who* which, if this interpretation is correct, we should probably today write *whom* — Aeneas seems to seize upon and exploit this double meaning; he takes the verb *do* in its »wanton» sense and quibbles over its object. For, although *do* in N.E.D. sense 16 b ordinarily appeared with certain stereotyped objects, as in *do it* and *do the deed* [1], it was capable of having a person as its object. There is an instance of this usage in *Measure for Measure*, I ii 85—86, a play whose probable date of composition is very close to that of *Troilus and Cressida:*

> *Overdone.* Well: what has he done?
> *Pompey.* A woman.[2]

Aeneas seems to be suggesting, therefore, that a person — namely Cressida — is the object of *do*. *Who* is, in this reading, a pronoun, but its antecedent is not *he*; rather it is Aeneas' arch substitution for *what* in Pandarus' sentence. What he is proposing, in other words, is that the question ought to be not »What should Troilus do here?» but »Whom should he 'do' here?».

The chief merit of this interpretation is that it does violence neither to the Folio and Quarto texts of the play nor to our sense of psychological propriety; it is in keeping with the situation, Aeneas's character, and the tone of his next lines. If it is valid, it lends support to Capell's printing [*Who!*] as the one that best conveys the meaning here proposed.

Victor B. Reed

---

[1] Cf. Partridge, *Shakespeare's Bawdy*. Properly, these are special usages not of *do* but of *it* and *deed*.

[2] Partridge, *op. cit.*, lists, besides this example, another from *Titus Andronicus*, IV ii 76.

JAMES M. CAIN'S STRUGGLE WITH STYLE

Although James Cain wrote, during the late 1920's and early 1930's, several short stories dealing with crude and even violent characters, it was not until he became acquainted with the West that he was able to write sustained fiction which possessed the quality of realism for which he was striving and which also had a wide appeal to readers. Later, he gave an account of his experience in the preface to *Three of a Kind* (1943):

> What had made the novel so hopeless was that I didn't seem to have the least idea where I was going with it, or even which paragraph should follow which. But my short stories, which were put into the mouth of some character, marched right along, for if I in the third person faltered and stumbled, my characters in the first person knew perfectly well what they had to say. Yet they were very homely characters, and spoke a gnarled and grotesque jargon that didn't seem quite adapted to long fiction; it seemed to me that after fifty pages of ain'ts, brungs, and fittens, the reader would want to throw the book at me. But then I moved to California and heard the Western roughneck: the boy who is just as elemental inside as his Eastern colleague, but who has been to high school, completes his sentences, and uses reasonably good grammar. Once my ear had put this on wax, so that I had it, I began to wonder if *that* wouldn't be the medium I could use to write novels. This is the origin of the style that is usually associated with me, and that will be found, in a somewhat modified form, in this book. No writer would be telling the truth if he said he didn't think about style, for his style is the very pattern and weave and dye of his work. Yet I confess I usually read comments on this style with some sur-

> prise, for I made no conscious effort to be tough, or hard-boiled, or grim, or any of the things I am usually called. I merely try to write as the character would write, and I never forget that the average man, from the fields, the streets, the bars, the offices, and even from the gutters of this country, has acquired a vividness of speech that goes beyond anything I could invent, and that if I stick to this heritage, this *logos* of the American countryside, I shall attain a maximum of effectiveness with very little effort.

The fact that Cain could find his »style» only in the West is one of the most significantly revealing ideas in this analysis of his own writing. Note, too, that that part of the West in which Cain found himself still retained one characteristic of the frontier — a population which included elemental roughnecks who were free from the provincial quaintness of »local color», and whose speech could be reproduced with reasonable accuracy and yet remain a medium of communication with a variety of readers. Like the frontier of an earlier period, California in the first half of the twentieth century was inhabited by refugees who brought to the »new» country a linguistic heritage from all sections of the »old» United States. Apparently Cain formulated his style on an analogy of this speech that he heard as fresh, vivid and free from both the conventional illiteracies of Western fiction and from the literary idioms of standard fiction.

By applying Cain's critical statements to his own work, we can learn of the advantages of discovering indigenous literary materials; the problems which an author must face when he has to determine his »viewpoint»; and the limitations which arise when a writer has defined his »style».

I

Although Cain's account of his own experience as a writer does indicate an awareness of the peculiar social conditions of the West, he does not appear to have realized the extent to

which his characters and his technique were products of and associated with the earlier American frontier. The »style» which came to an effective fruition in Cain's novels of the 1930's and 1940's had been slowly developing on the westward moving frontier for more than a century. It can, perhaps, be best described as an »objective» style developed in the crudeness and violence of the frontier where life was short, death came suddenly, and men treated life and death in an off-hand and hard manner: without concern for violence, suffering, or brutal death. As early as the 1830's this feeling on the part of the frontiersmen was observed by some of the writers who were on the frontier. Using the techniques of oral narration, these writers began to express in the tall tales something of the feeling of the frontiersmen toward violence, and the device they chose was a more or less »realistic» style which tended to be a factual presentation of the event without comment or moralizing of the author.

Together with this developing objective style there gradually evolved a fictional (and sometimes historical) hero who became hard-boiled. Augustus Longstreet wrote, often with an indifferent attitude, about his eye-gouging heroes. Another frontier writer, Joseph Baldwin, wrote that he went to the Southwest because of »magnificent accounts [which] came from that sunny land of most cheering and exhilarating prospects of fussing, quarrelling, [and] murdering». Charles W. Webber created a hardboiled Texas Colonel who exhibited his indifference to brutality by the »soul-moving relish of his talking of death — this dwelling with fond appetite upon the revolting detail of cold murders.» By the middle of the nineteenth century, Alfred W. Arrington became so enamoured of the hard-boiled hero that he eulogized him in a book called *The Desperadoes of the South-west*, in which the characters increased in heroic stature in proportion to their brutal killings. Beginning in 1860 some of this objective treatment of the hard-boiled hero appeared in those of Beadle's dime novels

which dealt with the frontier, and the technique continued in the dime novels until the end of the century. Mark Twain often wrote stories of men who cut another's »throat all around», or »clove» another's skull; and he described this sort of brutality without comment of his own. With the advent of the twentieth century, this off-hand treatment of a violent hero had become a highly effective and smooth technique; and it was used extensively in the »westerns» and »detectives».

However, James Cain has yet to give any indication that he is aware of the literary background in his »heritage» of the »American countryside» which he discovered in California. As late as 1947 in the preface to *The Butterfly* he wrote that »I belong to no school, hard-boiled or otherwise, and I believe these so-called schools exist mainly in the imagination of critics, and have little correspondence in reality anywhere else.» It is not, of course, necessary for one to actually »join» a school in order to write in a tradition which has been employed by other authors. When Cain captured the »style» of the »Western roughneck», he was merely doing what other writers had done and were doing with the American idiom of the West.

As far as I know, the only instance of Cain's being compared to his frontier background appeared in a review of *The Butterfly* (New York *Times*, February 2, 1947). The reviewer, Robert Gorham Davis, commented on Cain's attempt, in his preface, to deny any influence of the hard-boiled style of Hemingway. Wrote Mr. Davis: »What it suggests is not Hemingway — but that type of early American frontier humor (Mark Twain occasionally practiced it) which took jocose satisfaction in a certain callousness toward physical suffering and death.»

There are innumerable examples in Cain's work which establish beyond doubt the fact that, although he may not have been consciously following any school or tradition, he was using the techniques and situations of other frontier authors before him. Here, for example, is a selection from Charles Webber's *The Gold Mines of the Gila* (1849):

> Thinks I, mighty pleasant surprise I'll give you. Bang! One tumbled over stiff — for I hit the back of his head; and the other — I think I laughed out loud, it was done so quick! Did you ever see a turtle slide off a slick rock where he had been sunning? or a spring-frog take the mud? I tell you it was nothing to the way that Mexican flirted himself off the bank into the gully. It beat all the quick fingering I ever saw. By the time I got there he was out of sight, for these gullies are fifty feet deep, some of 'em, and very twistifying.

And here is a passage from one of Cain's earliest novels, *The Postman Always Rings Twice* (1934):

> He got in, but shoved his face out to the window and let go one. I braced my feet, and while he still had his chin on the window sill I brought down the wrench. His head cracked, and I felt it crush. He crumpled up and curled on the seat like a cat on a sofa.

The lapse of nearly a century hasn't wrought great differences in style. Webber it more descriptive, and he is enjoying violence. But neither of these hard-boiled heroes is reacting to murder. They are matter-of-fact: realistic and pretty much objective. Both used animals to describe death. Cain's style, of course, has become tighter and more terse.

An example of quiet murder from *Double Indemnity* (1936) again points up the frontier style which Cain was following:

> I raised up, put my hand over his mouth, and pulled his head back. He grabbed my hand in both of his. The cigar was still in his fingers. I took it with my free hand and handed it to her. She took it. I took one of the crutches and hooked it under his chin. I won't tell you what I did then. But in two seconds he was curled down on the seat with a broken neck, and not a mark on him except a crease right over his nose, from the crosspiece of the crutch.

Cain is not struggling with style here. Rather, he is reporting simply and tersely the account of a brutal act, in the manner of a westerner who is known as a hard character and a man of few words.

From *The Embezzler* (1940) one can select a passage in which the substitution of a pinto horse for a blue sedan would move the scene back to the Wild West:

> He was just grabbing up the grip as I got there and leveled his gun right at me. I dropped to the ground and shot. He shot. There was a volley of shots from Dyer and Halligan and Lewis. He ran about five steps and jumped into a car. It was a blue sedan, the door was open and it was already moving when he landed on it. It shot ahead, straight across the parking lot and over to Grove Street. I raised my gun to shoot at the tires. Two kids came around the corner carrying school books. They stopped and blinked. I didn't fire. The car was gone.
>
> I turned around and stepped back through the hole in the glass. The place was full of smoke, from the shooting. Sheila, Helm, and Snelling were stooped down, around Adler. He was lying a little to one side of the vault, and a drop of blood was trickling down back of his ear. It was the look on their faces that told me. Adler was dead.

The scene is packed with action in which there is no concern for anything or anybody by either the author or the narrator. The diction and sentence structure is uncommonly simple. And the action, indifference, simplicity, and violence are all characteristic of a style particularly common to some of the western story writers. One of the many analogies in the use of this technique can be found in a typical Clarence Mulford western, *Trail Dust* (1934). Hopalong Cassidy, the heroic gun-slinger, saw that two

> pairs of staring eyes, over open mouths, were regarding him in stunned silence. They believed what they saw, the mouths shut swiftly, and two right hands dropped like striking snakes; but as they dropped, Hopalong's hands were rising, a longbarreled gun in each of them. The double report was deafening. The two horses, suddenly freed of their burdens, surged, ran together, and stopped, their nostrils flaring at the scent of blood.

The riderless horse technique is used to indicate double death, and neither the author nor the hero say anything more about in.

A scene reminiscent of the manner in which Billy the Kid might have eliminated a sheep herder appears in Cain's *The Butterfly:*

> Then I picked up the rifle and started up the ladder. When I lifted my head out he had moved, with the sun, about six feet away from where he had been before, but that put him facing me more, and made it better. He was eating beans out of a can with his knife, and I let him finish them up before I raised my gun. I drew my bead right on the butterfly. He doubled up when I pulled the trigger, and held on to his stomach, and kicked like a cat trying to shake papers off its feet, and drew his breath in and out fast like a dog in the summer time, except instead of heat that made him do that, it was pain. That suited me fine. I stepped out, picked up his rifle from where he had set it down to eat, and sat down to watch him twitch.

These passages from Cain offer enough similarities, in the technical characteristics which have been discussed, to establish the validity of Cain's opinion that he discovered his »style» in the West. But they do not support his saying that »I confess I usually read comments on this style with some surprise, for I made no conscious effort to be tough, or hard-boiled, or grim». Furthermore there is evidence outside his

stories that, perhaps without being fully aware of it, Cain had been interested in the hard-boiled hero for many years. As early as June 11, 1927 he wrote a long article for *The Saturday Evening Post* on the history of dime novels. The article, »The Man Merriwell», includes a discussion of frontier dime novels in which the prototype of his own twentieth century hard-boiled character roamed through many a paper-covered thriller. And again in his introduction to *For Men Only* (1943) he showed his enthusiasm for the type of person he deals with:

> The world's great literature is peopled by thorough-going heals, and in this book you will find a beautiful bevy of them, with scarce a character among them you would let in the front door. I hope you like them. I think they are swell.

From Cain's novels, interests, and comments one can hardly refute the observation of Alexander Cowie in *The Rise of the American Novel* (1948): »The hard-boiled manner, exemplified by James Cain, also became a recognizable type.»

II

One of Cain's consuming problems, which he has never solved, has been that of concern over the most effective use of the first or third person. All serious novelists must face it, and many of the best are considerably troubled by it, Henry James for one. Cain, in attempting to work out this sort of thing for himself, is in a general literary tradition. The first person description of fast physical action, so predominantly a stylistic characteristic in his writing, has been made readily adaptable (but with an added technical problem, as we shall see). Hence this partially accounts for his own observation that »my short stories, which were put into the mouth of some

character, marched right along, for if I in the third person faltered and stumbled, my characters in the first person knew perfectly well what they had to say». In other words this character, who generally acts rather than thinks, speaks in the first person, not so much in terms of thoughts but in terms of his own action. And because he is participating in a good deal of physical action, the necessity of his thought is minimized, for the action speaks for itself. This style of writing can be even more clearly observed in the works of Dashiell Hammett and Raymond Chandler, who use a maximum of objectivity and action, and write more often than not in the first person.

Another probable influence in the use of the first person could have come from some of Cain's earliest attempts at creative writing. From the writing of the half dozen one-act plays which were published in *The American Mercury* during the late 1920's, he learned many of the elemental techniques of the stage which were to become incorporated into his later novels, for the very movement of stage drama depends on the use of action and first person narration.

Now Cain did, on rare coccasions, use the third person in his novels, and with some success. *Love's Lovely Counterfeit* (1942) need not receive much consideration because it is a rather second rate, rough, crude thriller packed only with violent action. It fails, perhaps, because Cain lacked confidence in the third person, or simply because he was consciously attempting to write a »slick plot» for the movies. On the other hand, *Mildred Pierce* (1941) is a successful treatment of the third person. Cain's hero here is a woman, and it is possible that he felt that he could not consistently project himself into a first person who would have to be a feminine narrator. Nevertheless *Mildred Pierce* does prove that Cain could write successfully in the third person in spite of his reluctance to use that technique.

There is one unfortunate development from Cain's use of the first person which has resulted in an awkward technical

flaw. At first glance the following statement is significant and valid: »I merely try to write as the character would write, and I never forget that the average man, from the fields, the streets, the bars, the offices, and even the gutters of this country, has acquired a vividness of speech that goes beyond anything I could invent . . .» But immediately the question arises, why should he write as his characters *write*? Cain has already said that he developed his style from what he »heard» from the »Western roughneck» — that which his »*ear* had put on wax.» Is he not aware of the tremendous difference between »speaking» and »writing»? His roughneck was not a writer by character; he was a talker. Yet whether they be soldiers, farmers, or football players, they all must write their own stories. Obviously this type of character is not a writer automatically, and this is particularly true of a Cain character. An additional technical difficulty arises here — especially for Cain who has so many first person narrators die at the end — because these would-be writers must live long enough, and generally in an unnatural way, to complete a novel.

This strange and forced method of ending a story appears in Cain's first serious and important novel, *The Postman Always Rings Twice*. A consideration of the characteristics of the hero, Frank Chambers, can give us but one result: he is a crude, ruthless, »mad dog» killer. He has minor mechanical abilities and major sexual ones, but there is no indication that this California wanderer could write a complete sentence. Yet in the death house he becomes a junior Boethius, and in an unbelievable manner he writes his story. He thinks that the manuscript might need fixing up a little, particularly in matters of punctuation; but there it is just as James Cain himself would have written it.

> So I'm in the death house, now, writing the last of this, so Father McConnell can look it over and show me the places where maybe it ought to be fixed up a little,

for punctuation and all that. If I get a stay, he's to hold on to it and wait for what happens. If I get a commutation, then, he's to burn it, and they'll never know whether there really was any murder or not, from anything I tell them. But if they get me, he's to take it and see if he can find somebody to print it. There won't be any stay, and there won't be any commutation, I know that. I never kidded myself . . .

No stay.

Here they come. Father McConnell says prayers help. If you've got this far, send up one for me, and Cora, and make it that we're together, wherever it is.

It is difficult to believe that a boy like Frank Chambers could spend the last days before his death in writing a novel, or that he should be concerned about its publication, or that this literarily untrained boy should write like James Cain.

Roger Duval, the hero of *Past All Dishonor* (1946), is a »secesh spy» in California and Nevada. Although he eventually turns into a brutal killer, Roger is an intelligent boy whose job it is to send back reports to Southern leaders concerning activities in the West which may aid the Southerners in determining the possibility of winning the West for the South. But for security reasons, Roger almost never writes a report; he merely sends back newspaper clippings. He develops as a hard-boiled western hero through the clever use of his right hand — but with a pistol in it, not a pen. At the end of a short life, during which time Roger has learned to kill coldly and without feeling, in the manner in which Billy the Kid is supposed to have killed, he chooses to commit suicide and lie beside his dead mistress rather than to attempt the escape which he is sure is possible. This situation is not improbable for some characters, but it is highly unnatural for Cain's killer. This boy has been created as one who at this point should be

running for Mexico, but unfortunately he has a book to write — a book which will cost him his life.

> I've been sitting here, all day and all night and all day again, writing it down . . . They'll be after me. But when they get here, I'll be out there with her, where she's covered up from the birds and wolves, in the snow, with the gold piled up at my feet, and this story at my head.

Still another unfortunate Cain hero paints himself into a literary corner in *The Butterfly.* Jess Tyler, the first person narrator, is a small-time farmer in the West Virginia mountains; and from what we know of Jess he hasn't scrawled more than a few lines in his life. After a wildly confused emotional episode, during which time Jess has killed a neighbor and has had an affair with a girl — who later turns out to be his daughter — he is surrounded by the relatives of the murdered man, who intend to kill him. Jess, however, has a means of escape, unknown to his enemies, through an abandoned mine. But instead of escaping, and although he has a gunshot wound in the leg, he stops for a week in order to write his book:

> It's been raining for a week, they've been out there for a week, and I've been writing for a week.

At the end of the week the writing was finished, but escape was not now possible. Therefore a West Virginia mountaineer dies for art's sake in another contrived and unnatural ending: »I'm cut off. Ed Blue is out there and»

III

In the past few years Cain has felt compelled to write »Prefaces» to his books, apparently because he is so sensitive to criticism. His raging against the critics — »these strange surrogates for God» — is the result of their accusations that he

has been influenced by other writers. Psychologically, at least, this emphatic and persistent denial allows us to imagine a guilt complex in this persecuted author. Although he achieved his popularity with and wrote his best books in his »Western style,» he now wants to deny the means of his success and renege on his discovery. Of *The Butterfly* he wrote:

> Re-reading it, now the final proofs are in, I like it better than I usually like my work, and yet I have an impulse to account for it; for most people associate me with the West, and forget, or possibly don't know that I had a newspaper career of some length in the East before I come to California. Also, the many fictions published about me recently bring me to the realization I must relax the positivist attitude I carried over from newspaper work and be less reticent about myself.

But hasn't Cain forgotten that by his own admission his lengthy career in the East did not produce sustained, novel-length fiction? If we are prepared to admit that his western work contributed to and helped develop a peculiarly American advancement in writing which received its stylistic impetus from the Frontier, we can readily see, in such a novel as *The Butterfly*, how he throws away the effect of all he has learned about fiction when he turns his back on the West and stubbornly moves his locale to the East — just to prove that he is a national and not a local writer. The result is a work which is silly, clouded, and unreal; and his half-Western half-Eastern characters do not exist anywhere.

An author cannot be realistically criticized if, after he has done all he can do in one artistic medium, he experiments in another style. But he should be sufficiently critical of his own work to realize that he is then working with different materials, and that, therefore, his approach to his new prospect should change accordingly. One can, however, by comparing

Cain's later novels with the earlier work deduce a thought process which must work something like this: I have become a successful and popular novelist, but the critics have localized my setting and limited my style. I can and will write novels with greater themes, on a national scope, in a larger time sequence, and with such techniques as symbols.

In 1943 Cain wrote:

> Again, love is not all of life, and I confess that lately, having got past the stymie of style that bothered me for so many years, I want to tell tales of a little wider implication than those which deal exclusively with one man's relation to one woman. In the future, what was valid in the technical organization of my first few novels will be synthesized, I hope, into a somewhat larger technique.

Attempting to achieve the »wider implication,« *Past All Dishonor* means to make a hard-boiled hero in California and Nevada a part of the Civil War; but Roger Duval spends his time killing men for personal reasons, not military ones — the war is so remote that one forgets it. Jess Tyler in *The Butterfly* becomes involved in the »wider implication« of supposed incest, but the problem is handled in such a fuzzy way as to never become effective. The more serious theme of *The Moth* intends to show how Jack Dillon copes with prosperity, depression, love, and war. But again the characters, settings, time sequence, and theme are more incongruous than effectively integrated.

To prove that he could get away from what he believed to be the local color of the twentieth century California scene, Cain moved the setting of *Past All Dishonor* to California in the nineteenth century. From his viewpoint of »style« this is a successful move, for he was dealing with basic frontier people; and from writings of the time he »concluded that any notion the 1860's were noted for peculiarities of speech, or that quaint

dialogue, such as some of these critics seemed to think indicated, would be used, was simply silly. Those people talked as we talk now.» Therefore as long as »language» was his »style» and certain frontier characteristics of the nineteenth and twentieth centuries remained comparable, he could write with some success in this particular style. In *The Butterfly*, however, one discovers that but very little of the California »style» has been successfully transplanted to Jess Tyler, the frustrated farmer in Huntington, West Virginia. The national scope and larger time sequence are most eagerly sought in *The Moth*. Jack is a successful boy singer in Baltimore, a college football hero, a transcontinental bum during the depression, a successful oil operator in California, and a Major in Europe. His character is realistic as a boy singer, but he becomes alive and fulfills his potentialities as a believable character only during his California sojourn.

In his later novels, Cain has attempted to extend his fictional techniques by the use of symbols, but they are crude ones. Morina Crockett, the prostitute in *Past All Dishonor*, is intended, I gather, to portray some larger and more universal aspect of love; but she is so thoroughly characterized as a competent and ever more grasping whore, that any symbolic effect which might have been achieved early in the book is lost long before the end. The butterfly symbol which gives the title to the next novel is a birthmark which appears on the stomachs of the male members of Jess Tyler's family. But its clumsy use in the seemingly incestuous relationship makes it ineffectual, and, furthermore, a good symbol should generally be one which allows a more imaginative application than does this birthmark. Perhaps the weakest symbol of all is the moth. It stands for the so-called »good» or success in the life of Jack Dillon — whether the success be the conquest of a beautiful girl or the consumation of a business deal. After its second appearance the reader always knows when it is to appear — over the sea »into the silver path to the moon,» or —

> it was one of those autumn nights they have no place in the world but Louisiana, soft, balmy, and clear, so the air has something in it that sets you nuts. I inhaled it, and as I looked up, there in a magnolia tree was the moth.

James M. Cain, in his discovery of a »style» in the speech of the »elemental Western roughneck,» has made a valuable contribution to our critical understanding of the twentieth century hard-boiled novel in America. His discovery makes it possible for us to backtrack along the course of the frontier novel and to comprehend along that course a certain raw objective technique, fusing into a hard terse style which is peculiar to certain of the modern American novelists. We see him struggling with the problem of »viewpoint,» and only partially resolving the problem. He has also shown us that for himself this particular objective technique, this particular hard-boiled writing, this particular western style, has limitations: it cannot — so far at least — be moved around from place to place, successfully; nor can it yet be applied, without losing much of its force, to a »wider implication» by its discoverer.

PHILIP DURHAM

University of California
at Los Angeles

NOVELISTS' THOUGHTS ABOUT THEIR ART

1. ANTHONY TROLLOPE AND HENRY JAMES

Since the early history of the novel — since Rabelais and Cervantes — novelists have considered it their privilege to digress from the main story. They have done this through direct addresses to the readers, by giving their opinions *de omnibus rebus et nonnullis aliis*, by discussing the characters

and their lives, in short, by talking, if not chattering, about secondary questions rather than the subject itself. Writers have used this »way of telling» as late as the last century, and some use it even nowadays. Serious objection to this method has been set forth both by theorists and the writers themselves, especially at the end of the 19th century. Among the most consistent critics have been Otto Ludwig, Friedrich Spielhagen, and Henry James. Of these, Ludwig and Spielhagen have said that in theory and practice they support the so-called dramatic or objective novel. James has, among other things, pointed out that a novel should be a kind of *somehow* historical report where fictitious characters and events have to be described as objectively and convincingly as historical personages are described in the science of history. This point of view is supported by the fact that since the early novel — let us say Madame de la Fayette — there have been in literature narrative works which really have striven for conciseness, concentration, and the kind of objectivity referred to above. The wide, capricious narrative style of Cervantes, Fielding, Sterne, Scott, Balzac, and many others, however, forms a great classical line which cannot and must not be forgotten by a historian or a theorist.

Cervantes tries to account for his humorous and capricious or even wild ideas, for example, by attributing them to a story (existing, but not published), on which his own narrative is based. This point of view is very common. In *Don Quixote*, for example, there are passages like this: »He saw three country girls coming from Toboso towards him riding on asses or she-asses — this historian does not give accurate information here; it is probable, however, that they were she-asses, because country girls usually ride on them; but it is not necessary for us to waste time on this question, for it is not very important.» Or he writes like this: »May nobody think that the writer has digressed too far from his subject, when he compares the friendship between these animals with the friendship be-

tween human beings, for animals have given human beings much good advice and taught them many important things.»

As a humourist, Fielding talks to his readers, certainly in order to amuse. An example is from Tom Jones (Book II, ch. 1): »My reader is not to be surprized, if, in the course of this work, he shall find some chapters very short, and others altogether as long; some that contain only the time of a single day, and others that comprise years; in a word, if my history sometimes seems to stand still, and sometimes to fly. For all which I shall not look on myself as accountable to any court of critical jurisdiction whatever: for as I am, in reality, the founder of a new province of writing, so I am at liberty to make what laws I please therein. And these laws, my readers, whom I consider as my subjects, are bound to believe in and to obey . . .»

It is well known that, in this kind of digression, Laurence Sterne in earlier novel literature has reached the ultimate, so to speak. In Tristram Shandy he says about the novelist, i.e. himself: »He will have fifty deviations from a straight line to make with this or that party as he goes along, which he can no ways avoid.»

In *Barchester Towers* Anthony Trollope, in his characteristic way, makes use of the writer's freedom, which has been consecrated by centuries. He digresses from the main subject technically very much in the same way as do Cervantes, Fielding, Sterne *et consortes*. As far as I have noticed, there is in his talkativeness something very rare, perhaps one could say something new. When speaking to the reader he sometimes also lets the reader know how the main story develops if not in all, at least in its most important and essential aspects. Thus, for example, in Chapter 15 he writes about the suitors of the heroine and their future parts in the love story: »But let the gentle-hearted reader be under no apprehension whatsoever. It is not destined that Eleanor shall marry Mr. Slope or Bertie Stanhope. And here, perhaps, it may be allowed to

the novelist to explain his views on a very important point in the art of telling tales. He ventures to criticize the system which goes so far to violate all proper confidence between the author and his readers, by maintaining nearly to the end of the third volume a mystery as to the fate of their favourite personage. Nay, more, and worse than this is too frequently done. Have not often the profoundest efforts of genius been used to baffle the aspirations of the readers, to raise false hopes and false fears, and to give rise to expectations which are never to be realised? Are not promises all but made of delightful horrors, in lieu of which the writer produces nothing but most commonplace realities in his final chapter? And is there not a species of deceit in this to which the honesty of the present age should lend no countenance?» He goes on like this, and, in the concluding words of the chapter still returns to his soothing promise; he is by no means going to sacrifice Eleanor to those two worthless suitors. In chapter 30, when describing the development of Eleanor's and Mr Arabin's love story, he quite openly refers to the demands of the plot in a novel: »How easily would she have forgiven and forgotten the archdeacon's suspicions had she but heard the whole truth from Mr. Arabin. But then where would have been my novel? . . .»

These, in a way, classical points were taken up by Henry James in his essay on Trollope (in *Partial Portraits* [1888] and *The Art of Fiction* [1948]). In his critique he found them to be in opposition to acceptable and proper technique of novel writing. It has to be said here that James in his doctrinal judgments makes an essential mistake and does not come to the point. His point of view quite obviously is as restricted and unhistorical as that of Ludwig and Spielhagen, even if it is, when seen in the light of his own theory and technique, quite understandable.

Trollope, it is true, goes quite far in his humorous and half-ironic openings of the curtains, and it is possible that a naive

reader to whom the novel is more important than art, takes offence. A critical reader, however, who has knowledge and an idea of a novel as a work of art, hardly feels disturbed, though he may casually laugh at the writer's whims. When we study more carefully Trollope's technique, we notice that he does not put his cards on the table. In the first quotation, for example, he does not tell the reader right away which of the suitors is the luckier, or where he will come from; in chapter 15 Mr. Arabin has not yet appeared on the scene. In the latter quotation, on the other hand, a sensible reader can see how the novel will end even without any explanation. Further, Henry James does not like the light and chattering way in which Trollope starts the last chapter. The remark is completely beside the point, for the question is simply only of a concluding sentence, and there are scores of passages like that in Cervantes, Fielding, Sterne, etc.

But, behind James' remarks is the question of the general principles connected with the essence of a novel. The essential point is that a writer like Trollope quite consciously deviates from the writer's duty. His duty is a) to be a historian, b) to give the reader an illusion of »historicalness», i.e. reality. Before dealing with James' ideas in detail, we should recall that many of the great novelists in world literature have discussed this relationship between their art and history writing. Most ot them, excluding perhaps Zola and Balzac, have done it in a less solemn way than James. The great humourists in particular have actually made fun of historical writing, and, quite deliberately, considered their own work to be some kind of parody of it — the privilege of their genius, the complete sense of freedom of a genius. They have known quite well that, in connection with their work, history can be used only when so applied that the essential in the matter turns comical. If, again, they are serious like Zola and Balzac, they look for support in scientific history writing. They make it clear that they want to describe certain ages or surroundings from

a historical point of view; in a way they seem to believe that they are some kind of historians. But sooner or later they are consciously or unconsciously carried away by imagination, and they may admit, as does Balzac often, that they speak of history in a sense that is very much modified. Walter Scott was of course more than anyone an historical novelist, but even he understood that his novels were not actual history.

When presenting his demands, Henry James is more serious and doctrinal than any of »the old». He writes: »It is impossible to imagine what a novelist takes himself to be unless he regard himself as an historian and his narrative as a history. It is only as an historian that he has the smallest *locus standi*. As a narrator of fictitious events he is nowhere; to insert into his attempt a back-bone of logic, he must relate events that are assumed to be real. This assumption permeates, animates all the work of the most solid story-tellers; we need only mention — the magnificent historical tone of Balzac, who would as soon have thought of admitting to the reader that he was deceiving him, as Garrick or John Kemble would have thought of pulling off his disguise in front of the foot-lights. Therefore, when Trollope suddenly winks at us and reminds us that he is telling us an arbitrary thing, we are startled and shocked in quite the same way as if Macaulay or Motley were to drop the historic mask and intimate that William of Orange was a myth or the Duke of Alva an invention.»

When writing this James' point of view was very narrow. He was hardly thinking of anything but his own works and his own principles of writing. No matter how much he talks about history, he seems to forget altogether the historical tradition in novel writing. There are two reasons, in fact, which have made novelists get rid of history: one is their natural artist's freedom, and the other their pure writer's attitude. Their method is essentially different from that of an historian. This does not, however, prevent them from creating an illusion of reality; on the contrary, the sense of

reality may be much stronger in the best narratives than it is in actual history writing.

The digressions we find in Cervantes, Fielding, Sterne, and Trollope, are, in the first place, proofs of the artist's freedom. An actor has his own creative freedom, though it does not appear as taking off the mask before the audience. An historian has his own freedom, but, in the first place, it is not an artist's freedom, no matter how near to art a writer like Macaulay, for example, has attained as a writer and stylist. In reality, Henry James has not called his novels and stories historical studies, though he has, following his own objective method, consciously restricted his artist's freedom in order to give the readers above all a realistic and, in a way, historical impression, an impression of something that has really happened, an unshattered historic illusion. History to James means something that has happened in reality. There cannot be any doubt about this. But, *de facto*, he wants to remove the »I» of the writer from the novel for the same reasons as Ludwig and Spielhagen: the novel was not to approach history, which is science, but drama, where fictitious characters play and act, and not the writer himself. Because the author cannot be seen, the events seem real, i.e. historical. In this way, also according to James, a real artistic impression can be created. Quite a strange conclusion then: a pure artistic impression is the same as a reliable historical impression of reality.

It is impossible to defend James' theory against the historical background, but, in reality, his theory and theories like his have had a very great influence upon theoretic and half-theoretic discussions about the novel during the last hundred years. When writing about Trollope, James gives recognition to the old Victorian, and criticizes only some tumour-like blemishes and technical defects. In the same way, the long discussion about the artistic superiority of the dramatic or objective novel has had as its only result the realization that, in the history and theory of the novel, one

obviously has to accept the excellent variety of forms and technical devices. Even if there exists a closed type of an ideal novel whose form resembles that of a short story or a drama, there is still ample scope for the baroque or Renaissance style which Trollope represented as late as the end of the last century. In brief, Trollope is a traditional novelist, a curious composite of a typical bourgeois and a poet, of a chatterbox and a genius. This mixture is still more obvious and brilliant in writers like Cervantes, Sterne, Balzac, and Dostoïevski.

2. ERNST JÜNGER

In his novel *Heliopolis* (1949) Ernst Jünger lets one of the characters, the writer Ortner, express his opinions on art to a group of friends gathered in a Platonic symposium. We do not here have the kind of technical-vocational analysis we meet in the essays of Henry James, and of his disciples, but rather an original German Wesensschau, and as a theoretical study the writer's review represents scientific research which very well might defend its place in an aesthetic work on problems of poetry.

Like a systematic scholar Jünger's writer first makes a difference between his own art and other narratives: the epic and the story (a short story?). Then he gives a concise and clear definition: »Zwei Qualitäten bilden den Roman wie ein Gewebe, an dem zwei Fäden spinnen: die eine ruht im Autor und seiner Freiheit, die andere in der Welt und ihrer Notwendigkeit. Ich nenne die erste 'das Autarke', während der Name für die zweite 'das Universale' sei. In diesem Sinne ist der Kosmos Gottes Roman.» But the writer's freedom is not complete, and his picture of the universe is not divinely sovereign. Yet, in every great novel we meet signs of both.

In his autarchy and universality the author as a poet achieves essential importance. But concepts have their philo-

sophic width, and the question here is not only of subjective discretion or objective »domination of the world». The themes and methods of the novel are not restricted to scientific, psychological, social, nor historical reality, although all these are among the subjects, but consist of some higher synthetic reality: »Damit ist auch gegeben, dass der Roman so wenig real sein darf wie ideal, da Realismus und Idealismus nur Schichten, nur Blenden des Ganzen sind. Es gibt in diesem Sinne keinen naturalistischen, keinen romantischen, keinen Tatsachen-Roman.» Instead, one can speak of a »classical» and »world novel,» whose influence is not limited to one nation but expands to be international. To some particular nation such a novel may be of greater importance than a successful, decisive battle. It is part of the common history of mankind.

In his own way, Jünger also explains that, from a historical point of view, the novel is quite a new phenomenon. The epic is dedicated to the heroes, »dem Geist der Gräber,» and so stands for the earliest form of history writing. The lyric also has to be considered old, part of the »roots.» In these primitive branches of literature impulsive poetic power is necessary, while the novel demands more experience and wider knowledge of the world. So, the novel can be considered a reflection of a more developed period in the history of man. For ages the human mind only observed and realized the phenomenon of the sunrise and sunset without understanding its astronomic laws. In the same way, the primitive creative power found its utterance in epic and lyric poetry before it attained to the novel which comprises all phenomena of life.

Ernst Jünger's novel is, as is well-known, a utopia, a picture of the future, and so his literary mouthpiece speaks of modern systems of thought — idealism, realism, vitalism, nihilism — as if belonging to the past. But, no matter how these systems vary, whatever stages of development are recorded in history, some fundamental truths remain the same

throughout ages. »Doch ewig bleiben die Masse, wie ja auch ewig die Sonne auf- und untergeht. Es ändert sich nichts am Gange der Weltuhr. Stets unveränderlich sind beide Grössen uns gegeben: die Freiheit des Menschen und das Ganze dieser Welt. Das heisst, dass wir auch stets von neuem zu dem Versuche sie sinnvoll zu verknüpfen, verpflichtet sind.»

A painter belonging to the company suggests the simplification of the world of the novel, for example, through describing only two lovers. Ortner's answer is that this does not seem to work at the moment; it is typical of the age that the fable, for example, one form of poetry, is not popular any more. The other speaker, the main character in the novel, Lucius, sets forth the idea that the form of a diary might perhaps be the most topical and fitting mould of the novel. (As we know quite well, Jünger himself has used this kind of writing, in particular in his work »Strahlungen. Tagebücher 1941 bis 1945»). Ortner, however, is a bit suspicious, mainly because, though this form gives the writer his autarchic freedom, it leaves the universality of the novel unaccomplished, founded on one single line. In war, Ortner says, he has often realized the value of events put down in a note-book, but this of course, is not literature, not a novel. The stating of pure historic facts restricts the writer's freedom, and so does not give sufficient background for a theme of a novel.

In many passages the novel *Heliopolis* shows the writer's interest in humanistic sciences, above all, in the study of literature and art, and in aesthetics. The discussion reviewed above is of very high standard. The concepts of freedom and necessity, autarchy and universality, which were known already in the philosophy of romanticism, are still valid. The great novel literature, from the Renaissance up to our times, contains more than enough examples of this.

3. GEORGES SIMENON

In September 1950 Simenon published a new book about Commissioner Maigret, *Les Mémoires de Maigret.* In this book he lets the hero himself tell about his relationship with Mr. Sim, later Simenon. From the point of view of the subject we are dealing with, some chapters (chapter 2 in particular) are very interesting. In them the writer deals with the relationship between reality and the novel, between the real person and the character in the novel. The writer starts, of course, from the natural »fact» that the detective writer Sim — Simenon, with the permission and recommendation of higher officials, can make use of the shelters, archives, laboratories of the Criminal Police, and, above all, Commissioner Maigret, who becomes his hero and specialized factotum. But, is Simenon's description of this organ of society and state quite accurate? Does he give a true picture of the person who, as the hero of his books, attained to greater fame than ever in his career or social position? Maigret and other experts could see in the very first efforts of the young writer that it was not so. It is with surly indulgence that Maigret says in his memoirs: »Vous allez voir tout de suite ce que certains entendent par vérité.»

Before Maigret and men like him had time to say a word against the writer, the self-confident, complacent young man explains what the question really is about, and what kind of reality. Walking to and fro in the room the writer says he quite well knows that his books are full of things that are technically »incomplete.» It is unnecessary even to underline them, so obvious are they to experts. But the most important thing is that they have been placed in the books quite intentionally. And with satisfaction, which reminds one of sadism, the writer constantly repeated the following idea, which was to stick in the listener's, Maigret's, head: »La vérité ne paraît jamais vraie.»

This rule is valid in all branches of art, in the fine arts

as well as in literature. From architecture, Simenon — who still at this time liked to show learning — takes as an example a Doric pillar; its lines seem to us strictly upright, because, in reality, they are slightly curved.

Any story must be a little curved, to differ slightly from reality, to appear natural and believable. »Si vous ne l'arrangez pas, on la trouvera incroyable, artificielle. Arrangez-la, et elle fera plus vraie que nature.» »Faire plus vrai que nature, tout est là. Eh bien! moi, je vous ai fait plus vrai que nature.»

In an amusing way the writer lets Maigret state only that these surprising truths left him, »who was less true than nature,» speechless. Aesthetic discussion had been taken to so high a level that a layman just could not follow.

As a matter of fact, Simenon's paradoxes are old truths, primary truths even. Their taking up here is mainly supported by the fact that they are perhaps too often forgotten in theoretic discussion. A novelist, like any artist, selects and »arranges». This happens, as Simenon properly explains, in the form of simplification. »Donc, simplification! La première qualité, la qualité essentielle d'une vérité est d'être simple. Et j'ai simplifié. J'ai réduit à leur plus simple expression les rouages autour de vous sans que, pour cela, le résultat soit changé le moins du monde.»

Only by selecting, arranging, and simplifying can reality be made »believable» and »real,» as Simenon explains. This is true of a romantic novel of fantasy as well as of a most naturalistic novel of tendency. What is wrong in reality is right and natural in art. From the point of view of theory there are two explanations. One is: in art we live on a level different from actual life, in conditions different from those of actual life; the other is: selection and arrangement are quite essential to the form.

Rafael Koskimies

BESPRECHUNGEN

KARL MAURER, *Interpretationen zur späteren Lyrik Paul Valérys.* München, Leo Lehnen Verlag GMBH, 1954. 252 pages in—8.

Soumettant à une analyse très poussée deux pièces tirées de *Charmes: Ode secrète* (avec une traduction en allemand) et *Le Vin perdu*, M. Maurer chcrche á établir la place que tient ce lyrisme tardif dans la production de Valéry ainsi que dans la tradition poétique universelle. Une gageure, l'auteur en convient: »On n'y trouve que ce que l'on apporte.» C'est toujours *une* interprétation, menée avec une compétence qui emporte la conviction. C'est en même temps un essai pour réunir tout ce qui, de loin ou de près, pour le fond ou pour la forme, peut avoir un rapport avec les poèmes étudiés. Une comparaison entre *Ode secrète* et le *Coup d dés* de Mallarmé, entre *Le Vin perdu* et certaines pièces de Leconte de Lisle sert à faire ressortir le caractère »gratuit» du lyrisme valérien.[1]

JAMES J. LYNCH, *Box, Pit, and Gallery: Stage and Society in Johnson's London.* Berkeley, University of California Press, 1953. ix + 362. $ 5.00.

The faults of this book are obvious. The author's use of words sometimes lacks taste, as when he writes of »the viability of the dramatist's chosmos», or describes drama as »respectably belletristic». The phrasing is sometimes ambiguous: for instance,

---

[1] L'auteur ne s'est-il pas mépris, p. 102, analysant le dernier vers du second quatrain:

Qui voulut ta perte, ô liqueur?
J'obéis peut-être au devin?
Peut-être au souci de mon cœur,
Songeant au sang, versant le vin?

lorsqu'il veut prêter à l'article (*a u sang, l e vin*) une signification spéciale? (»Aber offenbar war das Blut . . . schon halb implicite präsent, nämlich in *'au souci de mon cœur'* . . .») Je pense que l'article désigne simplement l'espèce de l'un et l'autre concept.

VEIKKO VÄÄNÄNEN

he declares that »*The Tempest* was finally revived as a play by Sheridan» when he means that »as a play it was finally revived by Sheridan». There are also some errors: Sheridan was not »unsuccessful as an actor» because no one is in a position to know whether or not he ever acted. The author of *The Rout* (p. 287) was John Hill, not Aaron Hill.

Yet it is easy to be captious. The faults of the work can be forgotten in a general appreciation of the amount of fact and deduction that Mr. Lynch has crammed into this volume. He is interested in the relationship between the London theatre of the middle of the eighteenth century and the society that patronised the playhouse. He analyses the programmes given every season and carefully brings out the degree of popularity enjoyed at this period by new plays, Restoration and Shakespearean revivals. Most readers will be surprised to learn that *Romeo and Juliet* was the most frequently staged of Shakespeare's plays. Next in order came *Hamlet* and *Richard III*. Equally astonishing is the fact that Dryden's *All for Love* was more successfully revived than its source play, Shakespeare's *Antony and Cleopatra*. Mr. Lynch shows that Marlowe was completely neglected during this period, but that there was some talk of reviving the early *Gammer Gurton's Needle*. Vanbrugh and Farquhar were the most popular writers of Restoration comedy; Otway, of Restoration tragedy.

The writer interestingly relates the history of the stage with its social background. The theatre manager was regarded as a royal servant who publicly appeared at court on ceremonial occasions, and was certainly in a position to be an arbiter of taste. But Mr. Lynch acutely remarks, »It is frequently impossible to distinguish clearly between the relative importance of popular taste (in determining the repertoire) and that of managerial dictates or potentialities of actors.» What can be distinguished is that in 1737 audiences and critics thought the main purpose of the drama was to teach virtue as well as give pleasure, but that, by 1777, »audiences were content to seek in the theatre enjoyment and escape from growing materialistic burdens». The history of the theatre in this period as in others closely reflects changes of outlook and fluctuations of taste.

Cecil Price

Hellmut Rosenfeld, *Der mittelalterliche Totentanz: Entstehung, Entwicklung, Bedeutung.* Münster and Köln, Böhlau-Verlag, 1954. PP. ix-372, with 12 pages of facsimiles. DM 24.80.

Media vita in morte sumus. As a striking symbol of the transitoriness of human life, the motif of the *danse macabre* became popular among the moralists of the late Middle Ages and found its way into works more or less artistic in nature. The picture of Death inviting mortals to the last dance has never since ceased to keep the minds of creative artists under its spell. The conception of the Dance has varied with times, but the tradition continues unbroken. W. H. Auden, for example, has used it in his *Dance of Death*, and quite recently in the small Swiss town of Lachen a statue representing a dance of Death, with three male figures, was erected in commemoration of those killed in the two World Wars.

Dr. Rosenfeld's book is a fairly thorough treatment of the *danse macabre* during the medieval phase. It begins with a discussion of the many forms in which Death appeared to medieval imagination and their varying representations in literary and pictorial works: Death as a reaper with a scythe or a sickle, as a rider, hunter, musician, grave-digger, etc. The author discusses other themes and types belonging to the same tradition, such as the *Vado Mori* poems and the legend of *The Three Living and Three Dead.* The bulk of the book, of course, consists of an account of the occurrence and development of the Dance of Death motif in various European countries during the period.

A great deal more attention is paid to Jean le Fèvre's *Danse de macabré* than is usually done in studies dealing with the subject. This poem, now lost except for a passing reference in the *Respit de la mort* of the same author (»je fis de macabré la danse»), was obviously written during or immediately after the plague which ravaged Paris in 1374. From the fact that Jean le Fèvre is best known as a free translator of Latin works (such as *Disticha Catonis* and *Ecloga Theoduli*), Dr. Rosenfeld assumes that his *Dance de macabré* was also based on an earlier Latin poem on this subject.

This Latin poem was probably a dialogue between Death and those invited to the dance. The earliest type of poem for which the motif was used seems to have been a series of Latin

monologues attached to pictorial representations of the Dance of Death. This is attributed by Dr. Rosenfeld to a German Dominican friar, assumed to have written the monologues about 1350 during or shortly after the Black Death.

The Latin dialogue seems also to lie behind a Middle High German Dance of Death poem, extant in copies of the fifteenth century. From the rhymes (*ist:weist*, *mich:gleich*, etc.), Dr. Rosenfeld concludes that the translation dates from ca. 1360; he believes that it was made by the Dominicans of Würzburg. The poem, with a critical apparatus, is reproduced on pp. 308—18, in what the author calls »normalised Middle High German of the fourteenth century» — probably not the happiest solution from the point of view of textual criticism.

The author may be right in his belief that the Dance of Death motif originated on German soil. On the other hand, his reasoning is based too much on mere assumptions, which makes his view hardly more convincing than the more or less current theory of a French origin. I do not think that the problem of the home of the Dance of Death tradition has received its final solution yet.

Apart from this, the book contains much solid information and many shrewd and stimulating observations. The bibliography at the end is very good.

Tauno F. Mustanoja

Günter Stipa—Pekka Katara, *Saksankielen ääntäminen ja intonaatio* (Deutsche Aussprache und Intonation). Helsinki, WSOY, 1955. 92 S. Fmk. 380. —

Im fremdsprachlichen Unterricht der höheren Schulen in Finnland ist in den letzten Jahren der Anteil der gesprochenen Sprache immer grösser geworden. Von ausschlaggebender Bedeutung für die Resultate ist dabei die Sprachfertigkeit des Lehrers. Zu ihren wichtigsten Faktoren gehören eine korrekte und sorgfältige Aussprache und Intonation. Dieses Ziel sucht der Lehreraspirant auf verschiedene Weisen zu erreichen, vor allem durch praktische Sprechübungen, dazu aber auch durch den Gebrauch von Fachliteratur. Ein Hindernis auf dem Wege zur guten Aussprache besteht oft darin, dass sich der Studierende über die durch seine Muttersprache bedingten Schwierigkeiten nicht im klaren ist und dass er sie darum auch nicht zu überwinden weiss.

Um diesem Mangel im Studium der deutschen Sprache in Finnland abzuhelfen, haben der Universitätslektor Günter Stipa und Professor Pekka Katara das obengenannte kurzgefasste und praktische Buch herausgegeben. In der Vorrede erwähnen die Verfasser, dass das Werk aus ihren Erfahrungen als Lehrer an der Universität Helsinki herausgewachsen ist.

Das Buch zerfällt in zwei Teile, von denen der umfangreichere (48 S.) der Aussprache und der kürzere (22 S.) der Intonation gewidmet ist. Daran schliesst sich ein Verzeichnis der benutzten Fachliteratur, etwa dreissig Buchtitel, sowie ein Register der im Text erwähnten Wörter.

Im ersten Teil sind zuerst die phonetischen Zeichen und die entsprechenden Laute aufgezählt. Bei der Charakteristik der Konsonanten werden im Anfang des Verzeichnisses an erster Stelle die finnischen Namen und daneben in Klammern die internationalen Benennungen erwähnt: wir finden hier umpiäänteitä (klusiileja), nenä-äänteitä (nasaaleja), laideäänteitä (lateraaleja); die letzten Konsonanten des Verzeichnisses werden indes nur mit den internationalen Namen angeführt: palataalinen frikatiivi, postpalataalinen frikatiivi, laryngaalinen spirantti. Auch in diesen Fällen wären die finnischen — schon wegen der Konsequenz empfehlenswerten — Namen geeignet, die Sache klarer zu machen, insbesondere da später (S. 46 ff.) die Benennungen hankausäänne und kurkunpää-äänne gebraucht werden. Nach der Aufzählung der Laute folgt eine kurze Darstellung der Artikulationsbasis. Sie ist für den Studierenden besonders nützlich, da hier die wesentlichsten Verschiedenheiten in der deutschen und der finnischen Aussprache beachtet sind. Vor der eingehenden Darstellung der einzelnen Laute finden sich noch ein Vokalschema und einige Röntgenbilder zur Veranschaulichung der offenen und der geschlossenen Vokale; für den Gebrauch des Buches wäre es noch günstiger, wenn die Bilder in grösserer und deutlicherer Darstellung auf der gegenüberliegenden Seite des Vokalschemas Platz gefunden hätten.

Im folgenden Kapitel werden die Artikulation und die Schreibungen jedes einzelnen Vokals erklärt. Der Ausgangspunkt ist die finnische Aussprache: wo es möglich ist, soll der deutsche Laut auf der Basis eines finnischen Wortes gebildet werden. Die Verfasser warnen aber auch vor gewissen typischen Fehlern, wie dem Gebrauch des finnischen *ä* und der allzu deutlichen Aussprache der unbetonten Vokale in Vor-

und Endsilben. »Huomioonotettavia tapauksia», d.h. Fälle, denen der finnische Studierende besondere Aufmerksamkeit widmen soll, sind recht zahlreich der Erörterung jedes einzelnen Vokals beigefügt. Die phonetischen Anweisungen gründen sich in der Regel auf Th. Siebs bekanntes Werk »Deutsche Bühnenaussprache — Hochsprache», wie die Verfasser in der Vorrede sagen. In gewissen Fällen weicht indes ihre Anleitung von Siebs ab. So vor allem S. 26, wo es sich um die Aussprache von *ü* und *y* handelt; nach den Verfassern ist der betr. Vokal »Sivupainollisessa tavussa suppeana pitkänä tai puolipitkänä» (In nebentoniger Silbe geschlossen lang oder halblang) in den Wörtern parfümieren, Büro, Sympathie, Physik auszusprechen, während der Vokal nach Siebs kurz, im Wort Sympathie ausserdem offen ist (S. Siebs, a. W., 15. Aufl. 1930, S. 30 mit der Erklärung der phonetischen Zeichen und betr. Stellen im Wörterverzeichnis.)

In dem Kapitel über die Konsonanten wird mit guten Gründen der Unterschied der stimmhaften und stimmlosen Laute nachdrücklich betont. Jeder Deutschlehrer weiss, wie mangelhaft manche Finnen den Unterschied von *p* und *b*, *t* und *d*, *k* und *g* auffassen; zur Einübung einer korrekten Aussprache dieser Laute sind in dem Buch nützliche Parallellreihen zusammengestellt. Bei der Aufzählung der Schreibarten des stimmlosen *k* vermisst man die im Deutschen nicht ungewöhnliche Buchstabenverbindung *ch* mit solchen Beispielen wie Charakter, Chemnitz, Chor, Christ. Man möchte annehmen, dass sie nur aus Versehen ausgefallen ist und in der folgenden Auflage des Buches ihren Platz einnimmt. Relativ eingehend wird die Aussprache des *r* behandelt. Die Verfasser vergleichen das Zungenspitzen-*r* der deutschen und der finnischen Sprache, andererseits das deutsche Gaumenzäpfchen-ʀ mit dem entsprechenden Laut im Französischen und im Englischen. Vor dem Gebrauch des letzgenannten Lautes wird gewarnt, wohl mit Befug, da bisweilen auch unter den finnischen Studierenden in dieser Hinsicht ein irreführendes Haschen nach einer »echten» Aussprache vorkommt. Nach Siebs ist ja das Gaumenzäpfchen-ʀ in der deutschen Bühnensprache nicht gestattet. — Mit Genugtuung liest man die klare Darstellung der Zischlaute. Die Anleitung zur richtigen Stellung der Zunge und der Lippen wird mit zweckmässigen Übungsbeispielen ergänzt.

Nach den Kapiteln, die der Aussprache gewidmet sind, haben die Verfasser in einem kurzen Abschnitt den Wortak-

zent behandelt. Hier sind die wichtigsten Regeln sowohl bei einfachen Wörtern als bei Komposita zusammengestellt worden. Zahlreiche Beispiele machen dieses Kapitel für den Deutschlehrer besonders wertvoll.

Obgleich der zweite Teil des Buches, die Intonation, an Umfang dem ersten nicht gleichkommt, verdient ihr Inhalt genaue Aufmerksamkeit. Für den finnischen Studierenden charakteristische Fehler sind die falsche Betonung des deutschen Satzes, die »monotone Wellenbewegung», wie die Verfasser sich ausdrücken, und vielleicht in noch höherem Masse die Vernachlässigung der Sprechtakte. Zur Berichtigung dieser Fehler finden wir hier zahlreiche Übungstexte, die in Sprechtakte eingeteilt und mit Melodiendiagrammen versehen sind. Über gewisse Einzelheiten können Meinungsverschiedenheiten herrschen, wie auch die Verfasser in der Analyse von Heines Lorelei bemerken. So möchte ich S. 62 in Hebels Schwank Seltsamer Spazierritt, der häufig auch in unseren Schulen gelesen wird, in den Worten *zwei Kerle auf einem schwachen Tiere* den Gegensatz durch Betonung der Zahlwörter hervorheben. Auf S. 59 wäre es für den Studierenden nützlich zu erfahren, warum die Betonung *mit "Mann und Maus* (mit dem Hauptton auf dem ersten Substantiv) der Anweisung auf S. 52 nicht folgt, nach welcher bei Wortpaaren wie *Vater und Mutter, Haus und Hof* meistenteils das zweite Glied den Hauptakzent trägt.

Im Vorangehenden habe ich wiederholt darauf hingewiesen, dass das Buch für den Deutschlehrer eine Fülle von beachtenswerten Gesichtspunkten bietet. Als besonderer Vorteil ist noch zu erwähnen, dass hier in normativer finnischer Form phonetische Terminologie und Ausspracheregeln gegeben werden, die im Schulunterricht dienlich sind. — Druckfehler lassen sich in einem Werk dieser Art kaum völlig vermeiden; nicht ganz harmlos sind wenigstens S. 22 *Ingenieuer* pro *Ingenieur*, S. 39 *faryngaalinen* pro *laryngaalinen*, S. 26 die phonetische Schreibung *zátʏr* pro *zá:tʏr* (u.a. Siebs gibt hier einen langen Vokal an) und S. 41 ebenfalls eine phonetische Schreibung *tsantsiç* pro *tsvantsiç*.

Das Buch von Stipa—Katara hat seinen gegebenen Platz in der Bibliothek jedes Studierenden der germanischen Philologie wie auch jedes Deutschlehrers in Finnland.

Irja Maliniemi

Carl-August von Willebrand, *Lebendes Deutsch.* Ein Breviar der deutschen Umgangssprache. Helsinki, Verlag Otava. 110 Seiten. 275 Mk.

Jeder Lehrer oder Lernende der deutschen Sprache wird erfreut sein, endlich ein kleines Buch der deutschen Umgangssprache zur Verfügung zu haben. Kleine lehrreiche Lesestücke und Gespräche sollen einen Bruchteil der Sprache vermitteln, die sonst in Lehrbüchern vermieden wird.

Jede Anerkennung oder Kritik des Buches muss auf die Frage zurückgehen, ob Umgangssprache in Büchern gelehrt werden kann. Wie schwierig dieses Problem zu lösen ist, erhellt zunächst schon aus der Tatsache, dass gerade die Umgangssprache — je näher dem Slang, desto mehr — kurzfristigen Wandlungen unterworfen ist. Neben dieser zeitlichen Eigenschaft muss man das noch grössere Hindernis betonen, das sich aus den örtlichen Unterschieden der Umgangssprache ergibt. Versucht man, diese Sprache auf einen Nenner zu bringen, ist sie keine Umgangssprache mehr, bestenfalls eine Mischung. So muss ein Lehrbuch dieser Art den schmalen Weg einhalten, der bestimmt ist durch möglichst grosse Allgemeingültigkeit und zeitliche Konstanz, ohne dabei aber schon gehobene oder gar Schrift-Sprache zu vermitteln. Selbst zeitliche Konstanz birgt Gefahren, wie z.B. den häufig auftretenden Bedeutungswandel, der den Lernenden, dem die stetige Berührung mit der Sprache fehlt, leicht in Verlegenheit bringen kann.

Diese nur angedeuteten Probleme muss man berücksichtigen, wenn man dies Büchlein, in dessen Titel schon die zeitliche Veränderungsmöglichkeit enthalten ist, als Grundlage des Gesprächsunterrichts verwenden will.

Das die sehr lebendig geschriebenen Abschnitte, nicht ohne gefährliche Ausdrücke, durch etwas gezwungenen Humor gewürzt sind, stört etwas. Kleine Fehler in den Gesprächen oder in den Lesestücken sind der beste Beweis für die Kurzlebigkeit und örtliche Verschiedenheit dieser Sprache.

Um einige Beispiele zu nennen, sei nur auf folgende Ausdrücke hingewiesen:

»Ich danke schön» als Antwort auf eine Bitte um Entschuldigung ist durchaus ungebräuchlich,kann sogar spöttisch oder ironisch klingen (Seite 14).

»Toton» als Verb hat sich nicht durchgesetzt. Man sagt fast überall: »tippen» (Seite 32).

Den Schlips oder die Fliege »zieht man» nicht »an», sondern bindet man sich um (Seite 37).

Ebenfalls kann man Fehler inhaltlicher Art in den Lesestücken finden, wie z.B. auf Seite 50. Man kann in Deutschland nur Platzkarten kaufen, wenn der Zug am Abreiseort eingesetzt wird. Viele andere Ausdrücke, die zu sehr an bestimmte Situationen gebunden sind, kann man kaum dem Lernenden empfehlen. Und den Lehrern kann man nicht empfehlen, die Geprächsstücke auswendig lernen zu lassen.

So sehr man dieses Buch als mutigen Versuch loben muss, so vorsichtig und kritisch sollte man bei seinem Gebrauch sein. Das gilt mit Sicherheit von allen Büchern dieser Art, die immer nur aus der stetigen Entwicklung einen Punkt festhalten können, sowie ein Photo nur einen Punkt einer Bewegungsfolge darstellt.

Dietrich Assmann

Alf Lombard, *Le verbe roumain.* Étude morphologique. I—II. (= Skrifter utgivna av Kungl. humanistiska vetenskapssamfundet i Lund, LII: 1—LII: 2.) Lund 1954—1955. XIV + 1223 pages. Prix 100 cour. suéd.

De prime abord, cet ouvrage immense, imprimé spacieusement sur du beau papier suédois, dont le poids seul (2.570 grammes, broché) est impressionnant, pourrait paraître une construction cyclopéenne, massive et désordonnée. Mais à peine commence-t-on à l'étudier que l'on s'aperçoit que c'est tout au contraire, une de ces créations ultra-modernes, où un esprit fort a su mettre une complexité incroyable de détails dans un ordre strict, dominé par une sévère logique interne. En classifiant sa collection de 5,752 verbes roumains M. Lombard s'est laissé inspirer par le génie classificateur de son grand compatriote Linné. C'est ce qu'il nous dit expressément (p. 235 sq.). Ce qu'il ne nous dit pas, mais ce que l'on perçoit facilement dans l'excellente économie de l'ouvrage, c'est qu'il s'est laissé inspirer aussi par Le Corbusier, en préférant partout la brièveté à la beauté architectonique, et l'utilité de la construction à la tradition. Ainsi, pour abréger, M. Lombard désigne les quinze formes flexionnelles dont il tient compte pour son classement simplement par leur chiffre: 1, 2, 3, etc. Abasourdi et rebuté d'abord, le lecteur s'habitue peu à peu à ces chiffres et à leur signification, et finit par trouver ce procédé très commode.

A part l'introduction, le livre est divisé en deux grandes parties. La première est consacrée à la »flexion interne», aux alternances vocaliques du type *pot* : *poate* : *putem* 'je peux, il peut, nous pouvons' ou *peri* : *piere* : *să piară* 'je péris, il périt, qu'il périsse' qui jouent, en roumain, un rôle important, comparable à l'*Ablaut* des verbes »forts» allemands, mais dont les autres langues romanes n'ont conservé que des restes dans leurs verbes »irréguliers». La diphtongaison de *e* tonique devant *ă* (par ex., *plecá* : *pleácă* 'partir, il part') est restée vivante à tel point que les vendeurs de journaux de Bucarest criaient, d'une voix traînante, en accentuant chaque syllabe, ['a' dɛ̂a 'və'ru] pour [ade'vəru(l)], le quotidien *Adevărul*. C'est-à-dire qu'un *e*, devenu tonique accidentellement, se diphtonguait devant *ă* (p. 61, note 1). Au fur et à mesure que la connaissance du français, depuis 1944, baisse, ces alternances apparaissent même dans quelques verbes récemment empruntés au français (*observá* 'observer' fait à la 3e du sing. *obseárvă*), quoique normalement on laisse le *e* des verbes néologiques intact, soucieux de na pas rendre le mot roumain trop différent du mot français. Après une analyse détaillée de tous ces faits, M. Lombard arrive à la conclusion importante qu'il existe en roumain non seulement une analogie unificatrice, simplificatrice, mais aussi une analogie différenciatrice qui ajoute à la flexion externe, sentie comme insuffisante, un système d'alternances vocaliques et consonantiques dans le radical. C'est d'ailleurs le même phénomène qu'on peut observer en russe où l'opposition de l'accent tonique entre le singulier et le pluriel des substantifs neutres (*селó* 'village' : *сёла*, *дéло* 'affaire' : *дела́*) constitue une tendance profonde à valeur morphologique qui s'ajoute à l'ancienne flexion externe, pourtant assez bien conservée.

La deuxième partie est consacrée au classement morphologique. M. Lombard, si novateur qu'il soit, n'ose pas s'attaquer à la tradition classique, qui range les verbes d'une langue romane selon l'infinitif, c'est-à-dire selon les quatre »conjugaisons» latines. Mais il y ajoute un caractère fondamental pour les verbes roumains, à savoir l'absence (verbes »forts») ou la présence (verbes »faibles») du suffixe *-ez* (< *-ĭz-*) ou *-esc* (> *-ĭsc-*, *-ēsc-*) au temps présent. De là six grandes classes:

I. *furá* 'voler', *fur* 'je vole'. II. *formá* 'former', *forméz* 'je forme'. III. *dormí* 'dormir', *dorm* 'je dors'. IV. *iubí* 'aimer',

iubesc 'j'aime'. V. *tăceá* 'se taire', *tac* 'je me tais'. VI. *únge* 'graisser, huiler, oindre', *ung* 'je graisse, j'huile, j'oins'.

Chaque classe est divisée en »sous-classes» (numérotées I 1, I 2, I 3, etc.) selon le phonème final du radical: consonne labiale, dentale, prépalatale, velaire, palatale, etc.; sémi-voyelle *i̯* ou *u̯*; voyelle, etc. Les sous-classes au même caractère ne portent pas toujours les mêmes numéros. Ainsi, les verbes au radical se terminant par une consonne palatale sont rangés dans les sous-classes I 6 (*îngenunchiu* 'je me mets à genoux'), II 4 (*trunchez* 'je tronque'), III 7 (seul exemple *sbughi* 's'enfuir, se sauver', dont tout juste un impératif »fort» est attesté), IV 4 (*ochesc* 'je vise'), tandis que les classes V et VI n'en possèdent point. La classification aurait peut-être gagné en symétrie si M. Lombard avait établi partout les mêmes sous-classes en numérotant toutes les possibilités théoriques et en laissant dans chaque classe des cases »vides», s'il n'y avait pas de représentants.

A l'intérieur de chaque sous-classe M. Lombard distingue encore trois groupes: A) verbes primitifs, hérités du latin, B) dérivés roumains des verbes primitifs, et C) emprunts, y compris les néologismes occidentaux, pour la plupart français.

Si lourde que cette division de trois étages nous puisse paraître, elle est pourtant parfaitement maniable et témoigne de la grande sagacité de son auteur. La chose se complique cependant du fait bien connu qu'en roumain, langue moins »fixée», moins »standardisée» que les grandes langues sœurs, les variantes jouent un rôle énorme. M. Lombard cite, par exemple, (p. 11) vingt-six aspects différents (sans compter les doublets graphiques!) du verbe *împăenjeni* 'se voiler, se troubler (comme par une toile d'araignée, en parlant des yeux)', tirés nullement des textes dialectaux, mais des quatre dictionnaires principaux, ceux de Tiktin (1903—1925), de l'Académie Roumaine (1907—), de Candrea (1931) et de Scriban (1939). Ainsi, non seulement le même verbe peut souvent avoir plusieurs variantes dans différentes classes ou sous-classes, mais aussi plusieurs verbes sont en train de passer d'une classe à l'autre. Actuellement, une lutte acharnée entre les classes V et VI bat son plein et M. Lombard croit qu'elle ne se terminera pas avant la mort de l'un des adversaires, de sorte que le roumain possédera bientôt une conjugaison de moins. Voilà pourquoi une statistique exacte ne peut pas être donnée, même si M. Lombard nous fournit des listes complètes des verbes

figurant dans les plus grands dictionnaires ainsi que quelques verbes qu'il a notés lui-même de la bouche des Bucarestois. Il va de soi que les parties purement énumératives du livre sont encombrantes et l'on comprend que l'auteur voulait les abréger. Dans ce but il ne cite que les formes roumaines et, le cas échéant, leurs étymons slaves, hongrois, etc., sans en indiquer les significations. Celles-là ne sont mentionnées que dans des cas extrêmement rares, lorsqu'il s'agit d'homonymes ou de proches variantes à significations différentes. Je n'ai vu employer cette petite économie de bouts de chandelles que dans quelques ouvrages publiés par la British Philological Society, destinés à une poignée de spécialistes, et opérant avec les mêmes exemples sanskrits, lituaniens, etc., que l'on voit se répéter dans les manuels depuis un siècle. Mais dans notre cas ce procédé, sans diminuer la grande valeur scientifique du livre, en diminue essentiellement la valeur pratique, car on ne peut pas exiger d'un lecteur non-roumain, même d'un roumanisant, qu'il connaisse les sens de tous les 5,752 verbes, dont plusieurs ne se trouvent que dans quelques dictionnaires rares. Si l'on ne voulait pas trop augmenter le nombre des pages, il aurait suffi de donner les traductions une seule fois, dans l'index, et le livre serait devenu, pour les verbes, le plus complet des dictionnaires.

Après ces remarques d'ordre général, passons aux observations de détail, que je ne peux me permettre que sur les questions de slavistique. Prélevons-le tout de suite: M. Lombard est un des très rares romanistes occidentaux qui soit fort en slave et qui ne s'arrête pas même devant des problèmes hongrois et albanais. Il dit expressément que dans cet ouvrage l'indication des étymologies sera pour lui »un moyen plutôt qu'un but» (p. 34). Pourtant, il nous y donne une quantité d'idées étymologiques nouvelles, pour la plupart brillantes, rarement choquantes, mais jamais ennuyeuses. Félicitons-le d'abord de son opinion catégorique et courageuse sur *vorbă* (dial. *horbă, voroavă*) 'parole, discours, langage': »ce substantif est d'origine slave. L'ancienne étymologie de *vorbi*, qui partait de v e r b u m, . . . n'est pas aussi satisfaisante» (p. 784, note 1). Sans oser contredire les romanistes qui dérivaient ce mot du latin, j'avais toujours envie de l'expliquer comme emprunt d'un substantif ukraïnien **hovorba*, non attesté dans les dictionnaires, mais parfaitement possible comme dérivé du verbe *hovoryty* 'parler, bavarder', cf. ukr. *plavba* de *plavaty*

'nager, naviguer', *borot'bá* de *borótys'a* 'lutter', russe *молотьбá* de *молотúть* 'battre, dépiquer, *пальбá* de *палúть* 'tirer', *городьбá* de *городúть* 'entourer d'une palissade', etc. L'étymologie proposée par Tiktin dans son dictionnaire (< vieux sl. *dvorьba* 'service') me semble moins satisfaisante du point de vue sémantique.

P. 771 M. Lombard espère qu'un historien de la flexion nominale pourra examiner la possibilité à expliquer le vocatif *soro!* 'oh, sœur!' en partant de l'ancien nominatif *soru* (< s o r o r). Un vœu plutôt hérétique, mais séduisant! Jusqu'à présent, personne n'avait encore mis en doute l'origine slave de ce vocatif (cf. mon compte rendu dans le LVI[e] volume de cette revue, p. 77—78).

Une constatation importante est que le radical roumain reproduit dans les emprunts le radical de la 2[e] ou de la 3[e] personne du présent slave (p. 796, 834, etc.); un des meilleurs exemples est *izvârji* 'déposer, détrôner, écarter' du vieux slave *izvrěšti* (inf.) 'eiicere', *izvrъgǫ* (1[re] sing.), *izvrъžeši* (2[e] sing.), *izvrъžetъ* (3[e] sing.). Il paraît cependant qu'il y a des exceptions. L'élément *-uĭ-* des verbes *obijdui* 'persécuter' et *osfeștui* 'asperger d'eau bénite' (p. 870 et 871) ne peut pas être annexé au radical qui précède la terminaison de la 2[e] ou la 3[e] personne, car ces dernières sont, en ancien slave, *obidiši*, *obiditъ*, *osvętiši*, *osvętitъ* (*obiždiši*, *osvęštiši*, cités p. 871, n'existent pas). Seules, les 1[res] personnes *obižd*ǫ 'j'offense, je blesse', *osvęšt*ǫ 'je consacre, je donne la bénédiction' peuvent expliquer le consonantisme roumain. Par contre, il n'y a aucun obstacle à l'étymologie *străduí* 's'efforcer, tâcher de' < *stradati* 'souffrir, travailler', car celui-ci fait, à côté de l'ancien présent *straždeši*, *straždetъ*, un présent nouveau, russe *страдáешь* (p. 675—676). Quant à (*ră*)*sucí* 'tordre, contourner', il est plus facile de le faire venir du russe (*рас*)*сучúть* 'détordre, décorder' : (*рас*)*сучý* que du présent *sučǫ*, mal attesté, du verbe vieux slave *sukati* 'torquere' (p. 650 et 842).

L'accentuation des verbes roumains d'origine slave restera un problème tant que nous manquerons d'une accentologie historique slave. M. Lombard souligne, à forte raison, la difficulté de savoir avec certitude la place de l'ancien accent tonique slave, mais il semble être encore en proie à l'ancienne illusion que le russe a le plus fidèlement maintenu l'accent d'autrefois (p. 565). En vérité, la place de l'ancien accent tonique ne peut être établie qu'à l'aide d'une comparaison

entre les anciens textes accentués russes, serbes et bulgares, car toutes ces langues ont remanié leur système d'accentuation, chacune de sa façon. En voici quelques exemples, tirés de la liste de Tiktin que M. Lombard cite en p. 565, note 1: roum. *dovedí* 'prouver' s'accorde bien avec russe *доведý*, serbocr. *dovédêm* 'j'amènerai'; roum. (*să*) *împletí* 'tresser, s'entrelacer' avec russe *племý*, serbocr. *plètêm* 'je tresse'. Ces deux verbes roumains peuvent donc appartenir aux emprunts anciens. Par contre, roum. *grániță* 'frontière' ne s'accorde pas avec russe *грани́ца*, pol. *granica*, mais il s'accorde avec serbocr. et bulg. *гра̀ница*. Le recul de l'accent en serbocroate a eu lieu après le XIV^e^ siècle, pour le bulgare nous ne le savons pas encore exactement. Donc, roum. *grániță* n'appartient pas aux plus anciens emprunts. — M. Lombard a raison en expliquant l'oxytonie de roum. *corót* 'je me débarrasse' par l'accentuation du verbe-base ukraïnien *koročú* : *korótyš* 'je, tu abrèges, je, tu raccourcis' (p. 601). Il ne faut pas s'étonner que cette accentuation se trouve seulement dans les dictionnaires de 1943 et de 1948, tandis que celui de 1909 donne *koročú* : *korotýš*. Il ne s'agit que d'un développement bien connu en ukraïnien comme en russe, où certains verbes en *-ýty*, *-úть* ont changé, très récemment, leur accentuation du présent (à l'exception de la 1^re^ du sing.), par ex., russe *моло́тишь*, *горо́дишь*, *со́лишь* au lieu de *молоти́шь*, *городи́шь*, *соли́шь* 'tu bats le grain; tu entoures d'une palissade; tu sales', etc., que l'on peut entendre encore de la vieille génération (cf. la Grammaire de l'Académie de L'URSS, I, 1953, § 749, p. 478). Il s'ensuit que *corót* doit être un emprunt relativement récent.

Il convient de noter que la théorie de H. Sköld sur l'ancienne oxytonèse hongroise, qui intéresse M. Lombard mais sur laquelle il réserve son jugement (p. 686—687), est erronée. M. Erkki Itkonen qui s'est occupé en dernier lieu de l'accentuation finno-ougrienne, est formel: »Nach meiner Auffassung stellt . . . das Setzen des Akzents auf die erste Silbe, ein Erbe aus der finnisch-ugrischen Sprache dar» (Acta Linguistica Academiae Scientiarum Hungaricae V, 1955, p. 31).

M. Lombard avoue que les verbes roumains *căzní* 'tourmenter', (*să*)*jidoví* 'faire, (devenir) Juif 'pourraient provenir directement des verbes slaves *kazniti*, *židoviti*(*sę*) au lieu d'être des dérivés roumains des subst. *caznă* 'torture, peine', *jidov* 'Juif' (< slav. *kaznь*, *židovinъ*, plur. *židove*). Mais il semble en être de même de toute une série de verbes que M. Lombard

considère plutôt comme dérivés roumains: *boroní* 'herser' ~ russe *борони́ть*; *struní* 'tendre, raidir; maîtriser, tenir la bride haute' ~ russe (*про*)*струни́ть* 'serrer les pouces à q.' avec exactement le même développement sémantique; *sticlí* 'briller, étinceler' ~ serbocr. *stakliti se* (< *stъkliti*) 'briller comme une vitre', cf. roum. *sticlă* 'verre, bouteille' < vieux slave *stъkló* 'verre, vitre', etc. On ne peut cependant rien dire avec certitude. On sent tout le temps qu'une analyse détaillée et complète des relations linguistiques slavo-roumaines reste encore à faire. Les travaux consacrés à ce problème qui me sont accessibles sont ou bien trop sommaires et vieillis, ou bien ils ne traitent que de questions de détail. Le manuscrit d'un grand ouvrage spécial, préparé par M. Gr. Nandriș, a péri pendant la seconde guerre mondiale. Malheureusement, M. Nandriș a aussi perdu son fichier qui contenait les résultats de ses longues recherches. Si un jeune savant voulait reprendre ce travail si intéressant, mais, hélas, si laborieux, je lui conseillerais la méthode de Vilh. Thomsen, devenue classique pour les *Lehnbeziehungen*. Elle exige l'étude détaillée de chaque mot »suspect» avant que l'on puisse aboutir à une synthèse. Ceux qui s'occupaient jusqu'à présent des relations slavo-roumains, procédaient, généralement, dans le sens inverse, en attribuant catégoriquement des groupes entiers à telle ou telle langue slave sans étudier d'abord toutes les explications possibles. En voici quelques exemples. En suivant Tiktin, M. Lombard croit que le *â* des verbes *pârî* 'accuser, dénoncer', *târî* 'trainer', *vârî* 'fourrer, mettre dedans' »peut provenir d'un zéro slave» (p. 157), c'est-à-dire des présents »*p(ĭ)rjǫ* (*prǫ*), *t(ĭ)rǫ* et *v(ĭ)rǫ*». D'autre part, il y a absence de toute voyelle intermédiaire devant le *r* des verbes *opri*, *popri* 'arrêter', *zăpri* 'retenir l'urine', empruntés au sl. *oprǫ*, *poprǫ*, *zaprǫ*. Il me paraît assez vraisemblable que nous avons ici à faire aux emprunts de deux époques différentes: l'une plus ancienne, où les jers faibles slaves étaient encore entendus par les Roumains et remplacés par *â* ou *ă* (par ex., dans *zări* 'entrevoir' < sl. *zьrjǫ*); l'autre plus récente, où les jers faibles, déjà amuis, valaient zéro. C'est un grand mérite de M. Lombard que d'avoir montré, par son immense collection d'exemples, toute la complexité des problèmes à résoudre, et d'en avoir ainsi facilité l'étude.

J'ajouterai encore quelques petites rectifications qui se rapportent aux sources de M. Lombard plutôt qu'à lui-même. *Murui* 'enduire de chaux' peut être expliquer du pol. *murować*. *murujɛ*, russe *мурова́ть* : *мурю́* 'maçonner' (p. 677).

Pârjoli 'griller, brûler' est sans doute dérivé du subst. *pârjol* 'feu, flammes; grillade' < bulg. *пържола* (p. 794).

**poditi* n'a pas besoin d'astérisque, puisque il existe en serbocroate au sens de 'planchéier, parqueter' (p. 794).

L'étymon slave de *citi* : *citesc* 'lire, je lis' est *čisti* 'compter, lire' : *čьtǫ*. Le verbe *čьstiti* (p. 798) fait au présent *čьštǫ* et signifie 'vénérer, honorer'.

Le verbe *paşli* 'se sauver, filer' n'a sûrement rien à faire avec russe *пошля́ться* 'flâner, vagabonder'. M. Lombard a complètement raison en le dérivant de l'interjection impérative russe *пошли́!* (p. 801 et 644, note 1); l'expression russe *а ну, пошли́!* 'eh, bien, allons!' coïncide tout à fait avec *a o paşli*.

La différence sémantique entre roum. *tocí* 'émousser' et son étymon slave (bulg. *мóча*, russe *мочúть*, serbocr. *tòčiti* 'aiguiser') n'est qu'apparente (p. 843, note 3). Le sens primitif du mot slave, factitif de *tekǫ* : *tešti* 'courir, couler', était celui de 'faire couler, tourner, rouler', d'où 'aiguiser à l'aide d'une pierre tournante, repasser' et, d'autre part, 'émousser par la friction'.

clocí 'couver' (p. 843, note 5) est sûrement dérivé du subst. *clocă* '(poule) couveuse', mot onomatopéique qui apparaît à peu près partout: allem. *Glucke*, *Klucke*, esp. *clucca*, it. *chioccia*, bulg. *клочка*, ukr. *kvočka*.

Le rapprochement entre roum. *năzui* 's'adresser à q., viser à q., chercher à obtenir, s'empresser de faire' et sl. *nazyvati* 'nommer' n'est point difficile sémantiquement, vu que le russe a dévéloppé un sens tout à fait spécial pour le réfléchi *называ́ться*, à savoir 's'inviter, s'offrir à servir, solliciter un emploi'.

Pour terminer, je me permets d'enrichir la collection si riche de M. Lombard d'un participe passé qui a été découvert par le feu O. J. Tuulio dans la nouvelle »Moartea lui Dulé» de Mihail Teliman, mais qui ne semble pas être attesté dans les dictionnaires: *conţeles* 'entendu', évidemment calqué sur allem. *einverstanden*.

J'aurais pu continuer mon analyse du *Verbe roumain* sur encore autant de pages sans en épuiser la matière, mais je crois en avoir déjà mis en relief l'importance tout à fait exceptionnelle. Cet ouvrage admirable, où l'érudition et l'assiduité scandinaves se joignent si heureusement à l'esprit et à l'élégance romanes, restera un point de repère dans la romanistique: dorénavant, on pourra toujours dire si telle

grammaire comparée des langues romanes a été écrite avant ou après Lombard.

V. Kiparsky

Gertrud Pätsch, *Grundfragen der Sprachtheorie.* Halle (Saale), VEB Max Niemeyer Verlag, 1955. VIII + 181 Seiten.

Die Verfasserin unterzieht einer sehr kritischen Beurteilung die Anschauungen der westlichen Sprachtheoretiker von W. von Humboldt bis Bloomfield, Hjelmslev und Weisgerber. Da sie aber so oder so zum Ergebnis kommt, dass »von diesen verschiedenen philosophischen und psychologischen Systemen keine Förderung der Sprachwissenschaft zu erwarten» sei (S. 51), fragt man sich, ob es sich dann überhaupt gelohnt habe, auch solche längst vergessene und nie ernst genommene Ansichten, wie z.B. diejenigen eines F. N. Finck vom Jahre 1899 wieder ans Licht der Öffentlichkeit zu ziehen und noch einmal tot zu machen. Jedenfalls glaubt die Verfasserin, dass »in der Geschichte des menschlichen Denkens . . . der Marxismus zum erstenmal eine exakte Wissenschaft von der menschlichen Gesellschaft ausgearbeitet» habe (S. 51—52) und dass deshalb auch die Sprachwissenschaft, »soweit sie fortschrittlich sein will», verpflichtet sei, die marxistische Theorie zu berücksichtigen. Sogar die Frage »wie ist die menschliche Sprache entstanden?» habe »ihre befriedigende Lösung erst in der Erkenntnistheorie der Klassiker des Marxismus-Leninismus» gefunden (S. 81). Nun galt bekanntlich in der Sowjetunion von etwa 1920 bis zum Sommer 1950 als einzige echt marxistische und darum als einzig wahre Sprachtheorie der sogenannte Marrismus, der schliesslich am 20. Juni 1950 von Stalin persönlich als eine tragikomische Mischung aus Mumpitz und Aberwitz entlarvt wurde. Auf diese Grosstat des verstorbenen Generalissimus, für die ihm die sowjetischen Sprachforscher stets zu Dank verpflichtet sein sollten, geht die Verfasserin merkwürdigerweise kaum ein. Umsomehr, aber diesmal nicht kritisch, beschäftigt sie sich mit den Ansichten, die Stalin selbst damals zur Diskussion gestellt hatte. Das schwierigste Problem bildet dabei der von Stalin postulierte »Grundwortschatz», den es bisher noch keinem von seinen Kommentatoren genau zu definieren gelungen ist. Auch die von der Verfasserin gegebene Definition: »der Grundwortschatz ist also der Ort, wo sich Wortklassen in

ihrer charakteristischen Typologie formen» (S. 161), wird kaum jemanden befriedigen. — Die Existenz der Klassensprachen wird von der Verfasserin glattweg geleugnet (S. 118—122). Vielleicht würde sie ihre Worte vorsichtiger gewählt haben, wenn ihr der inzwischen weltberühmt gewordene Artikel von Alan S. C. Ross (siehe Band LV, S. 20—56 dieser Zeitschrift) bekannt gewesen wäre, der folgendermassen beginnt: »To-day, in 1953, the English class-system is essentially tripartite — there exist an upper, a middle and a lower class. It is solely by its language that the upper class is clearly marked off from the others.» Insofern haben aber natürlich Stalin und die ihm genau folgende Verfasserin recht, als es sich eher um Klassen*dialekte* oder »-*jargons*» als um Klassen*sprachen* handelt, da dieselben keinen besonderen grammatikalischen Bau und keinen eigenen »Grundwortschatz» haben, sondern beides der Nationalsprache entlehnen. Auch Ross gibt es implizite zu: »the linguistic class-indicators are almost all philologically trivial and, apparently, almost all of a very ephemeral nature» (a.a.O., S. 48).

Dem Buche ist leider weder ein Sach- noch ein Namenregister beigegeben.

V. Kiparsky

Dr Иван Попович (Ivan Popović), История српскохрватског езика (*Histoire de la langue serbo-croate*). Édité par Matica Srpska, Novi Sad, 1955. 167 pages.

Le petit manuel du jeune savant serbe comble une lacune dont pâtissent tous ceux qui sont chargés de l'enseignement des différentes langues slaves. Il nous fournit un aperçu méthodique et intéressant du développement du protoslave dans la péninsule Balkanique, c'est-à-dire de la formation des langues slaves méridionales — slovène, croate, serbe, bulgare et macédonienne — en laissant de côté les langues littéraires qui se sont constituées sur la base de cette division et qui ont été traitées par de nombreux auteurs. La partie la plus intéressante est à coup sûr l'analyse des influences étrangères: M. Popović trouve dans le serbo-croate des emprunts latins balkaniques, dalmates, vénitiens, roumains, moyen- et nouveaugrecs, albanais, hongrois, allemands, turcs, et même espagnols, y apportés, ceux-là, par les Juifs Séphardim. L'intime symbiose slavo-

romane dans les villes se la Dalmatie y a créé des hybrides lexicaux bizarres, tels que *lijepisimo* 'très beau', composé du croate *lijépo* 'beau' et du suffixe italien *-issimo*; *okolotorno* 'autour de' = croate *ȏkolo* 'autour de' + ital. *torno*; *lagušćerica* 'lézard' = croate *gȕšćerica* + ital. *la*(*certa*), à moins qu'il ne s'agisse que de l'article italien *la*, etc. C'est exactement l'inverse de ce que nous observons en roumain où l'élément roman forme la base encadrée de superstructures slaves.

Nous savons gré à l'auteur d'avoir mis en relief un fait important, découvert en 1949 par le savant croate Josip Hamm (voir le compte rendu de Pavle Ivić dans le южнословенски филолог XVIII, 253), mais qui restait, jusqu'à présent, inconnu de la plupart des slavisants: certains parlers serbes de la Slavonie, voisins du hongrois, transforment les oxytons polysyllabiques en mots accentués sur l'initiale (*govèdâr* 'berger' devient *gȍvedār*); mais ils ne changent pas les paroxytons: *ispovȅda* 'il confesse', *kazȁla* 'elle disait', etc., conservent leur accent sur la pénultième. M. Popović attribue ce fait à l'influence hongroise, bien qu'il sache que le hongrois ne connaît pas de paroxytons et qu'il accentue la syllabe initiale dans tous les mots. Son explication aurait pu paraître douteuse si nous ne connaissions un cas absolument identique dans la Carélie orientale, où certains parlers russes, étudiés par mon élève finlandais Reino Peltola en 1942, ont stabilisé l'accent tonique de la même façon. Ces parlers sont entourés du carélien, langue à fort accent tonique sur l'initiale, qui ne connaît pas non plus de paroxytons. La chose donne encore plus à penser quand nous apprenons qu'une stabilisation à peu près similaire s'est produite dans certains parlers kachoubes dans l'ancien »corridor polonais» où ils étaient entourés de l'allemand, dont l'accent tonique frappe, dans la grande majorité des cas, la syllabe initiale. Il est très difficile de s'imaginer que dans ces trois groupes de parlers, séparés l'un de l'autre par des milliers de kilomètres et n'ayant en commun que leur origine slave, les mêmes changements d'accent, inconnus ailleurs, se soient produits en vertu d'une »analogie morphologique interne» comme le croyaient quelques savants qui s'occupaient du kachoube mais ne connaissaient pas encore les faits russes et serbes. L'explication proposée par M. Popović me paraît beaucoup plus séduisante, bien qu'il reste à expliquer pourquoi l'influence des voisins accentuant sur l'initiale n'a touché que les oxytons slaves.

Encore un détail: l'auteur considère (page 129) la construction du futur avec l'auxiliaire *bǫdǫ* (russe *бýдy писáть*, polonais *pisać będę, będę pisał, b. pisać*, slovène *bom pisal*) comme »proto-slave». C'est insoutenable. Comme M. Unbegaun l'a démontré, (Oxford Slavonic Papers V, 1954, 122—123), le futur avec *бýдy* n'apparaît en russe qu'au XVII^e^ siècle et semble être dû à l'imitation du style polonais. Le vieux slave ne connaissait pas non plus cette construction comme ne la connaissent d'ailleurs ni le serbo-croate ni le bulgare ni le macédonien. Il paraît qu'elle est vraiment ancienne seulement dans le groupe slave occidental et en slovène, qui s'y rattache par plusieurs liens.

Le seul défaut sérieux de ce petit ouvrage tellement riche en détails et clair comme exposé est sa réalisation typographique. Il aurait mérité d'être imprimé sur un papier de première qualité. Dans la présente édition, certains caractères sont à peine lisibles. Nous souhaitons à l'auteur de pouvoir le rééditer sans retard en exigeant un papier qui permette toujours de voir s'il s'agit d'un signe d'accentuation ou d'un défaut technique.

Une traduction française, allemande ou anglaise ne nous paraît pas superflue.

V. Kiparsky

Kazania gnieźnieńskie. Wydał i wstępem poprzedził Stefan Vrtel-Wierczyński (= Les sermons de Gniezno, édités par Stefan Vrtel-Wierczyński). Société des amis des sciences et des lettres de Poznań, classe de philologie et de philosophie, monuments de la langue et littérature polonaise N:o 2, Poznań 1953. XXVI + 166 pages + 49 tableaux de fac-similé, in-4°. Avec un résumé français.

Les sermons dits de Gniezno, conservés dans un seul manuscrit de la fin du XIV^e^ siècle (MS 24 de la Bibliothèque du Chapitre à Gniezno, Pologne) tiennent une des premières places parmi les monuments de la littérature médiévale polonaise. Leur auteur n'est pas connu. Leur langue est le polonais de tous les jours qui emploie souvent des diminutifs et des mots forts, même si le style en est surchargé de rhétorique, car il s'agit surtout des adaptations des œuvres latines médiévales bien

connues, telle que la *Legenda aurea* de Jacobus de Voragine, etc. Le précieux MS 24 a été déjà édité deux fois: en 1857, par Ludwik Jagielski, et en 1897, par le fameux slavisant polonais Władysław Nehring, qui occupait, pendant quarante ans, la chaire de philologie slave à l'université allemande de Breslau (aujourd'hui Wrocław). Les deux éditions sont épuisées depuis longtemps. La présente les surpasse de beaucoup: elle nous fournit un fac-similé fidèle du manuscrit, une introduction, une translitération originale avec conservation des particularités orthographiques de l'œuvre, une transcription moderne, et un lexique complet des mots et des formes, établi par Irena Reślińska. Les notes au-dessous du texte nous donnent un appareil critique et un commentaire philologique. C'est ce dernier qui présente le plus d'intérêt pour un slavisant. Je tiens à signaler ici une conjecture très importante.

Nehring croyait avoir trouvé dans une glose interlinéaire de ce manuscrit la graphie *po////fyączi ny* (= sanctifie nous!) qui eût contenu l'unique exemple polonais de l'ancien accusatif pluriel du pronom personnel de la 1re personne, ailleurs toujours remplacé par le génitif-accusatif *nas*. Il paraît maintenant que ce *ny* qui figurait déjà dans les grammaires (par exemple, chez T. Benni, etc., Gramatyka języka polskiego, 1923, p. 262; chez Jan Łoś, Gramatyka polska, III, 1927, § 366) doit être irrévocablement biffé du vocabulaire polonais. En comparant les contours des *i* et des *e* du MS 24, M. Vrtel-Wierczyński arrive à lire la glose en question *po//wyączeny* (= [que nous soyons] sanctifiés!), ce qui correspond mieux aux lignes du texte latin entre lesquelles se trouve la glose: »quia sanctissima est, orandum est ad eam ut sanctificemur». En étudiant le grossissement de la glose (page XXIII) on ne peut s'en douter que la leçon de M. Vrtel-Wierczyński est à préférer.

Nous avons toute raison de féliciter l'éditeur et sa collaboratrice de leur travail magnifique, qui dorénavant pourra simplement remplacer le manuscrit qui a, paraît-il, beaucoup souffert pendant le dernier demi-siècle.

V. Kiparsky

EINGESANDTE LITERATUR

Der Ackermann aus Böhmen, Textausgabe von Arthur Hübner. 2. Auflage. (Altdeutsche Quellen hrsg. von Ulrich Pretzel, Heft 1). XXII—68 S. Leipzig, Hirzel, 1954.

Aevum, XXIX (1955), fasc. 5—6. — A noter particulairement, de Giovanni Cremachi (p. 393—468) »*Planctus Marie*», *nuovi testi inediti.*

Alker, Hugo, *Parzival und Anfortas. Die Schicksalsfrage und ihre existenzphilosophische Deutung.* (Universitätsbibliothek in Wien). 18 S. 1953. DM 2. —

Amades, Juan, & Tarín, José, *Leyendas y tradiciones marineras.* Premios San Jorge 1954 (Periodismo). Barcelona, Ediciones de la Sección de Prensa de la Diputación Provincial de Barcelona, 1954. Pp. 77.

(*Ancrene Riwle.*) *The English Text of the Ancrene Riwle*, edited from British Museum MS. Royal 8 C. 1 by A. C. Baugh (Early English Text Society, 232). London, Geoffrey Cumberlege, Oxford University Press, 1956 (for 1949). Pp. xi—58. 20s. net.

Annales Universitatis Turkuensis, B, tom. XLVII, 1: Esko Pennanen, *Untersuchungen über die Einlernung von Vokabeln im Englischen.* 56 S. — Tom. XLIX: Sirkka Salomaa, *Experiments on Visual Sprache.* Pp. 76. Turku, 1954.

Annali della Scuola Normale Superiore di Pisa, Serie II, Vol. XXIV (1955).

Antiampon *Hugoni Henrico Paoli Oblatum: Miscellanea Philologica* (Università di Genova, Facoltà di Lettere). Genova, Istituto di Filología Classica, 1956. Pp. 333.

Anuari de l'Institut d'Estudis Catalans, 1952—1953. Barcelona.

Arngart, O., *The Durham Proverbs: an Eleventh-century Collection of Anglo-Saxon Proverbs Edited from Durham Cathedral MS. B. III. 32* (Lunds Universitets Årsskrift, N. F., Avd. 1, Bd. 52, 2). Lund, C. W. K. Gleerup, 1956. Pp. 24 and a facsimile. 2.50 Sw. crowns.

—»— O., *The Proverbs of Alfred*, II. The Texts edited with Introduction, Notes and Glossary (Acta Reg. Societatis Human. Litt. Lundensis, XXXII: II). VII—269 pages and facsimiles.

Aramon i Serra, R., Un debat de l'anima i del cos en versos catalans (Extrait du Recueil de Travaux offert à M. Clovis Brunel, Paris, 1955, p. 38—53).

Bahrlow, Hans, *Namenforschung als Wissenschaft. Deutschlands Ortsnamen als Denkmäler keltischer Vorzeit.* Neumünster, Karl Wachholtz, 1955. DM 3.20.

—»— *Namenforschung als Wissenschaft.* Nachtrag. Hamburg, 1956.

Bakos, F., *Contributions à l'étude des formules de politesse en ancien français*, I (Separatum: Acta linguistica Academiae Scientiarum Hungaricae, tom. V, fasc. 3—4, p. 295—367). Budapest, Magyar Tudományos Akadémia, 1955.

Baldwin, Ralph, *The Unity of the Canterbury Tales* (Anglistica, Vol. V). Copenhagen, Rosenkilde and Bagger, 1955. Pp. 112. Price 14.50 Danish Crowns, to subscribers to the Anglistica series 10.50 Danish Crowns.

Battisti, Carlo, *Note bibliografiche alle traduzioni italiane di vocabolari enciclopedici e tecnici francesi nella seconda metà del Settecento* (Publications de l'Institut français de Florence, deuxième série: opuscules de critique et d'histoire, No. 8. Firenze, Institut Français de Florence, 1955. Pp. 72.

Bédier, Joseph, *Tristan ja Isolde*, suomentanut L. Onerva. Johdannon kirjoittanut Annamari Sarajas. Helsinki, Kustannusosakeyhtiö Tammi, 1954. XII—182 S.

Behre, Frank, *Meditative-Polemic »Should» in Modern English »That»-Clauses* (Gothenburg Studies in English, IV) Stockholm, Almqvist & Wiksell, 1955. 183 Pp. 183. Sw. Kr. 15.

Berndt, Rolf, *Der Formenbau des Verbums im Nordhumbrischen und Mecrischen im späten 10. Jahrhundert: eine Untersuchung der sprachlichen Formen und ihrer syntaktischen Beziehungsbedeutungen.* Autorreferat der maschinenschriftlichen Berliner Dissertation 1954 (Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin, Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe, 2; Jhg. IV, 1954—55, 141—8).

Beyschlag, Siegfried, *Die Metrik der mittelhochdeutschen Blütezeit in Grundzügen.* 2. erweiterte Auflage. 54 S. Verlag Hans Carl, Nürnberg, 1955. DM 5.80.

Biennales Internationales de Poésie. Courrier du Centre International d'Etudes Poétiques. 3. Contient e. a. *La Théorie Surréaliste du Langage* par Yvon Belaval. Maison Internationale de la Poésie. Bruxelles, Maison des Arts (s. d.). 18 p. — 6. *La Poésie et »l'Age sombre» de l'Humanité* par Victor Crastre. — 7. Jean

Wahl, Professeur de Philosophie à la Sorbonne, *En familiarité avec le haut (Hölderlin et (Heidegger)*. 19 pages.

Boletim de Filologia, tomo XV, fasc. 1 e 2, 1954—1955. A noter p. 39—124, *Bibliografia di Max Leopold Wagner*, établie par Giacinto Manuppella et comprenant 397 numéros (»M. L. Wagner freundschaftlich zugeeignet in dankbarer Anerkennung seiner fünfzigjährigen auf dem Gebiete der Romanistik, der italienischen und besonders sardischen Wortforschung, hingebungsvoll ausgeübten Tätigheit.» — »Seguace dell' indirizzo *Wörter und Sachen*, M. L. Wagner ha stampato un' orma incancellabile in vari domini della Linguistica Storica e della Geografia Linguistica, in quello dei gerghi e delle lingue popolari, in quello del giudeo-spagnolo, nella ricerca etimologica; ma il suo grande amore, quello che — forse per essere stata la prima e piu cara vibrazione dello spirito proteso verso il mondo della scienza — rimane tenacemente abbarbicato alle profondità dell' anima, è la linguistica sarda, della quale è maestro indiscusso.»

Bollettino, Centro di Studi Filologici e Linguistici Siciliani, I e III. Palermo, 1953 e 1955. Pp. 329 e 354.

Brattö, Olof, *Nuovi Studi di Antroponimia Fiorentina. I nomi meno frequenti del Libro di Montaperti (An. MCCLX)* (Romanica Gothoburgensia. 1, ed. K. Michaëlsson). Stockholm, Almqvist & Wiksell, 1955. 250 pag. Prezzo 30 Cor. Sved.

Brook, G. L., *An Introduction to Old English*. Manchester University Press, 1955. Pp. xi—138, with a facsimile. 10s. 6d. net.

Brummer, Rudolf, *Zum romanischen Ursprung des niederdeutschen »dschüs»* (Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock, V, 1955—6, 205—8).

—»— *Autor und Geshöpf bei Unamuno und Pirandello* (Wissenschaftliche Zeitschrift der Friedrich-Schiller-Universität Jena, V, 1955—6, 241—8).

Bruneau, Ch., *Petite histoire de la langue française*, I: Des origines à la Révolution. XI—284 pages, 5 cartes. Paris, Armand Colin, 1955.

Buchole, Rosa, *L'évolution poétique de Robert Desnos* (Académie Royale de Langue et de Littérature Françaises de Belgique). Bruxelles, Palais des Académies, 1956. 238 pages.

Bulletin de l'Académie Royale de Langue et de Littérature Françaises, XXXII (1954), no 3.

Les Cahiers de Paul Valéry (Extraits des Cahiers, écrits de 1894 à 1945, et Préface de Louis de Broglie, membre de l'Institut). In -4.

Caragiale, Ion Luca, *Opere alese* (Ausgewählte Werke), herausgegeben von Erwin Silzer. Berlin, VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften, 1955. IX—292 S.

Catálogo de la Exposición bibliográfica de Elio Antonio de Nebrija celebrada en conmemoración del V Centenario de su nacimiento (1444—1944) redactado por Luis M.ª Plaza Escudero. Barcelona, 1950. Pp. xv—43 y facsimiles.

Catálogo de la Exposicion conmemorativa del IV Centenario del nacimiento de Miguel de Cervantes (1547—1616): Ediciones del »Quijote» de los siglos XIX y XX (Diputacion Provincial de Barcelona, Biblioteca Central). Barcelona, Casa Provincial de Caridad: Imprenta-Escuela, 1947. Pp. 164.

Centre National de la Recherche Scientifique. Institut de Recherche et d'Histoire des Textes (en l'Hôtel de Rohan, 87, Rue Vieille du Temple, Paris, III/). L'élégante plaquette de 27 pages in-quarto, richement illustrée a paru en septembre 1955 sous la rubrique indiquée ci-dessus. — »L'Institut de Recherche et d'Histoire des Textes a pour mission d'étudier la transmission écrite de la pensée humaine; il organise les recherches concernant la tradition manuscrite des textes de langues diverses, dresse des inventaires méthodiques des manuscrits disséminés dans le monde et en réunit les reproductions photographiques afin de fournir aux érudits des instruments de travail . . . L'Institut de Recherche et d'Histoire des textes est en rapport avec les bibliothèques de France et de l'etranger qui lui fournissent des photos de manuscrits; il est en relations avec les professeurs des Universités et des grandes Ecoles des deux mondes auxquels il procure microfilms et documentation, avec les étudiants qu'il guide dans le choix et l'élaboration de leurs thèses. La documentation rassemblée a rendu et rend chaque jour davantage des services signalés aux latinistes, hellénistes, arabisants et romanistes . . .» (p. 3, 24 et 25).

La Chevalerie de Judas Macabé. Proefschrift . . . aan de Rijksuniversiteit te Groningen . . . dor Jean-Robert Smeets. LXXXIV—327 p. 1955.

Compère, Gaston, *Le théatre de Maurice Maeterlinck* (Académie Royale de Langue et de Littérature Françaises de Belgique). Bruxelles, 1955. 272 p.

Conferencias desarrolladas con motivo del IV Centenario del nacimiento de Miguel de Cervantes (1547—1947). I (1949): *El Rector de Vallfogona, Vicente Garcia, autor del »Quijote» de Avellaneda,* por Juan Serra Vilaró. — II (1949): *Un comentario numismatico*

sobre el »Don Quijote de la Mancha«, por Felipe Mateu Y Llopis. — *Nuevas contributiones a* las fuentes del »Tirant lo Blanch,« por Martin De Riquier. IV (1949): *La técnica narrativa de Cervantes: algunas observationes*, por Guillermo Díaz-Plaja. - V (1949): *Cervantismo venezolano* por Crispin Ayala Duarte. Barcelona.

La Conquesta di Sicilia fatta per li Normandi, translatata per frati Simuni da Lentini, a cura di G. Rossi-Taibbi (Collezione di testi Siciliani dei secoli XIV e XV, diretta da E. Li Gotti, No. 5). Palermo, Centro di Studi Filologici e Linguistici Siciliani, 1954. Pp. xxiv—247.

The Continuations of the Old French Perceval of Cheretien de Troyes, ed. by W. Roach. Vol. III, Part 2: Glossary of the First Continuation by Lucien Foulet. The American Philosophical Society, Philadelphia, 1955. Pp. vi—328.

Cordes, Gerhard, *Mittelniederdeutsches Handwörterbuch*, begründet von A. Lasch und C. Borchling, hrsg. von. 9. Lieferung *vör* bis *vorörsaken*). Sp. 769—896. Neumünster, K. Wachholtz, 1955. DM 8.

Coveney, James, *Edition critique des versions en vers et en prose de la légende de l'empereur Constant, avec une étude linquistique littéraire* (Publ. de la Faculté des Lettres de l'Univ .de Strasbourg, fasc. 126). 197 pages.

Culot, Jean-Marie, *Bibliographie de Émile Verhaeren*, préface de Henri Liebrecht. Académie Royale de Langue et de Littérature Françaises de Belgique. Bruxelles, 1934 157 pages, planches.

Danielsson, Bror, *John Hart's Works on English Orthography and Pronunciation (1551—1569 -1570)* (Stockholm Studies in English, V). Stockholm, Almqvist & Wiksell, 1955. Pp. 338. Price 38 Swedish Crowns.

Davignon, Henri, *L'amitié de Max Elskamp et d'Albert Mockel.* Lettres inédites. Bruxelles, Académie Royale de Langue et de Littérature Françaises, 1955. 76 pages.

Delbouille, Maurice, *Le témoignage de Wace sur la légende arthurienne* (Romania, LXXIV (1953), p. 172—199).

Deonise Hid Diuinite and Other Treatises on Contemplative Prayer Related to The Cloud of Unknowing: A Tretyse of Þe Stodye of Þat Men Clepen Beniamyn, A Pistle of Preier, A Pistle of Discrecioun of Stirings, A Tretis of Discrecioun of Spirites, edited by Phyllis Hodgson (Early English Text Society, 231). London, Geoffrey Cumberlege, Oxford University Press, 1955 (for 1949). Pp. lix—158. 30s. net.

Desonay, Fernand, *Ronsard, poète de l'amour*, livre II: *De Marie à Genèvre*. 320 pages et planche (Académie Royale de Langue et de Littérature Françaises de Belgique). Bruxelles, 1954.

Dobrzycka, Irena, *The Conditions of Living of the Working Class in the Social Novels of Charles Kingsley*. Poznanskie Towarzystwo Przyjaciol Nauk, Wydzial Filologiczno-Filozoficzny, Prace Komisji Fololologicznej, Tom XVI, Zeszyt 2. Poznan, Panstwowe Wydawnictwo Naukowe, 1955. Pp. 50.

Dürst, Alexander, *Die lyrischen Vorstufen des »Grünen Heinrich«* (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur, Heft 17). Bern, Francke, 1955.

Ekonomi och Kultur, festskrift tillägnad Hugo E. Pipping 12. 6. 1955. Helsingfors, Söderströms. 325 S.

Emakeele Seltsi Aastaraamat, I (Eesti NSV Teaduste Akadeemia, *Emakeele Selts*). Tallinn, Eesti Riiklik Kirjastus, 1955. Pp. 190.

Estudis Romànics, vol. III, fasc. 2. Barcelona, Institut d'Estudes Catalans, 1951—1952.

Fabre, Frédéric, *Une tenson retrouvée dans l'œuvre de Peire Cardenal* (Les Lettres Romanes, Extrait du tome X, 1956, p. 127—56). (A suivre).

Falk, Paul, *Ancien français »tresoïr» 'entendre bien' ou 'entendre mal'*? (Reprinted from Studia Neophilologica Vol. XXVII. No. i, 1955, Pp. 20—25).

Finlandia. Bulletin de l'Association Belgique-Finlande, placée sous le haut patronage de S. E. M. Tapio Voionmaa, Ministre de Finlande en Belgique. Président fondateur du Conseil d'Administration M. Marcel Quinet. Siège Social 152 avenue de la Chasse, Bruxelles IV. — 16 pages in—4°, illustrées.

Flutre, L.-F., *A propos de l'édition Hilka du poème des Monstres des Hommes* (Sonderdruck aus Zeitschrift für romanische Philologie, 1955, Band 71, Heft 5/6, S. 422—48).

—»— *Eustache Deschamps et Christine de Pisan ont-ils utilisé les Faits des Romains*? (Cultura neolatina, Estratto dal fasc. 2—3, anno XIII, 1953, p. 229—240).

Frappier, Jean, *Les chansons de geste du cycle de Guillaume d'Orange*, 1: *La Chanson de Guillaume, Aliscans, la Chevalerie Vivien*. Paris, Société d'Edition d'enseignement supérieur, 1955. 311 pages.

Freivogel, Max, *Klopstock der heilige Dichter* (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur, 15). Bern, Francke, 1954. 158 S. S. Fr. 16.

von Frenckell, Ester Margaret, *Finskt och finlandssvenskt hos Thalia i Finland* (Ord och Bild, Stockholm, 1955, S. 25—34).

Gaiffier, Baudouin de, *La Légende de Charlemagne. Le péché de l'empereur et son pardon.* (Extrait du Recueil de Travaux offert à M. Clovis Brunel, Paris, 1955, p. 490—503).

Gautier de Coinci, *Deux Miracles de la Sainte Vierge: Les 150 Ave du chevalier amoureux et Le sacristain noyé.* Edition critique par Erik Rankka. Thèse pour le doctorat. X—205 pages. Uppsala, Almqvist & Wiksell, 1955. Cour. Suéd. 15: —.

Giornale Storico della Litteratura Italiana, CXXXI (1954).

Guiraud, Pierre, *La Sémantique* (»Que sais-je?»). Paris, Presses Universitaires de France, 1955. 118 pages.

Graur, Al., *Studii de Lingvisticà Generalà.* Bucuresti, Editura Academiei Republicii Populare Romîne, 1955. Pp. 189.

Hasselrot, Bengt, *Nyare hjälpmedel vid studiet av franska språket* (Riksförbundet för läroverkslärare i moderna språk, Årsskrift Uppsala 1955, s. 1—11).

—»— *Är språkvetenskapen samhällsnyttig?* (Särtryck ur Skrifter utgivna av Föreningen för filosofi och specialvetenskap, III, S. 105—13). Uppsala, Almqvist & Wiksell, 1955.

Hildén, Kaarlo, *Englannin kanaalisaaret ja niiden taloudelliset olot.* Résumé: *Les Iles Normandes et leur économie.* Eripainos *Terra*sta no 1, s. 1—15. Helsinki, 1955.

Hirn, Marta, *St. Henriks kenotafium i Nousis kyrka* (Särtryck ur Finskt Museum 1952, S. 41—79, mit deutschen Referat).

Hofer, Stefan, *Chrétien de Troyes: Leben und Werke des altfranzösischen Epikers.* Graz-Köln, Hermann Böhlaus Nachf., 1954. 255 S. Brosch. DM 14.80.

Horn, Wilhelm, *Laut und Leben: Englische Lautgeschichte der neueren Zeit*, II. Bearbeitet und herausgegeben von Martin Lehnert. Berlin, Deutscher Verlag der Wissenschaften, 1954. VIII- und 737—1414 S.

Imbs, Paul, *Le subjonctif en français moderne. Initiation — Méthode*, fasc. II (Publications de la Faculté des Lettres de l'Université de Strasbourg. 1953). 70 pages.

Institut culturel Franco-Bulgare de recherches scientifiques (Paris) Bulletin, 1ere année, No 1. 95 pages.

Institut d'Estudies Catalans è Cartell de Premis, precedit d'unes notes sobre els premis de l'Institut per Aramon i Serra. Barcelona, 1955. 63 p.

Jacobsson, Harry, *Etudes d'anthroponymie lorraine. Les bans de tréfonds de Metz (1267—1298).* Thèse pour le doctorat. Göteborg, Gumperts Förlag, 1955. 264 p. Cour. Suéd. 18.

Jodogne, Omer, *L'étymologie de »patoi»* (Extrait des Mélanges Charles Bruneau, 1954, p. 121—32).

Jóhannesson, Alexander, *Isländisches etymologisches Wörterbuch*, Lfg. 6/7. Bern, Francke, 1955. S. Fr. 45.60.

Junker, Albert, *Wachstum und Wandlungen im neuesten italienischen Wortschatz* (Sonderdruck aus Erlanger Forschungen, Reihe A: Geisteswissenschaften, Band 2, S. 178—91). Erlangen, 1955.

Kacznarek, Leon, *Kwestionariusz do ustalania zaburzeń mowy (dyslalii) u dzieci* (Poznańskie Towarzystwo Przyjaciol Nauk, Wydzial Filologiczno-Filozoficzny, Prace Komisji Filologicznej, XV, 4). Poznań, 1955. Pp. 27. 3 zl.

Keller, Hans-Erich, *Étude descriptive sur le vocabulaire de Wace* (Deutsche Akademie des Wissenschaften zu Berlin, Veröffentlichungen des Instituts für Romanische Sprachwissenschaft, No. 7). Berlin, Akademie-Verlag, 1953. Pp. 436.

Kemppinen, Iivar, *The Ballad of Lady Isabel and the False Knight.* Helsinki, the Author, 1954. 303 p.

König, Erich, *Edward Young, Versuch einer gedanklichen Interpretation auf Grund der Frühwerke* (Schweizer anglistische Arbeiten — Swiss Studies in English, 37). 130 S. Bern, Francke Verlag, 1954. S. Fr. 8.50.

Krohn, Eino, *Shakespeare — Suuret Draamat I—II* (introductory chapters to the new Finnish translation of Shakespeare's plays, by Yrjö Jylhä. Two offprints). Helsinki, Otava, 1955. Vol. I, pp. 5—41 (*Shakespeare's Life and Works*), 43—9 (*Romeo and Juliet*), 173—80 (*A Midsummer Night's Dream*), 265—81 (*Macbeth*); — Vol. II, pp, 5—17 (*Hamlet*), 173—80 (*Othello*).

Kruse, Margot, *Das Pascal-Bild in der französischen Literatur* (Hamburger Romanistische Studien, Allgemeine Romanistische Reihe, 41). Verlag Cram, de Gruyter & Co. 118 S. DM 6.50.

Kudrun, édition partielle, introduction, notes et glossaire par André Moret. Paris, Aubier, 1955. 258 p. Prix 1.200 fr. (Bibliothèque de philologie germanique publ. sous la direct. de A. Jolivet et F. Mossé.)

Labande, E.-R., *Bibliographie des travaux d'Alfred Jeanroy* (Extrait des Annales du Midi, t. 66 (1954), p. 207—22).

—» - *Introduction aux Actes des Journées de Poitiers* (Etudes Mérovingiennes), 1er -3 Mai 1952, p. VII –IX. Poitiers, 1953.

Lambotte, Emma, *Le roman de Pénélope* (Les Cahiers d'Art et d'Amitié, éd. Paul Mourousy). Paris, 1952. 160 pages. Fr. 570.

Lehnert, Martin, *Altenglisches Elementarbuch* (Sammlung Göschen, No. 1125). Dritte verbesserte Auflage. Berlin, Walter de Gruyter & Co., 1955. 178 S. DM 2.40.

Lehnert, Martin. *Poetry and Prose of the Anglo-Saxons: Dictionary.* Berlin, VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften, 1956. Pp. 247.

Lewent, Kurt, *The »dansa» of Cerveri called »de Girona»* (Reprinted from Studies in Philology, LI, 4, October, 1954, p. 516—38).

Lingua Posnaniensis Revue de philologie comparée et de linguistique générale, V. Poznań 1955. Państwowe Wydawnictwo Naukowe. 276 p.

Livingston, Charles H., *Masuccio Salernitano en France en 1515.* (Bibliothèque d'Humanisme et Renaissance, Travaux et documents, Tome XVII, p. 351—64).

Lombard, Alf, *La formation du subjonctif composé en roumain* (Extrait des Cahiers Sextil Puscariu, vol. 1, no 1, 1953, p. 49 –51).

—»— *Une énigme de la morphologie roumaine* (*Ib.*, vol. 2, no 2, 1953, p. 147—150).

—»— *Le verbe roumain, étude morphologique*, I—II. XIV—1223 pages. Acta Reg. Soc. Human. Litt. Lundensis, LII: I et II (1954 et 1955). Prix global 100 Cour. Suéd.

Lommatzsch, Erhard, *Aus dem literarischen Nachlass Oscar Heckers. Italienische Lyrik in deutscher Nachdichtung* (Wissenschaftliche Zeitschrift der Friedrich-Schiller-Universität Jena, Jahrgang 5, 1955/56, Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe, Heft 2/3, S. 293—304).

—»— *Hundert altfranzösische Bauernsprüche, nach Adolf Toblers Ausgabe der »Proverbes au vilain»* (1895) ausgewählt und mit Glossar versehen. Zweite, verbesserte Auflage. Sammlung romanischer Übungstexte, 30. Band. Tübingen, Max Niemeyer, 1955. IX 58 S.

—»— *Kleinere Schriften zur romanischen Philologie.* V—248 Seiten mit 7 Lichtdrucktafeln. Berlin, Akademie-Verlag, 1954.

Lote, Georges, *Histoire du vers français*, tome III. Première partie: *Le Moyen Age.* III: *La Poétique.* Le vers et la Langue. Paris, Éditions A. Hatier, 1955. 375 pages.

MITTEILUNGEN

Invité par l'Université de Helsinki et bénéficiant d'une subvention de voyage accordée par le Ministère de l'Éducation Nationale de France, M. Georges Straka, professeur de phonétique générale et expérimentale à l'Université de Strasbourg, a fait du

29 novembre au 2 décembre 1955 une série de conférences à l'Université, à la Société Néophilologique et au Cercle Franco-Finlandais de Helsinki, sur les sujets suivants: »Les tendances du français contemporain», »Le système phonétique du français», »Langues et dialectes en France», »Naissance et disparition des consonnes palatales dans les langues romanes et slaves» et »La phonétique expérimentale au service de la linguistique». Les conférences de M. Straka ont suscité le plus vif intérêt parmi les professeurs et les étudiants de linguistique.

Dr. Aatos Ojala has been appointed Docent in Æsthetics and Modern Literature in the University of Helsinki.

Dr. Eero Alanne ist zum Dozenten der deutschen Philologie an der Universität Helsinki ernannt worden.

Abhandlungen. — Mme Marjatta Wis a soutenu le 17 décembre 1955 une thèse intitulée *Ricerche sopra gli italianismi nella lingua tedesca dalla metà del secolo XIV alla fine del secolo XVI* (Mémoires de la Société Néophilologique de Helsinki, XVII; Helsinki, 1955. 311 p.). Rapporteur officiel M. Emil Öhmann, professeur de philologie germanique.

On April 25, 1956 Erkki Penttilä, *The Old English Verbs of Vision: a Semantic Study* (Mémoires de la Société Néophilologique de Helsinki, XVIII,1; Helsinki, 1956. Pp. 209). Official opponent: Professor O. R. Reuter.

On May 30, 1956, Rafael Helling, *A Century of Trollope Criticism* (Societas Scientiarum Fennica, Commentationes Humanarum Litterarum, XXII,2; Helsingfors, 1956. Pp. 203). Official opponent: Professor O. R. Reuter.

Einheimische Beiträge zu ausländischen Publikationen. — Erich Kunze, Die drei finnischen Runen in der Volksliedersammlung des jungen Marx (Deutsches Jahrbuch für Volkskunde, hrsg. vom Institut f. Volkskunde der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, I, Berlin, 1955, S. 41—64). — Id., Nachbemerkungen zum Briefwechsel zwischen Porthan und Nicolai (Ural-Altaische Forschungen, XXVI, Wiesbaden, 1955, S. 175—83). — Arthur Långfors, compte rendu de l'Archiv für das Studium der neueren Sprachen 1953—4, dans Romania, LXXVI, 1955, 539—42. — Emil Öhmann, Bemerkungen zu russischen Fremd- und Lehnwörtern (Festschrift für Max Vasmer, 1956, S. 360—363). — Id., Hochsprache und Mundarten im Mittelhochdeutschen (Der Deutschunterricht, 1956, S. 24—35).

Ausländische Besprechungen einheimischer Publikationen. — Festschrift für Emil Öhmann

(Annales Academiæ Scientiarum Fennicæ, B 84; Helsinki, 1954), bespr. von A. Nivelle in Revue Belge de Philologie et h'Histoire, XXXIII, 1955, 774—5. — Commentationes in Honorem Edwin Linkomies (Arctos — Acta Philologica Fennica —, Nova Series, I; Helsinki, 1954), bespr. von Albert Grisart in Revue Belge de Philologie et d'Histoire, XXXIII, 1955, 775—9.

Sous la rubrique *Les sources latines de Gautier de Coincy* (*Revue Belge de Philologie et d'Histoire*, XXXIII, 1955, p. 217—18), M. H. Silvestre signale l'édition *De sainte Leocade* de Gautier procurée par M^me^ Eva Vilamo Pentti (*Ann. Acad. Scient. Fennicae*, 1950), l'article du P. Baudouin de Gaiffier, *L'apparition de sainte Léocadie à saint Ildephonse* (*Analecta Bollandiana*, LXXI, 1953), enfin les recherches analogues du même savant exposées dans les *Neuphilologische Mitteilungen*, LIV, 1953, p. 195—201) sous la rubrique *La source latine du miracle »Dou saint dent Nostre seigneur» attribué à Gautier de Coincy.*

— Reino Hakamies, Étude sur l'origine et l'évolution du diminutif latin et sa survie dans les langues romanes (Annales Academiæ Scientiarum Fennicæ, B 71, 1), compte rendu par Raimund Pfister dans Indogermanische Forschungen, LXII, 1956, 213—15. — Erik v. Kraemer, De la bonne enpereris qui garda loiaument sen mariage, miracle mis en vers par Gautier de Coinci (Annales Academiæ Scientiarum Fennicæ, B 82, 2), compte rendu par O. Jodogne dans Les Lettres Romanes, IX, 1955, 468—9. — Arthur Långfors, Il cuide Dieu tenir par les piez (Mélanges de philologie romane offerts à M. Karl Michaëlsson p. 351—55), compte rendu par L.-F. Flutre dans Studia Neophilologica, XXVII, 1955, 245. — Kaj B. Lindgren, Die Apokope des mhd. *-e* in seinen verschiedenen Funktionen (Annales Academiæ Scientiarum Fennicæ, B 78, 2), bespr. von G. Zink in Études Germaniques, 10, 1955, 330—31. — Eino Mikkola, Isokrates, seine Anschauungen im Lichte seiner Schriften (Annales Academiæ Scientiarum Fennicæ, B 89), bespr. von Paul Cloché in Revue Belge de Philologie et d'Histoire, XXXIII, 1955, 701—2. — Tauno F. Mustanoja, Les neuf joies Nostre Dame, a Poem Attributed to Rutebeuf (Annales Academiæ Scientiarum Fennicæ, B 73, 4), compte rendu par F. Lecoy dans Romania, LXXVI, 429. — Emil Öhmann, Die ältesten germanischen Lehnwörter im Finnischen (Nachrichten der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, I, Philol.-hist. Klasse, 1954, No. 2), bespr. von G. Stipa in Ural-Altaische Jahrbücher, XXVII 1956, 141. — Id., Die mhd. Lehnprägung nach afrz. Vorbild (Annales Academiæ Scientiarum Fennicæ, B 68, 3), bespr. von

J. Warland in Le Moyen Age, LXI, 1955, 473—6. — Id., Über den italienischen Einfluss auf das Niederländische (Koninklijke Vlaamse Akademie, Verslagen en Mededelingen, 1955, 131—52), bespr. von Bruno Migliorini in Lingua Nostra, XVI, 1955, Heft 3. — Holger Petersen Dyggve, Gace Brulé, trouvère champenois: édition des chansons et étude historique (Mémoires de la Société Néophilologique de Helsinki, XVI), compte rendu par F. Whitehead dans Medium Ævum, XXV, 1955, 122—7. — Irma Rantavaara, Virginia Woolf and Bloomsbury (Annales Academiæ Scientiarum Fennicæ, B 82, 1), reviewed for the BBC by Angus Wilson on 22 Aug., 1953; reviewed by Hugh Corbett in Books Abroad (Norman, Oklahoma, USA), 1954; by M.-L. Cazamian in Études Anglaises, VII, 1954, 429—30; by Hillis Miller in Modern Language Notes, LXIX, 1954, 445—6; by Bruce Harkness in the Journal of English and Germanic Philology, 1954, 137—8; by Henry Gifford in The Review of English Studies, New Ser,. V, 430—31; by Ludwig Borinski in Euphorion, 48, 1954, 496—7; by Giuliano Pellegrini in Rivista di letterature moderne e comparate, VIII, 1955, 79; in The Year's Work in English Studies, Vol. 34. — Eva Vilamo-Pentti, La Court de Paradis, poème anonyme du XIII^{e} siècle (Annales Academiæ Scientiarum Fennicæ, B 82, 2), compte rendu par O. Jodogne dans Les Lettres Romanes, IX, 1955, 470—71.

ON SOME OLD PROVENÇAL WORDS

The starting point for the following series of lexicological studies was Kurt Almqvist's *Poésies du troubadour Guilhem Adémar*, Uppsala, 1951.

The following abbreviations have been used for some works referred to in our discussion:

P.-C. = Pillet-Carstens, *Bibliographie der Troubadours*, Halle 1933.

Lex.Rom. = Raynouard, *Lexique roman*, 6 vols., Paris 1836—1845.

S.W.B. = Levy, *Provenzalisches Supplement-Wörterbuch*, 8 vols, Leipzig 1894—1924.

P.D. = Levy, *Petit Dictionnaire provençal-français*, Heidelberg, 1909.

Ined. = Appel, *Provenzalische Inedita aus Pariser Handschriften*, Leipzig, 1890.

Old Provençal descelat *'one who betrays a secret'*

In No. VII Guillem is happy. He has found a new love after abandoning his former lady, whom he calls by the fictitious, but significant name of *Mala-Merce*. With stanza VII the poem suddenly turns political or religious in that it erhorts King Alfonso and the »best Count of Christendom» to fight the Saracens. We are under the impression that the poet is speaking here with his tongue in his cheek; for he adds that, if one of those princes takes the jealous husband with him, there is no sin for which they would not find forgiveness.

The *tornada* which follows continues this trend of thought:

Eu remanrai e non irai aillors
58. Ni virarai en altra part mon fre.
E ja neguns no.m demandetz per que!
60. Que ja per vos non serai decelatz.

Editor's translation: Je resterai et n'irai pas ailleurs; je ne tournerai pas mon frein d'un autre côté. Que jamais personne de vous ne me demande pourquoi! Car je ne vous laisserai jamais dévoiler mon secret.

The first two lines have, it seems to us, a double meaning. Resuming the idea of a crusade expressed in the preceding stanza, they announce the poet's resolution not to take part in such an expedition. On the other hand, local expressions being often used with reference to persons, especially the troubadours' ladies, the adverb *aillors* (l. 57) and the phrase *en altra part* (l. 58) may well stand for another than the poet's newly won love, with whom he does not want to part[1].

While the text of these lines does not offer any difficulty, that of ll. 59—60 is rather puzzling. The editor calls attention to one of its peculiarities (note p. 219), pointing out that in l. 59 the verb *demandetz* is in the plural while the subject (*neguns*) is grammatically a singular. He explains this discrepancy by assuming that this indefinite pronoun represents a collective concept and refers to another note of his (p. 211), where he deals with a passage in which the subject *cascus* is followed by the verb in the plural. However, with *cascus* one can easily connect the idea of plurality, and anacolutha of this kind are anything but rare in Provençal.[2] With *neguns* the plural *ad sensum* is less understandable because this pronoun seems to deny the concept of multitude. We only once found *neguns* followed by a verb in the plural. The passage occurs in the romance of »Jaufre« (ed. Brunel) ll. 1788—1789. We are told that a *dart* was thrown so high that nobody could follow it with his eyes: . . . *tan aut que anc negus no·l vi* (singular!) *Ni*

---

[1] Other troubadours, too, want to be excused from joining the crusaders for similar season; see *Das altprovenzalische Kreuzlied*, Berlin thesis, 1905, p. 6.

[2] See Levy, *Le troubadour Paulet de Marseille* in *Rev. des l. rom.* 21, 261 ff, note p. 286 to no. II, 20.

saupro (plural!) *un* (= *on*) *s'era tengutz*[1]. To this example we may add two others with *nulhs* + noun, which is synonymous with *neguns*. The first is from Paulet de Marselha[2]. The poet warns people not to trust the *lauzenjadors*; otherwise they will come to harm: *non pot* (singular!) *nulhs hom far son pro Que* (= *Qui*) *los crezon* (plural!)[3]. The second example occurs in Daude de Pradas' *Auzels Cassadors* (ed. Schutz) ll. 399—402: *Que nuills auzels volar non auza* (singular!) *Sotz lui*[4] *can vola*; *mas en pausa los* (plural!) *pot hom penre tost a terra*, *Aissi·ls* (plural!) *destrenh paors e·ls* (plural!) *serra*[5].

However, strictly speaking, in *neguns no·m demandetz* we do not face a plural *ad sensum* at all. The primary concept is the plural *demandetz*, and the strange thing is not that a verb in the plural joins a subject which is grammatically a singular, but that a verb in the plural with a subject, not expressly named in this case, viz. *vos*, likewise in the plural is qualified by an indefinite pronoun in the singular (*neguns*). And what is still more striking, this indefinite pronoun is, of course, a third person and nevertheless complements (*vos*) *demandetz*, a second person[6].

---

[1] It is noteworthy that only the second of the two coordinate verbs shows the plural *ad sensum*.

[2] See p. 194 note 2.

[3] Here, again, the verb next to *nulhs hom* is in the singular, while that of the relative clause, farther away from *nulhs hom*, is construed *ad sensum*.

[4] The powerful falcon called *britan*.

[5] In this case it is not a verb that shows the construction in question, but the three personal pronouns *los* (or enclitic *·ls*), which represent *nuills auzels*, a singular.

[6] Such inconsistencies are also found in other languages. Tobler-Lommatzsch II, 295, 18 quote under *chascun* the following passage: *Je te renvi Au gieu ou nos metron chascun Tot contre tot*, where, if we understand correctly, *chascun* joins *nos metron* just as, in our case, *negus* does (*vos*) *demandetz*. A German folk song has these two lines: *Wir wollten beide heim gehn, Wir hatten keins*

Raynouard, who, in his edition of the poem [1], basically follows MS.*C*, avoids all these deviations from normal syntax by reading ll. 59—60 as follows:

> E ja negus no·m demande per que,
> quar ja per elhs non seria celatz.

On the other hand, his text provides us with a real case of a plural *ad sensum* in that *per elhs*, a plural (l. 60), refers to the singular *negus* (l. 59). Although Raynouard's text makes smoother reading, Almqvist was, we think, right in sticking to his base manuscript. It offers a more unusual, more original text, which the copyist of MS.*C* — as he does not infrequently — changed to a more normal wording, replacing *negus no·m demandetz* by *negus no·m demande*[2]. But the editor would seem less right in his attempt to explain the text of MS.*C* (p. 219, note to l. 60): *Que ja per elhs non seria celatz.* He offers the following translation: »Car cela (= le secret) ne serait assurément pas gardé par eux.» If this were correct, *celatz* would be a grammatical mistake, which we would hesitate to ascribe to Guillem. With a neuter pronoun like Fr. *cela* as subject, the form of the participle ought to be *celat*, not *celatz*. With the text as it is in MS.*C*, the translation can only be: »For never would I (my person, my name?) be kept secret by them.» We do not think that this »I» »standing for an unnamed noun is just a model of clear expression, which is another reason for rejecting the reading of MS. *C*.

---

kein Haus (quoted in Grimm's *Deutsches Wörterbuch V*, 461 as an example of a double negation, which does not concern us here). In this passage, *keins* is added to *wir hatten* as *negus* and *chascun* to their respective verbs in the other two examples.

[1] *Choix* III, pp. 196—98.

[2] It is more than doubtful that Guillem should have used the analogical form *demande* of the present subjunctive, the correct form being *deman*.

Let us go back to Almqvist's text. As we saw, he renders l. 60: *Que ja per vos non serai decelatz* by »Car je ne vous laisserai jamais dévoiler mon secret». This translation would have very badly needed an explanation. For what the Provençal text offers is, literally rendered, this: »Car je ne serai jamais décélé par vous», which is incompatible with the tenor of the *tornada*. If the poet had really said this, he would have trusted the secrecy of his audience [1] and need not have requested them not to ask for the *per que*. In this respect, the text of MS. *C* is more to the point, although, as we already pointed out, it remains strange that the subject of *seria celatz* — and the same is true for Almqvist's *serai decelatz* — should be the poet and not the secret which he wants to be kept. But the noun »secret» occurs neither in Almqvist's text nor in that of MS. *C*, and the editor ought not to have used it as an important element of his interpretation.

The obstacle to a correct understanding of l. 60 lies in the meaning of *decelatz*. It is, in our opinion, not the ordinary past participle of the verb *de(s)celar* »to disclose, to reveal, to betray (a secret)». In section 23 of the first volume of his *Vermischte Beiträge*, Adolf Tobler has assembled a number of past participles with an active meaning, among them also Old Fr. *celé* »verschwiegen» [2]. He offers only one example from the *Roman de la Rose*, which is reproduced in Tobler-Lommatzsch II, 98, 22. Provençal *celat* is more frequently attested, Levy providing six examples of it in his *S. W. B.* I, 239 No. 3. Now, *de(s)celar* is the contrary of *celar*, and what could be more natural than giving, after the pattern of *celat*, the word *de(s)celat* the meaning of »one who is unable to keep a secret». The poet

[1] It is the audience to which he recites his poem, addressing it by *vos* (l. 60) and *demandetz* (l. 59).

[2] This German participle has undergone the same semantic development as *celé* and *celat*.

tells his audience that he will never become a babbler through [1] them and betray his love: It is not impossible that Guillem was the first to use *de(s)celat* in this sense; but he was sure to be immediately understood by his audience, not only from the standpoint of semantics, but also from that of the doctrine of courtly love, in which that audience was as well versed as the poet himself.

Ades '*just, not long before (or ago)*'

The last two stanzas of song II are addressed to the messenger who is to convey the poet's greetings to the lady. They are rather burlesque in tone, somewhat in the vein of the so-called *sirventes joglaresc*. They are followed by two *tornadas* in which the poet goes on talking to the same person:

50. E pos l'aitan dir al partir
que Guillems Ademars fai dir
52. que sidons val d'autras cinc cens.

E tu, Capairo, potz plevir
54. c'aissi·m son fresc tug mei dezir
que sembla·m c'ades o comens.

Editor's translation: »E tu peux lui confier que Guilhem Adémar lui fait dire que sa dame en vaut cinq cents autres». — »Tu peux, enfin, lui assurer, Capairon, que tous mes désirs sont si jeunes que j'ai l'impression de n'inaugurer que maintenant cet amour.»

---

[1] Maybe also »in spite of you» which *per vos*, standing in a negative sentence, could mean as well, i.e., in spite of your inquiries after the *per que*.

The nineteen manuscripts diverge widely and are rather confused in the wording of these *tornadas* [1]. In l. 55 the text of the manuscripts is especially unsatisfactory, because one does not see what the pronoun *o* could be referred to. The editor renders it by »cet amour», thus substituting a clear expression for the vague *o* which the poet employs. But would anybody say of himself that he inaugurated a love or feelings? One should rather expect the poet to say that the feelings started in him, and the only antecedent with which *o* could be connected is *tug mei desir* [2]. So we prefer to see in *comens* the third person of the present tense, not the first person, as the editor does. The form indicates that *comens* is in the subjunctive mood, which is certainly justified after *semblar que*. And which is the subject? Could it be *o*? It is a well-known fact that this Provençal pronoun is only used as an accusative. But the following examples, all from Cerveri (de Girona), show *o* as a nominative: *C'anc tort ab lui* [3] *no parec E par o* [4] *els cavalers Que francs es e dretxurers* P.-C. 434 a, 23 (ed. Riquer No. 21)

---

[1] Some of them offer only one *tornada*, but not always the same. The word *Capairon* (l. 53), which the editor characterizes as a *senhal* in the glossary, without any comment, is replaced in five manuscripts by other words. It means »hood», a strange name for a messenger, and makes the impression that it designates a second messenger, which is hardly believable. One could imagine that it is corrupted from *capauran*, a word only given by the *Leys d'Amors* as a compound of *cap* »head» and meaning »foolish, crazy» (see Schultz-Gora, *ZRPh.* 53, 104 and Brüch, *ZRPh.* 55, 457, 458; cf. German »Dummkopf», »Tollkopf»). If *capauran* is really the original reading, it is no name for a second person, because it could easily be referred to the same messenger whom the poet addresses in stanzas VI and VII and the first *tornada*. Giving that man the epithet *capauran* would perfectly fit the character of the last part of the poem (see above).

[2] Indeed, one manuscript, but only one, reads *los*.

[3] The Infante Peter.

[4] The editor changes *par o* to *paro*[*n*].

V, 7; *Si com midons es belayre Del mon — o m'o es vigaire*[1] — *Li·m laix Deus tantz plazers fayre . . .* P.-C. 434 a, 59 (Riquer No 25) I, 2; *Er auziretz ço don eu la preyava*[2]*: Que mi baizes tan, pus axi m'onrava, tro que·m nuges; pero no m'acordava Que·m desplagues, si totz temps m'o durava.* P.-C. 434, 1 a (Riquer Nr. 15) IV, 4. Unfortunately, Cerveri was not Provençal and may have made an erroneous use of *o*.

If *o* cannot be accepted as subject to *comens*, it could be replaced by *so*. It may be remembered that medieval scribes not infrequently dropped the final consonant of a word if the next word started with the same letter [3]. It can therefore hardly be considered a textual change if we read *ade*[*s*] *so comens* instead of *ades o comens*. *So* as subject to *comens* implies that *comensar* is here used as an intransitive verb. In two of the manuscripts (*C* and *a*') it appears in the form *sacomens*, which is *s'acomens*; reflexive instead of intransitive (*a*)*comensar* is by no means surprising. Here we have no subject at all, and *s'acomens* cannot but be the third person. The subject is to be supplied as »it», which is as vague as the (*s*)*o* of the other manuscripts.

We do not dare to pretend that the poet found in *so comens* or *s'acomens* an appropriate expression of his idea. What he wanted to say is obviously that his »desires» were as »fresh» or pure as if they had just started. The editor, as we saw, renders *ades* by »maintenant»; but we doubt if *ades* could ever have that meaning. Generally it denotes the immediate future: »at once». Here it indicates the immediate past: »just, not long ago (before)». For this meaning, Levy (*SWB* I, 20; No. 2) offers only one example, from »Jaufre», which bears a certain resemblance to ours: *Car plus ac fresca la color Que rosa, cant es ades nada.* We add another passage from the same

[1] Riquer writes: [*tot*] *om*[*n'*]*es jugayre.* The manuscript has *iugaire*, which is no doubt *vigayre* = *veiaire.*

[2] The poet is describing a dream.

[3] See Tobler, Gröber's *Grundriss* I², p. 326.

romance[1]): *Car ades m'en era anatz Per deportar fors d'est castel, Ab tan venc volan un aucel sobre me . . .* (ed. Brunel) l. 9832. Using *ades* in this sense is not a peculiarity of the author of »Jaufre». Daude de Pradas has it at least twice in his *Auzels Cassadors* (ed. Schutz): *Un gran d'aloen escalfatz, Faitz l'i estar, e no·us enueg, Liatz un jorn et una nueg; E s'aloen non aviatz, Del femps del gal i pausaratz, Cueit en vinagre, que·i estes Aitan com ieu ai dig ades* (l. 3032), and *Pueis auretz un colombo viu, Graset, c'ades iesca del niu* (l. 2316). The last quoted passage is not only a proof for *ades* meaning »just», but, like that from Guilhem Ademar, it shows the present tense in connection with our adverb, although the latter, indicating a moment of the past, however near a past it may be, should be expected to join a verb in a tense of the past, as it does in the other passages quoted here.

To complete this little study on *ades*, it may be mentioned that both its meanings, »a short time ago» and »shortly, immediately», still live in Modern Provençal[2] and in Italian[3].

Lo chauzir *'the gift (talent) of choosing or discerning (?)'*

Generally speaking, does a special gift or talent for choosing exist at all? The editor seems to believe it, for he attributes that meaning to *chauzir* as it occurs in a passage of No XII.

---

[1] Brunel does not list *ades* at all in his glossary; Breuer, in his, at least mentions the passage quoted by Levy.

[2] Mistral I, 31.

[3] Dictionary of the »Accademia d'Italia» I, 59; see also Tomaseo-Bellini I, 186 a No. 4, who makes this very judicious remark: »Dicesi *adesso* di tempo o passato o venturo, ma che è di tanto poco spazio lontano dal presente che quasi si confonde con questo.»

We are quoting from them one example for either meaning: *L'ha vista uscir di casa pure adesso* (passato prossimo) and *Io voglio ire a dire adesso al dottore, che stasera io vo fuori di Pisa* (futuro prossimo).

In order to show that the poet hardly had such an interpretation in mind, we are going to discuss the whole stanza (II), which requires some other textual adjustments. Here it is:

D'aquesta suy fizels amans,
e no·l serai fals ni ginhos;
quar non estai de cel en jos
negun'ab belhazors semblans
— a cuy Dieus donet lo chauzir
del mon per que·l fai leu triar:
lieys prec e tot l'als lays estar.

Editor's translation: »De celle-ci je suis un fidèle amant, et je ne serai ni faux ni trompeur envers elle; car il n'existe sous le ciel aucune dame qui ait de plus belles manières[1] — pour quiconque a reçu de Dieu ce don de discerner les créatures par lequel il lui est facile de choisir: c'est elle que je supplie, et j'abandonne toutes les autres.»

The first four lines are clear and do not need an explanation; but the connection between them and what follows is less clear, and the dash at the beginning of l. 12 is rather strange. According to the metrical structure of the poem, there is a heavy pause after the fourth line of each stanza. We therefore put a period after *semblans* and eliminate the dash at the beginning of l. 12. Since there is, in the editor's text, no syntactical link between l. 11 and what follows, we suggest to read *A! cuy Dieus donet* . . . The interjection makes such a link superfluous; its very nature requires an abrupt transition from one sentence to another. The relative pronoun *cuy* does not

[1] We prefer »apparences».

need the preposition *a*: although an accusative — not etymologically, but in fact —, it can adopt the function of a dative because it refers to a person. As to *lo chauzir*, it is nothing but the substantivized infinitive and means »the choice». As such it is listed in Levy's *P. D.* (not in his *SWB* or in Raynouard). It also seems unlikely to us that *lo mon* could mean »les créatures». There are numerous passages in which the troubadours claim that they prefer the love of their lady or the joy connected with it to being the masters of the world or that this mastery would not mean anything to them without their lady. Here are some of those passages. *Que, si eu tot lo mon avia, Senes vos nuill pro no·m tenria Ni ses vos no·m puosc valer re*, Pons de Capd. P.-C. 375, 19 (ed. v. Napolski No 8) V, 5—7; *Qu'ieu no vuelh reys esser ni poderos De tot lo mon per tal q'ieu sieus no fos*, the same P.-C. 375, 12 (l.c. No 20) II, 6—8; *Quar qui·m dones tot lo mon per jasse, No·m plagra tant cum quan li donei me*, Perdigon P.-C. 370, 3 (ed. Chaytor No II) II, 8—9; *E voil mais esser seus Que senes leis lo mons sia totz meus*, Aim. de Belenoi [1] P.-C. 9, 11 (ed. Dumitrescu No. XVIII) II, 7—8; *Domna valens, mais vos desir e·us voil Que tot lo mon* P. Raim. de Toloza P.-C. 355, 6 (ed. Cavaliere No V) VI, 1-2. More or less explicitly all these quotations imply the idea of a choice made by the poet. Our poet even uses an adequate expression for this idea, the verb *chauzir*. In this respect, the following passage from Bernart de Ventadorn is especially illuminating: *Que, qui·m mezes tot lo mon ad un latz, Eu preirai·l joi per cui sui enjanatz* P.-C. 70, 22 (ed. Appel p. 126 ff) VI, 7—8. The phrase *ad un latz* »on one side» implies that *joi* is on the other side [2];

---

[1] Authorship doubtful.

[2] In fact, Appel indicates this in his translation (p. 133): »Wenn man mir die ganze Welt auf die eine Seite setzte (die Freude auf die andere) . . .»

the poet makes his choice and takes (= chooses) the *joi*, even if it proves to be delusive [1].

This verb »to take» used by Bernart for »to choose» will help us to understand l. 14 of our poem. Here the verb *prec* is absolutely out of place. Grammatically, it is the first person, while after *cuy Dieus donet lo chauzir*, the verb of the main clause should be expected to be in the third person. Stilistically, the antithesis of *pregar* »to woo» and *laisar estar* »to leave alone» is anything but satisfactory, the less so as *tot l'als* can hardly mean »toutes les autres». Finally, the verb of l. 14 corresponding to *chauzir* in l. 12 could only be either *chauzir* itself or one synonymous with it, not *pregar*. All these grammatical, stylistic and semantic requirements are perfectly fulfilled by *pren*, third person, present tense of *prendre* »to take», which Bernart de Ventadorn uses in the above-quoted passage. We therefore hold that *prec* in our text is a scribal mistake, which probably was already in the model of *C* and *R*, the only manuscripts in which this poem has come down to us. The divergent readings of MS. *C*, which has *prec*, and MS. *R*, which has *pretz*, seem to indicate that neither is correct. All this, we think, makes the change of *prec* (*pretz*) to *pren* [2] indispensable. As a natural consequence we shall have to read *lays'* (= *laysa*, i.e., third person) for *lays* (first person) of Almqvist's text.

It remains to clarify the syntactical nature of *per que·l fai*

---

[1] Guillem is less careful than Bernart when he says simply *lo chauzir del mon* »the choice of the world» without adding that there is another thing offered for choice, as Bernard does with his *ad un latz;* but l. 14 makes it sufficiently clear which the second element of the alternative is supposed to be.

The passage from Guillem de Saint Leidier which the editor quotes in his note to ll. 10—13 (p. 230) shows a similar lack of accuracy of expression: *Ben sai del mon que, s'a chauzir agues, Qu'ieu leis chauzira.* We think that this means: Even if I were offered the world as my choice (or my lady), I would choose her.

[2] The two downstrokes at the end of *pren* may have been misread for *tz* by the scribe of *R* or his model.

leu triar (l. 13). We do not know whether the editor was aware of the fact that the poet here uses the construction of impersonal *fai* with an infinitive, qualified by an adjective, as its object [1]. What is more important, however, is to ascertain the nature of *per que*. The editor sees in *que* a relative pronoun referring to *lo chauzir*, which he renders, as we saw, by »le don de discerner». As soon as one does not admit this meaning of *lo chauzir*, the interpretation of *que* as a relative pronoun becomes untenable, too. So, *per que* can only be the well-known causal conjunction; it explains the fact that the person who is offered the choice between the world and the lady, naturally selects the latter. Because of her unparalleled beauty (see ll. 10—11) it is easy for him to make his choice. The clause starting with *per que* is not dependent on what precedes, but subordinate to, although preceding, the main clause in l. 14. We face here a strange, but not infrequent syntactical structure, according to which two subordinate clauses can precede their main clause, qualifying the latter, as it were, on two different levels. In our case, the first of the subordinate clauses is *cuy Dieus donet lo chauzir del mon*, the second *per que·l fai leu triar*. In such constructions, the first of the subordinate clauses quite legitimately precedes the main clause, while the second, in a more logical arrangement, ought to be inserted in, or follow, the main clause. Compare the following examples: *E pois no·m val car sui tals Com a drut cove, Si·m fazia deslials, Auria·n ja be?* Jausbert de Puicibot P.-C. 173, 14 (ed. Shepard No. XIV) III, 1—4; [2] *E si·us plagues qu'ieu ages ren de vos, Anz c'om saubes per me que res en fos, Sapchatz, dompna, que·m*

---

[1] See Tobler, *Verm. Beitr.* II, No 31: »Subjektloses *faut* und *fait*.» Our case is syntactically identical with Tobler's first example (from *Chev. au lion*): *Et ci li fet buen demorer.*

[2] »And since it does not help me to behave as it becomes a lover, would I, if I became disloyal, gain any benefit from it?» — The question mark at the end of the quotation is mine; Shepard puts a period after *be*.

laissera aucire Arn. de Maruelh P.-C. 30, 4 (ed. Johnstone No X) IV, 3—5 [1]; *E mas es mortz mos fraire, que·ls tenia temens, Si non partem del seti, falhir-nos-ia sens* Alb. Chronicle (ed. Paul Meyer) l. 8644 [2]. We cannot offer an example that shows the same kind of subordinate clauses arranged in the same way as in our text. But of the following two passages, one has a causal clause as the second subordinate clause, the other a relative clause as the first subordinate clause: *E si voletz que desturbiers m'en venha, Pus vostr' om sui, vostres sera lo dans* Gaucelm Faidit P.-C. 167, 46 (ed. Kolsen, *Dichtungen der Trobadors* p. 172) IV, 5—7 [3]; *Cel qui de chantar s'entremet, Si d'avinen o sap faire, No s'en deu ges pueis estraire* Raim. de Miraval P.-C. 406, 19 (ed. Kolsen, *Beiträge* No. 26) I, 1—3 [4].

We think that now, at last, the way is paved for venturing a translation of ll. 12—14 of Guilhem Ademar's stanza: »Ah! whom God gave [5] the choice of the world, he takes, because it is easy for him to choose, her and leaves everything else alone».

Two feudal expressions: baile *and* tener de

Guilhem Ademar uses these terms in the following lines (No. IV, 53—56):

---

[1] »And if it pleased you to grant me some favor, you must know, lady, that before one should learn from me that there is something to it, I would allow myself to be killed.»

[2] »Since my brother, who kept them in fear, is dead, it would be folly, if we did not give up the siege.» The same chronicle could provide us with at least a dozen more examples of this syntactical phenomenon.

[3] »And if you want that trouble result for me through this, the damage will be yours, since I am your vassal.»

[4] »He who occupies himself with making poetry should not, if he does it in a pleasant way, give it up later on.»

[5] It is not impossible that the original text had *dones* (subjunctive) for *donet*.

E qu'en[1] hiria als dizen
que: no·m dey per mieu razonar?
Quar sieus suy per vendr'e per dar
cum bayles; qu'ieu de lieys mi tenc,

which the editor renders thus: »Mais que d'autre pourrais- je en dire que ceci: je ne puis prétendre m'appartenir? Car elle me possède comme un esclave que son maître peut vendre et donner; je me considère comme sien». In a note (p. 201) he points out that in Old Provençal *baile* meant »bailli, gouverneur, intendant»[2] and that, according to Godefroy, in Old French the word had also the sense of »celui qui est au pouvoir de, valet, serviteur». The example from which Godefroy infers this meaning is taken from the *Jeu de saint Nicolas* and is also quoted by Tobler-Lommatzsch I, 802, 16 under »Diener, Untergebener». It runs thus:

Ja mais, tant que soies mes bailles,
n'ierent huiseuses mes tenailles.

T.-L. add to their quotation this remark: »in meiner Gewalt». Through this explanation, the meaning of *baile* comes near the one given by Godefroy under *baille* 3 »action de donner, de livrer, livraison, adjudication.» Among others, Godefroy offers one example where the word means »la chose même donnée à bail». This, we believe, is also the sense in which Ademar uses the word. With him it does not seem to denote a living person, but an inanimate object, and we would like to render it by »property» or, possibly, »fief».

This interpretation is borne out by the second part of l. 56:

---

[1] The editor's text reads: que·n *hiria*.

[2] That Old Prov. *baile* only meant »bailli, gouverneur, intendant» is not quite correct; see Hoepffner, *La Chanson de sainte Foy*, vol. I (Paris, Belles Lettres, 1926), notes to ll. 204 and 571.

qu'ieu de lieys mi tene. The editor's translation »je me considère comme sien» is rather colorless and would, if the Provençal words could at all be understood this way, only repeat what the poet says in the preceding line (*quar sieus suy*). The idea expressed in the above-quoted sentence of l. 56 is, like the whole passage, borrowed from the feudal sphere. The verb *tener de* means »to hold in fief from» [1], and it is amazing that none of the Provençal dictionaries should have mentioned this specific meaning of *tener*. And yet, it is far from being rare in Old Provençal poetry, and editors of individual poems or poets have well recognized its true sense [2], Gaucelm Faidit P.-C. 161, 36 (ed. Kolsen, *Arch. Roman.* XX, p. 103) I, 1 uses almost the same words as Ademar: . . . *la bella de cui me mezeis tenh* [3]. Guiraut de Bornelh [4] gives this motif a more general form (P.-C. 242, 35 ed. Kolsen No. 34, ll. 7—8): *Qu'eu am cela quez ilh no m'ama re, E si·n tenh eu tot can ai en bailia E tot lo mon, si fos meus, en tenria* [5]. Arnaut de Maruelh (P.-C. 30, 17, ed. Johnston No. XII, st. V, 3) would also like to hold the whole world in fief from his lady: *Dona valens ab avinens lauzors, Ren de mon cor non ai mais en bailia: De vos lo tenh, don tot lo mon tenria, S'el era mieus* [6], and in one of his love letters,

---

[1] Cf., Du Cange VIII, 51: »*tenere, tenens, tenedo, tenementum*, etc. Voces fori feudalis . . . Tenere dicitur, qui praedium a domino feudali dependens, et in ejus feudo vel dominio possidet: quae vox hac notione passim occurrit.»

[2] See also Wechssler, *Das Kulturproblem des Minnesangs* I, Halle 1909, p. 158.

[3] Kolsen misunderstood the passage and wrongly blamed Tobler for having done so. The latter translated quite adequately: »Die Frau, die mir zu Lehn mich gab» (*Verm. Beiträge* V, 132).

[4] Guiraut's authorship is doubtful.

[5] Here again Kolsen did not recognize the nature of *tener de*; for he translates: »und doch habe ich von ihr alles, worüber ich verfüge.» But *en bailia* belongs to *tenh*, not to *ai*.

[6] Also quoted by Wechssler, l.c.

the same troubadour says with almost blasphemic exaggeration: *Si Dieus deges tener fieu, De vos tengra la sua part.*[1] The presence of the word *fieu* in this passage leaves no doubt as to the sphere from which the phrase *tener de* comes. Even the proud and overbearing Raïmbaut d'Aurenga has not disdained to use this humble metaphor: *Ges per tant non es remanzut Qu'ab lei de cui teing Aurenga No m'aian tan mei prec valgut Qu'ab si m'a baizan refengut*[2]. But no other troubadour has made as frequent a use of this expression as Raimon de Miraval. Here are some examples from his poems: *Mas d'una chant e d'una feing, E d'aquela Miraval teing* (P.-C. 406, 20, ed. *Lex. Rom.* I, 423, st. VIII); *Miraval e mon cor tenc de vos* (406, 22; ed. Mahn, *Gedichte* No. 105); *Miraval e mon chan Tenh de Mon Mantelh d'er'enan* (406, 27 ed. Kolsen, *Arch. Roman.* 21, 304; *Que de vos tenc, si·us pliu, Miraval e mi eis E mon chant, si·us plazia* (P.-C. 406, 41 ed. Kolsen, l.c., p. 313). The last quotation represents the poet's most comprehensive homage to his lady, to whom he devotes his castle, his poetry, and his whole personality.[3] His *que de vos tenc . . . mi eis* is nothing else than Guillem Ademar's *qu'ieu de lieys mi tenc.* The latter has, therefore, to be translated by: »for I hold myself in fief from her.«

---

[1] Quoted by Raynouard, Lex. Rom. III, 293.

[2] Also quoted by Wechssler, l.c. The latest editor of this poem, Walter T. Pattison, translates correctly: »from whom I hold Aurenga [in fief]» (No. XIII, l. 14).

[3] Raimon de Miraval's repeated statements were ridiculed by the Monk of Montaudon, who said of him in his satire:

> E lo tertz es de Carcasses,
> Miravals, que·s fai cortes;
> que dona son castel soven.

sé avantar *'to go away, to escape'?*

Guilhem Ademar uses this reflexive verb in stanza IV of song V:

Don — si Dieus mi benezigua! —
20. la nueg entre sons pantaisa
mos cors, ab midons s'apaisa
22. en durmen; mas pueis s'avanta,
e quan reissit, es cortz lo jais
vas lieis qu'es lonh, so don m'irais.

Editor's translation: »Donc — ainsi me bénisse Dieu! — mon corps s'agite la nuit parmi des songes et s'apaise dans le sommeil auprès de ma dame. Ensuite, il s'en éloigne, et, quand il se réveille, la joie a été trop courte auprès d'elle qui maintenant est loin, ce dont je m'afflige.»

Levy quotes this stanza in his *SWB* II, 40 s.v. *pantaizar* »to dream» according to MS. *C* and remarks that the text offers many difficulties. It does indeed; so it may be permitted, before turning to *avantar*, to try and solve some of these difficulties.

1. It seems that the editor was not aware of Levy's quotation; otherwise he would certainly have given l. 19 the form it has in Levy's text. The two dashes are to be eliminated and the note of exclamation replaced by a comma, *si* + subjunctive having here, as so often, the value of a strong assertion of what one wants to say (Levy, *SWB* VII, 643 No. 6 and 649 No. 1): »(What I am going to relate is) as true as I wish that God may bless me.»[1]

2. In l. 20 the editor renders *entre sons* by »parmi des songes» and *pantaisa* by »s'agite». It is true that the noun

[1] *Don* at the beginning of l. 19 seems out of place, because the contents of stanza IV are anything but a consequence of those of stanza III. Should one read *Domidieus* instead of *Don si Dieus?* The readings of the manuscript do not encourage us to really do so.

pantais could denote »torment, trouble, agitation»; but, strange enough, for *pantaisar* the only sense attested is »to dream». If this is the meaning of the verb here, too, *sons* (= *som*) can only be translated by »sleep», not »dream.»

The phrase *entre sons* is not listed in the dictionaries, and we met with it only once, viz., in a poem by Aimeric de Belenoi, P.-C. 9, 16 (ed. Dumitrescu No. XX):

Mout mi tenc per paguatz d'un ser
que·n fui *entre sons* poderos.
Ai Dieus! e quom era joyos,
qui·m laysses dormir a lezer.

In her glossary Miss Dumitrescu renders *sons* by »rêve», but »sleep» would fit as well (see *dormir* in l. 32).

For our interpretation of entre *sons* and *pantaisar* one may compare the following passage from »Flamenca» quoted by Levy, *SWB* VII, 798 a s.v. *som* »sleep(iness)»:

E quan ve que *sonz* trop l'alegrava,
el dis: »Amors, si m'adormes,
faitz mi somnar si com soles,
mostras mi, sevals *pantaisan*,
so que veser no puese veillan.

3. If *pantaisar* in Guilhem's stanza means »to dream», as we think it does, *mos cors* in l. 21 should not be translated literally by »mon corps». This phrase is used, as in hundreds of other cases, to designate a person, here the speaking person: »I.» Because of the rhymes in *-aisa*, the poet needs the third person singular, but with *reissit* (l. 23)[1] and *irais* (l. 24) he goes back to the simpler and direct way of expressing the first person.

[1] The editor's translation makes *mos cors* also subject to *reissit*, but then the text should have the third person *reissida*.

4. The editor translates l. 21 as if there were an *et* between *cors* and *ab* in the Provençal text. But no conjunction is missing. The words *ab midons s'apaisa* form indeed a main clause, but as it happens so often in the old language, that clause depends logically on the preceding one: *mos cors pantaisa*. The poet dreams (*that*) he enjoys the presence of his lady.

5. The verb *apaisar* (l. 21) has nothing to do with Mod. French *apaiser*, because the *s* in *apaisa* is voiceless, as is borne out by the rhymes. Even *pantaisa* does not speak against this statement, the verb being attested with voiced as well as voiceless *s*. *Apaisar* means »nourrir, repaître, paître» (Levy, *P. D.*) and is used here in a figurative sense, just as in the following passage from Guiraut de Bornelh (P.-C. 242, 4; ed. Kolsen No. 20; IX, 4): *Bela, sai en Vianes no volh mais joya gequir Ni engasconir, Per que·m n'apais.*[1] The simple verb *paiser* occurs in similar meanings; cf. *En cel pensat tan demoret E sui m'en* (sc. from making poetry) *tarzatz onguan, Quar sonetz missa est» al preveire* (Appel, *Chr.* 4, 279 from »Flamenca») or: *E sui m'en* (sc. *from making poetry*) *tarzatz onguan, Quar sonetz d'auzel no·m pays*[2] *Ni fresca flors del verjan Lo consir del cor no·m trays* Raimon de Miraval P.-C. 406, 46 (ed. Kolsen, *Beiträge zur altprov. Lyrik*, Florence 1939, No. 32) II, 2[3].

6. It seems that Guilhem wanted to play on the words *cortz-lonh*[4]. This would have become more tangible still, if the

---

[1] K. translates: ». . . weil ich mich davon (sc. von der Freude) nähre.»

[2] Kolsen renders *paiser* by »ergötzen» and points to Latin *pascere* having the same meaning.

[3] It is not impossible that Guilhem wanted to give the verb *sé apaisar* an obscene undertone. This may also be true of the above-quoted passage from Aimeric de Belenoi; the adjective *poderos* may, in the poet's mind, be related to *poder* »Potenz, Manneskraft» (Levy, *SWB* VI, 410 No. 1).

[4] Cf. Old Fr. *et loing et court* »far and near» (Tobler-Lommatzsch, II, 916, 41—51).

editor had stuck to his base manuscript (*E*), which offers *lonc*. It seems indeed that *lonc* was sometimes used for *lonh*; see Schultz-Gora *ZRPh* 60, 73 (note to l. 40), where he refers to Raynouard, *Lex. Rom.* IV, 95 b and Appel, *Chr.* 53, 6. He might also have called attention to the fact that the adjective *lonc*, too, occurs in the sense of »distant, remote» (Levy, *SWB* IV, 431 No. 3 and *P. D.*)

7. It is very doubtful that *vas lieis* here really means »auprès d'elle». In the only (dialectal) example which Levy offers for this sense of *vas* (*SWB* III, 596 No 6) the idea of direction seems still recognizable, while nothing of the sort is implied in the *vas lieis* of our text. We prefer the *vas* which Levy offers under No. 3: »im Vergleich, im Verhältnis zu», and see in *vas lieis qu'es lonc* only another form for *vas qu'ilh es lonc*[1] (see Levy *vas que* No. 4), which we translate by »while she is far» (literally: »in comparison to her who is far»)[2]. *Vas lieis qu'es lonc* follows the construction, frequently met with, of *ses* »without» in sentenees such as *E vos remanretz ins el fanh Ses mi que ja no·us en trairay* (Levy, *SWB* VII, 593) or this one from Guiraut Riquier (Mahn, *Werke* IV, 100; III, 2): *De totz bes agram frachura Ses tu*[3] *que non vals ab Dieu*, where *ses mi que . . .* and *ses tu que* are to be rendered in French by» sans que je . . .» and »sans que tu . . .» respectively, just as *vas lieis que* by »tandis qu' elle . . .»

8. And now *avantar*. Levy (l.c.) wonders what might be the subject to *s'avanta* and tentatively suggests to supply a noun *pantais* from the verb *pantaisar* (l. 20) and to translate

---

[1] MS *C* indeed reads: *Vas que pueis suy lons . . .*

[2] I first called attention to this meaning of *vas que* in *Literaturblatt f. germ. und rom. Phil.* XLI [1920], 331. Those of my examples of *vas que*, however, for which the definition »while, whereas» is the only possible are not mentioned by Appel, the editor of the last volume of Levy's *SWB* (VIII, 593), and the meaning »while» is missing there, too.

[3] Saint Mary.

»and then the dream vanishes». This interpretation shows that he accepted Raynouard's definition »s'éloigner, échapper» for *sé avantar*[1], and so does Almqvist, who, as we saw, was not aware of Levy's attempt at explaining the passage. Almqvist sees in *mos cors* the subject of *s'avanta*, which he renders by »il s'*en* éloigne». A footnote to the word *en* of his translation, for which, by the way, there is no correspondence in the Provençal text, gives the following explanation: »= du sommeil ou de la dame». Neither of these references makes sense. One does not go away from one's dream, and if anybody leaves, it is the lady, not the poet, and even she does it through the poet's awakening, which happens only in the next line.

Raynouard evidenced the meaning »s'éloigner» by two passages. One is from Raïmbaut d'Aurenca. Completed - Raynouard quotes only one line — it runs thus in Pattison's edition (No XIV, stanza II):

C'a pauc lo cors no·m n'avanta.
16. Q'esquirols non es ni cabrols
tan lieus com eu sui, q'el test
18. m'es la joia q'eu cercava;
don son jays en trepans
20. e serai tot lans[2],
pos ma dona vol mos enans.

Editor's translation: »My body almost escapes me; No squirrel or roe[3] exists so nimble as I am, for the joy which I was looking for is in my mind, wherefore I am gay and frisky and shall do nothing but leap since my lady wishes my betterment».

Pattison's »escapes» presupposes an abnormal natural

---

[1] *Lex. rom.* II, 93; see also Levy, *P.D.* p. 35.

[2] Kolsen's reading *e trepans* (l. 19) and *en serai* (l. 20) seems preferable to me.

[3] Pattison renders *cabrols* by »goat».

phenomenon. For how could the poet's body escape him, since his body is inseparable from him? The expression used in the note to l. 15 (p. 115), viz., that the poet» almost leaves himself behind», is not helpful either in explaining that strange situation. Raynouard must have felt the same way, for he translates: »le *cœur* (not *corps*) m'échappe». Not that we think that this interpretation is satisfactory either. There is, it is true, the well-known idea that the lady has robbed the poet's heart. But this is only a symbol, an image, to which nobody attributed any reality. Raïmbaut, however, had real things and bodily movements in mind, as is shown by the comparisons with the squirrel and the roe.

And finally a grammatical remark. In the two other passages in which *avantar* occurs (in Guilhem Ademar and the one we are going to deal with hereafter), the verb is reflexive; in Raïmbaut it would be intransitive if it really meant »to escape», and neither *avantar* nor *avantir* nor *avansar* are known to be intransitive verbs. So we claim that *avantar*, here too, is transitive, with *me* as its object, and that it simply means »to push forward». The joy which the poet feels pushes him forward so that[1] he becomes as light-heeled as a squirrel or a roe, dancing and leaping all the time[2]. If this interpretation is correct, *lo cors* in l. 15 is the heart, not the body[3].

---

[1] That is how I would translate the *qe* of l. 16; the editor's translation does not take care of it at all.

[2] Kolsen, who had previously edited the poem in his *Trobadorgedichte* (Halle, 1925) No. 25 renders *avantar* by »durchgehen», which, said of horses, means »to bolt». Though this is hardly correct because the poet brings other animals into the picture, it does some justice to the strong impulse which the poet feels.

[3] The four other examples »of leaping and climbing high as the effect of love» which Pattison mentions as occurring in Raïmbaut's poems (p. 56, note 82) seem to corroborate our interpretation. In No. II, ll. 41—2, the poet says:

Don mos cors sailh fort e grima
si q'en trep e saut e grim.

Raynouard's second example før (*sé*) *avantar* meaning »s'éloigner» or »échapper» is taken from the only poem we know of Bernart Alanhan de Narbona P.-C. 53, 1, st. I (ed. Appel, *Inedita*, Leipzig 1890, p. 22 and Joseph Anglade, *Deux troubadours narbonnais*, Narbonne 1905, p. 31):

Here again, Pattison sees in *cors* the body and, giving the phrase *mos cors* the value of »I», which it offen has, he translates l. 41 by »I bound and leap». But then the poet would say in l. 42 the same thing in almost the same terms as in the preceding line. Unless we consider Raïmbaut capable of such a poor wording, we have to render *mos cors* by »my heart». What is going on in the poet's heart influences the movements of his body.

In stanza V of No. III, Raïmbaut tells us that, when he lies down at night, he is so absorbed in thinking of his lady that he does not feel if somebody beats him or pulls out his hair. It is hard to imagine that the poet could say of himself: »I leap and bound for joy», lying in bed in what Pattison calls a »dazed condition». And yet that is the way he translates: *mos cors de gaug salh e guima.* Here again, *mos cors* can only be »my heart».

The third passage runs thus (No. XXI, 11):

Aissi ai bastit en gaug
16. mon cor nou e fresc
c'ades sort e saill e tresc
18. si q'a penas veig ni aug.

In view of the accusative *cor* it is no doubt possible that it stands for »the heart»; here the editor indeed translates: »my fresh new heart.» In this he follows Appel (*Raïmbaut von Orange*, Berlin 1928, p. 29). He differs from his predecessor in the interpretation of l. 17. While Appel reads *sort' e salh' e tresc*, thus seeing in these verbal forms third persons of the present subjunctive with the *cor* of l. 16 as subject, Pattison makes them first persons of the indicative: »I jump and leap and dance.» We prefer the latter interpretation because it is more in accordance with Raïmbaut's idea of the heart causing corresponding movements of the body.

A fourth passage, of the same poem (l. 36—38), does not add any clue to our problem because it does not contain the word *cor* or *cors*.

No puesc mudar qu'ieu non diga
so que tant lo cor mi raissa:
malvestatz el mon tan gayssa
per que patz de nos *s'avanta*,
e quar Dieus, qu'es clardatz e rays,
no conoyssem, cossi's verays.

Anglade's and Appel's texts are identical. Since Appel does not give a translation, we are reproducing here that of Anglade, although it is not quite satisfactory. This is partly due to the rather confused and awkward syntactical construction of ll. 4—6: »Je ne puis m'empêcher de dire ce qui me déchire tant le cœur: la perversité croît tellement dans le monde que la paix s'éloigne de nous; et nous ne savons pas combien Dieu, qui est clarté et rayon de lumière, est sincère».

It is true that Raynouard's definition and Anglade's translation of *s'avanta* fits the context, if one puts up with the fact that one does not really see why the poet here introduces the idea of peace; in the rest of the poem Bernart does not speak of a war, a fight, or a struggle that could be opposed to that idea. And yet we doubt that *sé avantar* could generally and simply mean »s'éloigner, échapper». We are rather of the opinion that the poet made use here of an individual picture. Not too skilful an author anyhow, as we just saw, he was moreover hampered by the fact that he selected one of the rhyme words of his metrical model, the same poem of Guilhem Ademar from which we started our discussion[1]. No wonder, therefore, that the picture has not come out very clearly, and it is well possible that he twisted the meaning of *sé avantar* a little for his purpose. However this may be, what the poet wanted to say is in our opinion this. The world wants to attain peace, but the wickedness of the world is so great that in the race

[1] There are no less than ten other rhyme words that Bernart borrowed from Guilhem Ademar (see Anglade, l.c., p. 34).

with peace the latter is always ahead of us, has always the advantage over us. None of the verbs derived from Lat. *ante*, viz., *avantir*, *avansar*, *enantar*, *enansar*, *enantir*, developed the meaning »s'éloigner, échapper». So, unless other and more convincing evidence is provided, we do not believe that *sé avantar* ever had that sense. Mistral (I, 189) lists, under the same head, *avança*, *abança*, *auança*, *avanta*, which he renders by »avancer, pousser en avant», and *s'avança*, denoting »s'avancer, prendre le devant [1], partir avant quelqu'un». No mentioning of »s'éloigner», or »échapper».

With our interpretation of *sé avantar* we go back to the real and original meaning of the verb, which is »to advance», Fr. »avancer». This enables us finally to answer Levy's question concerning the subject of Guillem Ademar's *s'avanta*: it is neither Almqvist's »body» nor the »dream» supplied by Levy, but the »night» of l. 20. The night advances and draws near its end, and with it the poet's pleasant dream. Here again Mistral is helpful. He lists the participle *avança*, *abançat* and renders it by »avancé», »qui approche de son terme» [2].

From the syntactical standpoint one might object to our identification of the subject of *s'avanta* that *la nueg* is separated from *s'avanta* by more than a line and occurs in a sentence whose subject is *mos cors* (l. 21) and whose verb is *s'apaisa*, while *la nueg* itself is an adverbial adjunct of time. But such inaccuracies are anything but rare in the old language, where a change of subjects is not always indicated and the hearer or reader has often to find out by himself which of several preceding nouns is to be considered the subject of a certain verb. Two examples may suffice to illustrate this. In the romance of »Jaufre», a *sirven* hits the hero's helmet with a terrible blow

[1] This is the very meaning which we suggested above and which we had in mind before looking up Mistral.

[2] This definition is nearly identical with Littré's (I, 255) for Fr. *avancé* : »qui touche à son terme, à sa conclusion.»

of his dart; but the weapon breaks, leaving Jaufre's helmet intact (ed. Brunel, ll. 1751 ff.):

E·l *sirven*, can vi·l *dart* rumput,
A pauc non a so sen perdut,
tan fo mals e fels e iratz,
car Jaufre no era nafratz
ni l'elme non entaminet.

In ll. 1751—3 the subject is *sirven*, in l. 1754 Jaufre, in l. 1755 the *sirven* or, possibly, the *dart* (l. 1751), which is object to *vi*.

The second example is from Daude de Prada's *Auzels Cassadors* (ed. Schutz, ll. 712 ff):

Hom li[1] mostre la carn denan,
e s'el hi vol lo pe estendre,
hom non lo·il deu per re defendre,
Mas laisse la·ill, e mange la
a son plazer sobre la ma.

In l. 712 the subject is *hom*, in l. 713 *el*, i.e. the bird, and in ll. 714 and 715 (for *laisse*) it is *hom* again. So far, the subjects are indicated unmistakably. But suddenly, unannounced, the subject changes in the same line 715, being the bird again, for the second subjunctive *mange*.

To conclude, a translation of Guilhem Ademar's stanza may be ventured: »Therefore, as true as I wish that God may bless me, at night, in my sleep, I dream that I am enjoying the presence of my lady, but then it (sc., the night) advances, and when I wake up, the joy proves to be short, while she is far, and that grieves me«.

KURT LEWENT

[1] *li* = the falcon.

DEUX ADDENDA AU VOCABULAIRE DE GAUTIER DE COINCI

ne bu ne ba — haistaus

ne savoir ne bu ne ba 'ne savoir absolument rien, être complètement stupide'.

Dans un Miracle de Gautier de Coinci, intitulé le plus souvent *Du vilain qui a grant poine savoit la moitié de son Ave Maria* (selon le manuscrit *S*, anc. de Soissons, Grand Séminaire, actuellement Paris, Bibl. nat. n. acq. fr. 24541), n° 68 selon le numérotage établi par Mme Ducrot-Granderye [1] on lit le passage suivant (cité d'après le ms. *N*, Paris, Bibl. nat., fr. 817, fol. 163b—163 v°) qui se réfère à une dispute entre les anges et les diables qui veulent s'emparer de l'âme du vilain après sa mort. Ce sont les diables qui parlent:

Dites nos viaus [2] par quel raison
En paradis ara maison
Uns sotouars vilains chalevres
Qui onques encor de ses levres
Un mot seant ne bel ne dist,
Bien ne pensa ne bien ne fist.
Enne porront mout dolent estre
Chevalier, dames, clerc et prestre
Qui en enfer vont a granz tourbes,
Se cist vilains qui put les tourbes,
Qui ne seut onques bu ne ba
En paradis lassus s'en va? (fol. 163 v°)

[1] *Etudes sur les Miracles Nostre Dame de Gautier de Coinci*, *Ann. Ac. Sc. Fenn.*, B. XXV, 2.

[2] *Viaus* 'au moins, du moins'.

Le sens du vers 83: *Qui ne seut onques bu ne ba* est clair: Qui n'avait jamais rien appris. Comme on connaît la richesse du vocabulaire de Gautier de Coinci et la facilité avec laquelle il semble créer des expressions pittoresques et tout à fait occasionnelles pour obtenir la rime voulue, on pourrait être tenté de prendre l'expression *ne savoir ne bu ne ba* pour une invention personnelle de Gautier. Aussi les dictionnaires de l'ancien français ignorent-ils cette locution et ne signalent ni *bu* ni *ba*.

Or, cette expression se trouve aussi dans d'autres langues. Pour commencer, elle se rencontre dans un proverbe latin du moyen âge: *Vinum sepe facit, quod homo neque bu neque ba scit.*

Le proverbe est cité d'après J. Werner (*Lateinische Sprichwörter und Sinnsprüche des Mittelalters*, Heidelberg, 1912, p. 100, no 46). Il est dans le manuscrit A. XI. 67 de la Bibliothèque de l'Université de Bâle et on le situe à la fin du XIV^{e} ou au début du XV^{e} siècle. Notre proverbe se trouve dans la seconde partie de ce manuscrit et selon M. Werner ce groupe de proverbes et de sentences du ms. en question accuse une parenté avec les *Proverbia communia* hollandais-latins et avec *Florilegium Gottingense.*

Le suédois connaît notre locution sous une forme légèrement modifiée: *varken bu eller bä* 'ne bu ne ba, rien'. Le *Ordbok öfver svenska språket utgifven af Svenska Akademien*, t. V en donne deux exemples dont le premier de l'an 1512, le second de l'an 1880. En suédois moderne cette expression, sans être peut-être des plus habituelles, est encore tout à fait compréhensible.

Le *Deutsches Wörterbuch* de Grimm donne aussi deux attestations de *ba und bu.* Elles se rencontrent chez le poète allemand Joh. Heinr. Voss, mort à Königsberg en 1826. En allemand moderne cette expression est inconnue.

Le *Oxford Dictionary* mentionne aussi les syllabes *ba* et *bu*, mais uniquement à titre d'onomatopées. Il ne signale aucune locution analogue à celle qui nous occupe ici.

Il se pose naturellement la question de savoir quelle est

l'origine de notre locution. Je serais enclin à supposer qu'il s'agit d'une expression née dans le latin médiéval et qu'ainsi les locutions analogues des langues modernes ont une source commune, car il est plutôt difficile d'admettre qu'une expression comme la nôtre, malgré son caractère d'onomatopée, ait pu être créée dans des langues et à des époques aussi différentes que le français du XIII^{e} siècle, le latin médiéval, l'allemand des XVIII^{e}—XIX^{e} siècles et le suédois du XVI^{e}.

L'attestation latine n'est pas, il est vrai, la plus ancienne, mais il faut se rappeler que le proverbe latin, avant d'être compris dans le recueil de Bâle, a dû exister plus ou moins longtemps ailleurs, ce qui en remonte l'origine à une époque assez proche de celle où vivait Gautier de Coinci. Ainsi, il s'agirait d'une expression usitée pour commencer dans le latin médiéval auquel les autres langues mentionnées l'auraient empruntée.

Se pose aussi la question de savoir comment est née cette locution. On en connaît de pareilles. Pour ce qui est de l'ancien français. Godefroy en cite une à l'article *b*: — Locut., *ne connaitre ne b ne r* ne connaître absolument rien:

> Je ne connois ne *b* ne *r*
> Mais je sçai bien qu'en cette terre
> N'avera paix
>
> (Froissart, ap. Scheler, *Trouv. brab.*, p. 528).

Ainsi, le sens premier des expressions de ce genre (qui peuvent varier selon la commodité métrique) serait: ne pas savoir les lettres, ne pas savoir épeler, ne savoir ni A ni B, comme on le dit encore en français moderne.

Notons cependant que les syllabes *bu* et *ba* peuvent aussi figurer dans le langage enfantin comme 'Lallwörter'. (Cf. pour *bu Thesaurus linguae Latinae*, pour *ba Thesaurus: babit, baubulus, baburrus* 'stultus, ineptus' et v. Wartburg *FEW: bab.* dont les dérivés prennent des sens comme 'lèvre, stupide, enfantin').

Enfin, inutile de pousser plus loin ces recherches étymologiques plus ou moins incertaines. Que l'expression ne *savoir ne bu ne ba* provienne du langage enfantin ou de celui des écoliers du moyen âge, cela revient au même.

haistaus 'vassal non-chasé, homme stupide'

Dans le même miracle de Gautier de Coinci on lit le passage suivant où il est question du même vilain (cité toujours d'après le ms. *N*, fol. 163).

33 Dit ja soit ce que mout fust lourdes
Et qu'ausi fust roides et gourdes
Comme uns haitauz ou une eschame.

On y rencontre le mot *haitauz* que j'ai cherché en vain dans les dictionnaires de l'ancien français. Les autres manuscrits que je connais donnent les variantes suivantes: *M*, Bibl. nat., fr. 2163: *haistous; S*, Bibl. nat., n. acq. fr. 24541: *hestoe; F*, Bibl. nat., fr. 689 et *H* Bibl. nat., fr. 1533: *estos; L*, Bibl. nat., fr. 22928: *hestoz;* tandis que la leçon de *G*, Bibl. nat., fr. 1530: *herceus* et celle de *x*, Bibl. nat., fr. 15110: *bastons* sont nettement altérées. De même, dans son édition de Gautier de Coinci l'abbé Poquet offre une leçon erronée: *bestoe*, car il est évident que *haitauz*, *haistaus*, etc., représente la bonne leçon.

Il ressort du contexte que *haitauz* signifie quelqu'un ou quelque chose de très stupide. J'ai trouvé l'explication de ce mot dans le *Mediae latinitatis lexicon minus*, édité par le professeur J. F. Niermeyer (Fasc. 1, p. 73, Leiden, 1954) à l'article *austaldus*, variante *haistaldus*, 'vassal non-chasé, vivant dans la maisnie du seigneur et astreint à son service journalier'. M. le Professeur Niermeyer a eu la bonté de me communiquer entre autres que ce mot dont on connaît encore d'autres variantes (*hagastaldus*, *haistoldus*) et qui est d'origine germanique (aha *hagustalt*) se rencontre dès 866 dans des textes latins du moyen âge.

L'évolution sémantique du mot est bien nette. *Haistaus*

est un jeune homme de basse condition, par conséquent stupide, la jeunesse et la basse condition sociale étant souvent rattachées à l'idée de ce qui manque d'expérience et d'intelligence. Notons que les dictionnaires connaissent un dérivé de notre mot, à savoir *hetoudeau* 'jeune chapon, poulet de grain, poulet assez gros pour être chaponné' (Godefroy, IV, p. 469.) Cf. aussi Kluge-Götze, *DEW* (éd. de 1953) qui dit à l'article *Hagestolz:* über **haistaud* entlehnte afr. *hétaudeau* 'Kapaun'. L'astérisque de Kluge-Götze est donc à supprimer.

Reino Hakamies

ÜBER DIE LÄNDERNAMEN AUF *-ÎE* UND *-IEN* IM KONTINENTALGERMANISCHEN

In seinem Aufsatz über »Die deutschen Ländernamen auf -ien» [Mémoires de la Société Néophilologique de Helsingfors 8. 1929. S. 319 f.] ist Emil Öhmann den recht mannigfaltigen Ursachen nachgegangen, die bei der Entwicklung der weiblichen Ländernamen auf *-ia, -ie* zu den neutr. auf *-ien* wirksam waren. Das Neutrum dieser Bildungen sowie überhaupt der Übergang von *-ia, -ie* in *-ien* wird in der Hauptsache durch den Einfluss der Ländernamen auf *-en* erklärt.

Bestätigt wird diese Deutung Öhmanns durch Formen wie *Persen*, gegenüber der älteren *Persia*, *Persie*, die deutlich das Vorbild der auf die Völkernamen zurückgehenden Ländernamen auf *-en*, z.B. *Hessen*, *Sachsen*, *Franken*, erkennen lassen.[1] *Persen* als Ländername findet sich z.B. in der Deutschen Bibel 1529, im Buch Esra Kap. I: 'Künig in Persen', an einer Stelle, wo noch 1485 'Künig Persarum' stand. Auch bei Luther kommt derselbe Gebrauch vor, und zwar sowohl in seiner Bibelübersetzung 1534 (Buch Esra) als in der »Vorrede D.M.L. auff die

[1] Vgl. auch A. Bach, Deutsche Namenkunde II, §§ 73 und 257, 1953—54.

Historia Galeatij Capellae, vom Herzog zu Meiland, Anno 1537» [Sechster Teil Aller Bücher und Schriften, Jena 1578, S. 532].

Zur weiteren Begründung lässt sich auf eine ähnliche Erscheinung im Mittelniederländischen hinweisen (siehe unten).

Wann sind die neutralen Ländernamen auf *-ien* entstanden? Kluge [Abr. d. dt. Wortbildungslehre ², § 52] vermutet, dass sich diese Bildungsweise im 16. Jh. durchgesetzt hat, während nach Öhmanns Ansicht manches sogar auf eine ältere Zeit hindeutet. Als Beispiele dafür erwähnt Öhmann *Dalmatien*, *Kalchien* (1482) und die Zusammensetzung *Sicilienland* (12. Jh.). Auch A. Rosenqvist hat sich über diese Frage geäussert [Der franz. Einfluss auf die mhd. Sprache des 14. Jhs, I Hälfte: Mémoires de la Société Néophilologique de Helsinki 9. 1932, II Hälfte: Mémoires 14. 1943] und versucht, ältere Belege nachzuweisen. Einige seiner Beispiele sind kaum beweiskräftig: bei *Barbarien* (II. S. 177) handelt es sich wohl um einen Akkusativ; bei *durch Turkien* (II. S. 598) ist es Rosenqvist anscheinend entgangen, dass nicht nur der Dativ, sondern auch der Akkusativ der schwachen Flexion die Endung *-en* hatte. Dagegen zeigen *Hyspanien* (I. S. 118) aus »Karl Meinet» [Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart, 45, S. 463] und *Yspanien* (II. S. 268) aus »Suchenwirt» [Deutsche National-Litteratur, 12. Bd, S. 328] einen sehr frühen Gebrauch dieser Bildungen im Nominativ und bestätigen somit die obenerwähnte Vermutung Öhmanns. Aus »Karl Meinet» liesse sich noch ein zweiter Beleg für den Nominativ — *Hyspanien* (S. 145) — heranziehen.

In bezug auf *uss Pickardyen* und *in Pickardyen* (II. S. 421) aus »Quellen zur Geschichte der Stadt Köln», 6. Bd, S. 16, nimmt Rosenqvist an, es handle sich hier um einen Ortsnamen auf *-ien* neutralen Geschlechts. Seine Begründung aber, »Die letztgenannte Möglichkeit [d.h. Neutr.] erscheint wahrscheinlicher, denn Länderbezeichnungen auf *-ien* waren im 14. Jh. keine Ausnahmen mehr», bedarf eines Kommentars, denn die Häufigkeit des Gebrauchs ist nicht immer ein verlässliches Kriterium. Wäre *Pickardyen* ein Neutrum, müsste der Akzent auf

der zweiten Silbe gelegen haben, während das Femininum die Endbetonung aufwies: nom. *Picardîe*, dat. *Picardîen*. Jedenfalls ist die letztgenannte Form die damals übliche gewesen. Im vorliegenden Fall aber — das Beispiel begegnet in einer Kölner Urkunde — dürfte das Neutrum m. E. keineswegs ausgeschlossen sein: ich stütze mich dabei in erster Linie auf die Tatsache, dass in dem benachbarten Mittelniederländischen die *-ien* — Form belegt ist.[1]

Die Entwicklung im Mnl. ist in manchen Punkten vergleichbar mit den von Öhmann dargelegten Entwicklungsstufen für das Mhd. Auch im Mnl. findet sich sowohl die aus dem Franz. entlehnte endbetonte Form, z.B. *Lombardîe*, als auch die auf das Lateinische zurückgehende Form: *Lombárdie* bzw. *Lombáerdie*. Sie waren Feminina und wurden schwach flektiert.

Wie schon oben angedeutet, lassen sich auch im Mnl. Länderbezeichnungen heranziehen, die den Völkernamen auf *-en* ähnlich sind und die den Übergang der fem. Bildungen (Lombardië) in neutrale (Lombardiën) veranschaulichen und erklärbar machen. Als diesbezügliche Beispiele zitiere ich *Persen*[2] für *Persië — Persiën* und *Spaengen*[3] für *Spaengië — Spaengiën*. Eine interessante Übersetzung für 'duce frigie nationis' ist 'den hertogen van Vresen',[4] wo *Vresen* der nhd. Form *Frygien* entspricht.

Bei der Entstehung der *-ien*-Nominative dürften auch die obliq. Kasus stark mitgewirkt haben, da sie gerade bei den Ländernamen — (*in, von, aus Lombardien*) — am häufigsten zur Anwendung kamen.

Das lange î der endbetonten Form wurde in der nnl. Periode

---

[1] Vgl. Verwijs—Verdam, Middelnederlandsch Woordenboek — abgekürzt V.—V. —VI. 336.

[2] V.—V. —VI. 295.

[3] V.—V. —VII. 1627.

[4] G. Krogerus, Historie van der vorstorynge der stat Troye. Diss. Helsingfors 1951, S. 115.

frühzeitig auch durch ij wiedergegeben, z.B. *Picardije* [P. C. Hooft, Nederlandsche Historien, 1642, S. 7], welche Schreibart noch heute in *Lombardije*, *Turkije*, u.a. weiterlebt. Der Gewohnheit des 19. Jhs gemäss, das ij auch durch y zu bezeichnen, wird bei Sleechx, Nouveau dictionnaire français-flamand, 1849, unter anderen Spielarten auch *Lombardye*, *Lombaerdye* belegt.

Im Gegensatz zum Nhd., in dem die *-ien*-Bildungen gegenüber den *-ie*-Namen fast alleinherrschend wurden, blieben im Nnl. die beiden Formen lange Zeit nebeneinander stehen. Z.B. im Wörterbuch von M. Giron [Het groot Nederduitsch en Italiaansch Woordenboek, 1710] finde ich *Italie*, *Lombardie*, und bei P. C. Hooft [*op. cit.* S. 4] *Spanje*, *Indie*, *Siçilie*, während im M. van Vaernewijks »De Historie van Belgis» [3], 1619, nur die *-ien*-Varianten vorkommen. Das obenerwähnte Wörterbuch von Sleechx gibt sowohl *Lombardië* als *Lombardiën* an.

Frühe Belege für die auf den modernen Gebrauch hindeutende Auslassung von *-n* in den obliq. Kasus sind seit Anfang des 18. Jhs nachzuweisen, z.B. *in Italie* bei J.B. Wellekens [Verscheiden Gedichten, 1729, S. 42]. Die Frage, ob möglicherweise bei der Entwicklung der heute in jedem Kasus geltenden kürzeren *-ie*-Bildungen, z.B. *Arabië*, *Britannië*, *Italië*, *Perzië*, die *n*-losen Länderbezeichnungen des Englischen mitgewirkt haben, fällt ausserhalb des Rahmens dieses Aufsatzes.

Die moderne Form *België*, die van der Meer [Historische Grammatik der niederländischen Sprache, § 231] und nach ihm Schönfeld [Historische Grammatica van het Nederlands, S. 214] auf den Einfluss des Lat. zurückführen, könnte wohl eher durch die Analogie der anderen nnl. Ländernamen auf *-ië* erklärt werden. Das lat. Vorbild bei *België* scheint mir weniger wahrscheinlich, da es nie einen lat. Ländernamen **Belgia* gegeben hat.

Erik Erämetsä

THE EROTIC DREAM IN MEDIEVAL ENGLISH LYRICS

The English poems of MS Rawlinson C. 813 in the Bodleian Library[1] are for the most part conventional late medieval lyrics in both style and subject; among the love lyrics that form the bulk of this collection there are, however, three poems devoted to a theme that is comparatively uncommon in the medieval English lyric: the theme of an erotic dream — the poet describes his joy on dreaming that his lady is »kind» to him, and his disillusionment on waking. Two of these poems, *In a goodly nyght as yn my bede I laye* and *Late on a nyght as I lay slepyng*[2], are devoted entirely to this theme of the dream and the waking; the third, *As I myselfe lay thys enderȝ nyght*[3], begins with this theme, which occupies the first five stanzas of the poem, with the poet referring to his lady in the third person; but the last seven stanzas of the poem (stanza six to the end) are in the form of a love epistle, in which the lady is addressed in the second person. Love epistles are well represented in the Rawlinson MS (of the thirty love lyrics in the MS, fourteen are in the form of epistles[4]), and the poem *As I myselfe lay* looks as if it were composed in its present form by joining together what had originally been two separate poems:

---

[1] Printed by Padelford and Benham, *Anglia* 31, 309—397; there is a discussion of the contents by Bolle in *Anglia* 34, 273—307.

[2] MS f. 47r, 48r, Padelford, *Anglia* 31, nos. 28, 29.

[3] MS f. 54r; Padelford, *Anglia* 31, no. 38; Robbins, *Secular Lyrics of the 14th and 15th Centuries*, no. 200.

[4] The love lyrics in MS Rawlinson C. 813 are (using Padelford's numbering) nos. 1, 2, 3, 4, 5, 11, 12, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 41, 44, 46, 47, 50, 51 (13—16 are extracted from the works of Stephen Hawes); of these, the following are epistles: nos. 3, 4, 22, 24, 25, 26, 30, 32, 34, 37, 39, 41, 47, 51 (5 is probably an epistle, having the »farewell» formula and the »anonymous signature» commonly found in epistless; 23 and 35 are »farewell» poems, a type obviously connected with epistles.

one a dream poem like *In a goodly nyght* and *Late on a nyght;* the other a love epistle, concluding with a conventional formula for parting and a reference to writing: —

> no more to yow I can now saye
> but Ihesus kepe yow wher-So-euer ye goo;
> thys to yow I wryte & also saye
> þat partyng ys þe gronde of my woo.[1]

These three poems in MS Rawlinson C. 813 are the only medieval English lyrics that deal at any length with the theme of the erotic dream and the disillusionment of waking; a Scots poem on the same subject is mentioned below.

The outstanding thing that one should notice on comparing these three poems with the conventional late medieval love lyric is not their somewhat pathological sentiment (much medieval erotic verse is pathological if judged by the standards of modern psychology), but their quality of intense personal experience: they give the impression that the poet was not merely writing a fashionable poem according to the dictates of a received convention, but was also infusing the convention with an account drawn from actual experience, albeit in a way that seems naively uninhibited to the post-Freudian reader; this impression of real experience is a very rare quality in the late medieval English lyric. May one therefore assume that these three lyrics are a more or less unique record of actual experience? -- or is there any evidence for assigning them to an established convention in lyric-writing? These questions may not be important with regard to literary criticism and

---

[1] The last line of this poem is a quotation from a well-known 15th century song, *Alas departynge is ground of woo* (see Robbins, *Secular Lyrics*, no. 156); the present writer has in preparation a study of the use of conventional phrases and song-quotations in late medieval English lyrics.

evaluation, but they may lead to our recognizing the possible existence of a certain type of lyric that is no longer well represented in the surviving records of medieval English poetry.

To begin with, one should notice that the late Middle Ages produced in England a kind of lyric that linked together the *chanson d'aventure* and the dream convention of allegorical romance. The lyrics that combine these two literary conventions are almost exclusively religious; they tell how the poet lay sleeping »the other night», and saw in a dream a vision of some sacred event: the Nativity or the Passion, the Virgin singing a lullaby or lamenting her sorrows.[1] Perhaps the erotic dream lyrics under discussion could have been influenced by such religious dream lyrics, but there are important differences between the two types. In the first place, the religious vision poems represent an attempt to make real an event of the remote past, to show that every Christian believer is closely bound up in the life of Christ: in other words, the poet claims to have seen something, such as the Nativity, that he cannot actually have seen (whether the medieval religious is likely to have dreamed such dreams is an arguable point). This does not apply to the amorous dream poems, which, more than most late medieval English lyrics, convey the impression of some personal experience; it would not be unreasonable to assume that any of these three erotic poems might be an account, however much embellished, of an actual dream, easily explicable by elementary psychology. Moreover, in the religious vision lyrics the poet is a mere spectator, cut off from the object of his vision; in the erotic dream poems, however, the poet actively participates in the dream, speaking to his lady, and being addressed by her in turn. Above all, when one looks

[1] E.g. Carleton Brown, *Religious Lyrics of the 14th Century*, nos. 56 and 58; id., *Religious Lyrics of the 15th Century*, nos. 4, 5, 72; Greene, *Early English Carols*, nos. 79. B, (143, 144), 146, 149, 150, 151, and 234.

beyond the confines of English verse, it becomes apparent that these erotic dream poems represent a lyric theme that can be traced further back than the lyrics of the religious vision. The theme of dreaming about the beloved and the disillusionment of waking is common enough in European poetry to form a literary tradition, and examples of it in early medieval verse are not hard to find; it can in fact be traced back even further in a post-Classical Latin lyric in the MS of St. Rémy at Rheims [1]: —

> Pulchra comis annisque decens et candida vultu
> dulce quiescenti basia blanda dabas:
> si te iam vigilans non cernere possum,
> somne, precor, iugiter lumina nostra tene.

In early French verse the theme is introduced into one stanza of a *chanson d'histoire*: [2] —

> Amis, la nuit en mon couchier
> en dormant vos cuit embracier;
> et qant g'i fail au resveillier
> nule riens ne m'i peut aidier.

Gace Brulé makes similar use of this idea, likewise emphasising the contrast between the dream and the awakening [3]: —

> Més cruelment le m'estuet comparer
> Au resvoillier, quant je ne puis trover
> Ce qu'en dormant m'estuet avisoner.

---

[1] Printed by Helen Waddell, *Medieval Latin Lyrics*, no. 20.

[2] Bartsch, *Altfranzösische Romanzen und Pastourellen*, I, p. 14 (no. 10, stanza 4).

[3] *Gace Brulé: Les Chansons*, ed. Petersen Dyggve, Mémoires de la Société Néophilologique de Helsinki, XVI (1951) p. 327 (song no. XLI, lines 33—35).

Of equal antiquity, and showing the extent of the genre, is a poem by the Minnesinger Her Friderich von Husen[1]: —

In mînem troume ich sach
ein harte schoene wîp
die nacht unz an den tach:
do erwachete mîn lîp.
dô wart si leider mir benomen,
daz ich enweiz wâ si sî,
von der mir fröide solte komen.
daz tâten mir diu ougen mîn:
der wolte ich âne sîn.

The theme is continued in fifteenth century French verse[2], and in a song it is put into the mouth of a young wife, thus becoming allied to the tradition of the *mal-mariée:* the wife dreams of her lover, but on waking up hears her old husband snoring[3]: —

L'autri hier jo soneiave
Que jo ere o mon ama
En une cambre parade
En ung lit encourtina;
Are son areveillade,
Audy lo villan ronca:
De coste m'en son virade,
Preze me son a plora.

These examples should suffice to show the existence of a type of lyric whose main theme is the contrast between an erotic

---

[1] Kraus, *Des Minnesangs Frühling*, p. 45.

[2] E. g. Wallis, *Anonymous French Verse from 15th Century MSS in the British Museum*, no. 36.

[3] Paris, *Chansons du XV^e siècle*, p. 119 (G. Paris reconstructs the Gascon dialect of the original).

dream and the disillusionment of waking[1]; this type is probably independent of the *chanson d'aventure* and the dream convention of allegorical romance.

In English verse examples only appear very late in the Middle Ages, but it is noteworthy that there is one phrase that is common to several of the examples; one must therefore postulate a convention for expressing the experience described, even if one does not relegate the poems to a literary tradition that could be repeated independently of actual experience. The three poems under discussion appear in a manuscript compiled in the early sixteenth century, but the theme also receives brief mention in three poems from fifteenth century manuscripts.[2]

(i) An aureate love lyric, *That pasaunt Goodnes, the Rote of all vertve*[3], has the following third stanza: —

> Whan Reste And Slepe y shulde haue noxiall,
> As Requereth bothe nature and kynde,
> than trobled ar my wittes all,
> So Sodeynly Renyth in my mynde
> your grete bewte: me thynketh than y fynde
> you as gripyng in myn armes twey;
> Bute whan y wake, ye Are away.

---

[1] This theme is to be expected in the age of courtly love; it is equally characteristic of the earlier heroic age that the subject of the dream should be the warrior's lord, and the cry of sea-birds should echo the sorrow of waking: see the Old English *Wanderer*, lines 41—48.

[2] There is a further hint of the theme in another 15th century poem, *In my hertt is þer nothyng off remembrauns*, lines 12—13; see Robbins, *Secular Lyrics of the 14th and 15th Centuries*, no. 192.

[3] Lambeth MS 306, f. 137^{v}; printed by Furnivall, *Political, Religious and Love Poems* (EETS. 15), p. 71—72; and Robbins, *Secular Lyrics* no. 190.

(ii) A somewhat obscure lyric in an Irish manuscript, *Thoytis fre þat lykis me*[1], has the following lines (line 22—24): —

> me thoth (þ)at ȝe & I was met;
> qwen I wacang, ȝe war away,
> and for yow bayth my chekis I wett.

(iii) A ballade in both English and French versions by Charles d'Orléans, *Syn that y absent am thus from yow fare*[2], introduces the theme into the second stanza: —

> Bi nyght to slepe as haue y no power
> Thought cometh on me lust werrith me not y why
> In which thought oft y thynke and neuer þe ner
> That y in armes haye yow my lady
> For which y clippe my pylow lo and cry
> O mercy loue and make me so happy
> That y may see this thought or that y dy
> Forto aslake my gret aduersite.

Thus, while the theme of the erotic dream receives brief mention in some fifteenth century English poems, it is only in manuscripts compiled in the sixteenth century (whose contents may admittedly be of an earlier date) that one finds whole poems devoted to the theme; it is, as has been remarked, the entire theme of two of the Rawlinson poems under discussion, and receives fairly lengthy treatment in the third.[3] The

---

[1] Trinity College, Dublin, MS D. 4. 11, end flyleaf, verso; printed by Robbins, *MLN* 69, 153.

[2] Ballade 12: English text ed. Steele, *The English Poems of Charles of Orleans* (EETS. 215), p. 19 (lines 561—5); French text ed. Champion, *Charles d'Orléans: Poésies* I. 29 (lines 9—16).

[3] Another poem in MS Rawlinson C. 813 (f. 15^{v}) also introduces the theme (Padelford, *Anglia* 31, no. 13, lines 48—9), but here the whole poem is an extract from Hawes's *Pastime of Pleasure;* the relevant lines are in the *Pastime* 2155—6 (ed. Mead, EETS. 173).

theme also appears in two lyrics in a famous mid-sixteenth century Scottish manuscript anthology, the Bannatyne Manuscript[1].

(i) The poem *O maistres myn, till ȝow I me commend*[2] has a few lines in the third stanza on this theme: —

> The wynttir nycht ane hour I may nocht sleip
> for thocht of ȝow bot tumland to and fro
> Me think ȝe ar in to my armys sueit
> And quhen I walkyn ȝe ar so far me fro
> allace allace þan walkynnis my wo.

(ii) More important is the poem *Lait lait on sleip as I wes laid*[3]; this is a longer poem (incomplete on account of the loss of two leaves drom the manuscript) devoted entirely to the erotic dream theme; it has the same refrain as *Late on a nyght* (the second of the Rawlinson poems under consideration), but the poem as a whole is much closer in style to the first Rawlinson poem, *In a goodly nyght*. One passage in the Scots poem is strikingly reminiscent (or anticipatory: the MS was compiled in 1568, but many of the poems are clearly of a much earlier date) of some famous lines by Wyatt: —

---

[1] National Library of Scotland MS 1. 1. 6; ed. Ritchie, *The Bannatyne Manuscript*, Scottish Text Society n/s 22, 23, 26, and Third Series no. 5; the relevant poems appear in STS. 26.

[2] Ms f. 220, STS. 26, p. 269. The southern English forms *fro*, *so*, *wo*, do not necessarily indicate an origin outside Scotland; literary Middle Scots is characterized by the occasional use of southern forms (often from Chaucer) side by side with Scots forms: see Gregory Smith, *Specimens of Middle Scots*, p. xliv ff.

[3] MS f. 233^{v}, STS. 26, p. 308.

Bannatyne MS	Wyatt [1]
Than in my armes I did her brace	And she me caught in armes long and small;
With gudly wordis scho said to me	Therewithall swetely did me kysse,
O ser how lyk ȝe this solace.	And softely saide, *dere hert, how like you this?*

One final point that should be mentioned is the fact that most of these poems that introduce the erotic dream theme use the same phrase, with slight variations, to describe the disillusionment of waking; among the three lyrics from fifteenth century sources mentioned above, the poem by Charles of Orleans does not use any such phrase (this is only one of the many ways in which Charles stands apart from the native English tradition), but the other two have it as follows: —

Lambeth MS 306: »Bute whan y wake, ye Are away»
Trinity College, Dublin, MS D. 4. 11: »qwen I wacang ȝe war away».

Two of the poems in Rawlinson MS C. 813 use this phrase; it is the refrain of *Late on a nyght:* —

»but when I waked she was awey»;

and it appears as the eighth line of *As I myself lay:* —

»but when I wakyde ye were awey».

In the other Rawlinson poem, *In a goodly nyght*, the phrase is modified in the refrain: —

»but when I waked, ther was but I alone».

---

[1] From *They fle from me that sometyme did me seke*, ed. Muir, *Sir Thomas Wyatt*, p. 28, no. 37.

There is a similar modification in the first of the two Scots poems mentioned above: —

»And quhen I walkyn ȝe ar so far me fro»;

but the phrase is substantially unchanged in the refrain of the second Scots poem: —

»Bot quhen I walknyt scho wes away».

This phrase thus appears with slight modifications in seven different lyrics, not to mention » & when I waken, do syke with teyres depe» in Hawes's *Pastime of Pleasure*, line 2156. It may therefore be concluded that there was in medieval English lyrical poetry a conventional theme of an erotic dream and the disillusionment of waking, presumably derived from French verse, and that there existed a conventional alliterative phrase »When I woke she was away» to express the essential contrast between dream and reality that is implicit in the theme. This contrast between a past joy and a present misery was one of the great basic formulae of medieval literature[1]: —

»Sed hoc est quod recolentem vehementius coquit. Nam in omni adversitate fortunae infelicissimum est genus infortunii fuisse felicem».

P. J. Frankis

SIR THOPAS, 772—774

The briddes synge, it is no nay,
The sparhauk and the papejay,
That joye it was to heere;
The thrustelcok made eek his lay,
The wodedowve upon the spray
She sang ful loude and cleere. (Vs. 766—771)

[1] Boethius, *De Consolatione Philosophiae*, Lib. II, pr. 4, 4—7; the passage is quoted by Chaucer in *Troilus and Criseyde* III. 1625, and by Dante in *Inferno* V. 121—3.

In explaining the »association of *longynge* with the song of birds,» Professor Robinson mentions parallels in *Guy of Warwick* and *Thomas of Erceldoune* and then observes that Chaucer »managed the affair of Sir Thopas rather differently, and with comic effect.»[1] One difference, of course, is that Chaucer singles out the *thrustel* after first mentioning it with the other birds:

> Sir Thopas fil in love-longynge,
> Al whan he herde the thrustel synge,
> And pryked as he were wood. (Vs. 772—774)

Since, from the context, the *thrustel* alone appears to cause Sir Thopas' *love-longynge*, the present study attempts to establish the figurative meaning of this bird and so to clarify, if possible, any departures from the expected in Chaucer's handling of the love of mortal for fairy (vs. 766—789).

To the reader of the fourteenth century, *thrustel* denoted the song-thrush, or throstle, also called *mavis* (< L. *maviscus*), and was loosely identified with the *merle* (< L. *merula*) or blackbird, which, in fact, belongs to the same family, *Turdidae*:[2] with members of this family the provocation of love in various forms has long been associated. In the *Ars Amatoria* (II, 269), Ovid recommends a thrush (*turdus*) or dove (*columba*) as a fitting gift for paramours; but it is known that other birds might serve this purpose equally well.[3] A pointed reference occurs in Pliny, who in the *Natural History* says that the thrush (*turdus*) or dove is the agent which prepares for growth the mistletoe seed (XVI, xciii): »omnino autem satum nullo modo

---

[1] F. N. Robinson, ed. *The Complete Works of Geoffrey Chaucer* (Boston and N. Y., 1933), p. 844, n. to vs. 772 ff. Quotations are taken from this edition.

[2] *Oxford English Dictionary*, *thrush*, sb. 1; *mavis; merle; throstle*.

[3] J. H. Mozley, *Ovid: The Art of Love*, Loeb Classical Library, (Cambridge, Mass., and London, 1947), p. 84. See also Francis D. Lazenby, »Greek and Roman Household Pets,» *CJ*, XLIV (1948—49), 299—301.

nascitur nec nisi per alvum avium redditum, maxime *palumbis* ac *turdi*.» He later describes the respect shown the mistletoe in Gaul by Druid priests, who cut this plant from sacred oak groves and gave it in a kind of potion to animals believed to be barren (XVI, xcv): »fecunditatem eo poto dari cuicumque animalium sterili arbitrantur, contra venena esse omnia remedio: tanta gentium in rebus frivolis plerumque religio est.»[1] Still thinking of this association of the thrush (probably the missel thrush) with mistletoe, St. Isidore etymologizes *turdela*, »quasi major turdus, cuius stercore viscum generari puta'ur» (*P. L.*, LXXXII, 468), and so brings the present discussion close to mistletoe and its various folk meanings.[2]

From the sixth century, however, the thrush achieved a different distinction in literature. According to the widely read life by St. Gregory the Great, it was the devil in the likeness of a *merula* that tempted St. Benedict to commit a sin of impurity:[3]

> Quadam vero die, dum solus esset, tentator affuit: nam nigra parvaque avis, quae vulgo merula nominatur, circa ejus faciem volitare coepit, ejusque vultui importune insistere, ita ut manu capi posset, si hanc vir sanctus tenere voluisset: sed signo Crucis edito, recessit avis. Tanta autem carnis tentatio, ave eadem recedente, secuta est, quantam vir sanctus numquam fuerat expertus. Quamdam namque aliquando feminam viderat, quam malignus spiritus ante ejus mentis oculos reduxit: tantoque igne servi Dei animum in specie illius accendit, ut, dum in ejus pectore amoris flamma vim caperet, etiam pene deserere eremum, voluptate victus deliberaret. Tunc subito superna gratia respectus, ad semetipsum reversus est . . .

---

[1] H. Rackham, *Pliny*: *Natural History*, Loeb Classical Library (Cambridge, Mass., and London, 1944—52), IV, 546, 550.

[2] Sir James George Fraser, *The Golden Bough* (12 vols., London, 1932—35), »General Index,» XII, 373, under *mistletoe*.

[3] *Acta Sanctorum quotquot toto orbe coluntur*, etc., March, t. iii, p. 276. This life is Bk. II of St. Gregory's *Dialogues*, for whose vogue see F. Holmes Dudden, *Gregory the Great*: *His Place in History and Thought* (2 vols., N. Y., 1905), I, 322.

The sequence of events during the temptation is important: first, the *merula* appeared, only to be banished when St. Benedict blessed himself; then, a woman whom he had seen in the past was brought before his mind's eye, but also failed despite her attractions. Most important, that OE. *þrostle* and ME. *thrustel*, in fact, rendered L. *merula* is clear from English accounts of the same temptation. Bishop Waerferth's translation of St. Gregory's *Dialogues* reads *þrostle*: »Eac him ȝelamp sume dæȝe, þa þa he wæs ana, þæt him wæs æt se costere. soþlice him com to sum swyþe sweart & lytel fuȝel, se is on folcisc þrostle»; where William of Wadington's OF. *Manuel des Pechiez* reads *merle*, the ME. *Handlyng Synne* has *þrostyl*:[1]

> As seynt Benet sate yn hys celle,
> To tempte hym com a fend of helle
> Yn a lykenes of a byrd,
> *A 'þrostyl' ys þe namë kyd.* (Vs. 7477—80)

With continued readings of this well-known life from the *Dialogues* of St. Gregory, the signification of the throstle became fairly fixed. The encyclopaedic *De Bestiis* ascribed to Hugh of St. Victor records what must have become general acceptance that *merula* signifies figuratively those tempted by suggestion to commit sins of the flesh:[2] »Merula dulcedine propriae vocis mentem movet in affectum delectationis. Illos autem

---

[1] Ed. H. Hecht, Bibliothek der angelsächsischen Prosa (Cassel and Goettingen, 1872—1919), V, 100, F. J. Furnivall, ed. *Robert of Brunne's 'Handlyng Synne,'* EETS OS No. 119 (London,1901), pp. 238—239.

[2] *Patrologia Latina*, CLXXVII, 44. On the authorship of the *De Bestiis et Aliis Rebus*, see H. Peltier, »Hugues de Fouilloy, Chanoine Régulier, Prieur de Sainte-Laurent-au-Bois,» *RMAL*, II (1946), 41—42. For artistic representations of St. Benedict with a *merula*, see George Ferguson, *Signs & Symbols in Christian Art* (N. Y., 1954), pp. 6 and 189.

figurate demonstrat, quos voluptatis carnis per suggestionem tentat.» Although St. Gregory says nothing about the song of the *merula* in his original account, the sweetness of this song became associated very naturally with the delights of temptation. It is clear, also, from the entry in the *De Bestiis* that *temptation* meant any arising from *voluptas carnis*, which is a generic term.

Medieval texts mentioning the throstle are common, of course, but ones alluding to the signification developed above remain to be cited. In the thirteenth century debate »The Thrush and the Nightingale» — which opens, »Ci comence le cuntent parentre le Mauuis & la russinole» — the þ*restelcok* shows certain signs which bear investigation.[1] Opposing it is the nightingale, which is well-known from *The Owl and the Nightingale* in two contrasting roles, as chorister of divine love and as abettor of adultery.[2] Why a throstle should be interested in womanly virtue is uncertain; but the bird in the debate takes a definite attitude during the discussion: having been once associated with the devil disguised as a woman, the throstle becomes both cynical and highly antifeministic. The following passage recalls from the temptation of St. Benedict the woman who was a devil:

---

[1] Carleton Brown, ed. *English Lyrics of the XIIIth Century* (Oxford, 1932), p. 101. For parallel mention of the thrush as *mavis*, see *Roman de la Rose*, ed. Ernest Langlois, SATF (5 vols., Paris, 1914—22), II, 32, 34. Raymond Preston, *Chaucer* (London and N. Y., 1952), p. 210, considers *Sir Thopas*, 774 ff., a parody of the *RR*; see also D. S. Fansler, *Chaucer and the Roman de la Rose* (N. Y., 1914), p. 116.

[2] J. W. H. Atkins, ed. *The Owl and the Nightingale* (Cambridge, 1922), p. lxix; Kathryn Huganir, *The Owl* and *the Nightingale, Sources, Date, Author*, U. of Penn. Diss. (Philadelphia, 1931), p. 18; J. M. Telfer, »The Evolution of a Mediaeval Theme,» *The Durham University Journal*, XIV, N. S. (1952), 29—31.

Þe niȝtingale is one bi nome
Þat wol shilden hem from shome,
Of skaþe hoe wole hem skere;
Þe þrestelcok hem kepeþ ay,
He seiþ bi niȝte and eke bi day,
Þat hy beþ fendes I-fere. (Vs. 13—18)

The nightingale strategically allows the throstle to cite one exemplum after another — Alexander, Gawain, Constantine's queen, Samson and even Christ — before mentioning the Blessed Virgin as an argument in behalf of womanly virtue: to her excellence the throstle at once agrees:

Niȝttingale, I wes woed,
Oþer I couþe to luitel goed,
Wiþ þe for to striue. (Vs. 181—183)

In Dunbar's »Merle and the Nychtigaill,» the merle like a true temptor reveals an attitude quite similar to the throstle's, but also suffers a conversion.[1] The issue in this debate is the wisdom of pursuing fleshly love as opposed to the love of God. As even the refrain of the poem shows, the nightingale again has the advantage: »All luve is lost bot upone God allone.» Yet the merle continues to debate with vigor only to be told, finally, that love of man for earthly object

blindis men so far,
In to thair myndis it makis thame to vary;
In fals vane glory thai so drunkin ar,
Thais wit is went, of wo thai ar nocht war,
Quhill that all worchip away be fro thame gone
Fame, guddis, and strenth; quhairfoir weill say I dar,
All luve is lost bot upone God allone. (Vs. 90—96)

[1] W. Mackay Mackenzie, ed. *Poems* (Edinburgh, 1932), pp. 134—137.

On so hearing, the merle has a change of mind: »Myn errour I confes; / This frustir luve all is bot vanite» (vs. 97—98).

»The Disputation between a Christian and a Jew,» preserved in the Vernon MS., presents the throstle not as the participant in a debate, but as a detail in a temptation scene.[1] After a Christian student at the University of Paris accepts a wager that a Jewish fellow-student cannot produce at will the image of Christ on the Cross for all to see, the two set out next day for the expected demonstration; but the Christian takes along the Eucharist so as to protect himself against the *enemy in helle*, who he suspects is his fellow's helper. They reach a garden as beautiful as Paradise, in which one bird is singing, the throstle:

> Þe þrestel song ful schille,
> He newed notes at his wille;
> ffeire ffloures to fille,
> ffeire in þat ffey. (Vs. 181—184)

Coming to a convent, the two find a delicious dinner set for them, but the Christian, still suspecting the purpose of his errand, refuses to eat. After this refusal, the other student promptly causes the image of Christ on the Cross to appear. When it seems that he has won the wager, the Christian holds up the Eucharist which he has with him, and immediately the building falls to pieces. The saints cooperating in the trick are explained in the text as mere *fendes*, whose presence all along may be hinted at by the mention of the throstle in the earlier garden scene.

Whether *Sir Thopas*, 772—774, suggests a familiarity with the throstle figuratively employed remains to be considered; surely one would claim no direct relationship between this

---

[1] F. J. Furnivall, ed. *The Minor Poems of the Vernon MS.*, EETS OS Nos. 98 and 117 (London, 1892—1901), II, 484—493.

text and the original temptation recorded by St. Gregory. For the bilingual reader of the fourteenth century this bird — sometimes known as *mavis* — was certainly an object of suspicion, especially after a reading of Deschamps' ballade posing *pluseurs demandes entres dames:*[1]

Demande

Respondez moy, dame au cler vis,
Qui avez de voler le nom
Le quel vault mieux ou deux *mauvis*
Pour chanter, ou avoir faucon?

Response

Je respons qu' avoir en geole
Deux mauvis, ilz font trop petit,
Et que l'en prant plus d'appetit
Ou faucon, combien qu'il ne vole.

In his edition of this text, M. Raynaud noticed the word-play in *mavis*, but, perhaps purposely, refrained from saying aniy thing about *faucon* at all. Whether the word-play lingered -n English ears or not, still the throstle was once again associated with pleasures of the flesh.

Despite the disclaimer that Sir Thopas is *chaast* and *no lechour* (v. 745) — a description which agrees with the suggested meaning of his name (< *topaz*, a symbol of chastity)[2] — not only is he presented in a state of questionable excitement, but the context recalls Chaucer's fabliaux lovers, who before this

---

[1] Gaston Raynaud, ed. *Oeuvres Complètes de Eustache Deschamps*, SATF (11 vols., Paris, 1880—93), VIII, 115.

[2] Laura Hibbard Loomis, »Sir Thopas,» *Sources and Analogues of Chaucer's Canterbury Tales*, edd. W. F. Bryan and Germaine Dempster (Chicago, 1941), p. 493.

in the *Canterbury Tales* have appeared to thrive on temptation of one kind or another. Sir Thopas rides toward his *elf-queene* over *lycorys* and *cetewale* (v. 761), which are mentioned in the description of another well known lover, *hende* Nicholas: »And he hymself as sweete as is the roote / Of lycorys, or any cetewale» (A 3206—07). Like Absolon (A 3348—50), Sir Thopas falls in *love-longynge* without first becoming acquainted with a particular *amie*. As he rides out, finally, he is described in terms which appear ambiguous. The repetition of *pricken* eight times in just over two hundred lines of the text does indeed match the tediousness of such romances as *Guy of Warwick*; yet 774, »And pryked as he were wood,» is almost the same as 4231 of the *Reeve's Tale*.[1] By 774, at any rate, there is already a clear emphasis on *love-longynge*, which develops apace with the mention of fast riding. As Sir Thopas falls asleep, dreams of his *elf-queene* and, awakening, expresses his torment, he shows from the bold details of his soliloquy that he has carried into his sleep the same *love-longynge* — provoked by the throstle — as had when waking:

»O seinte Marie, *benedicite!*
What eyleth this love at me
To bynde me so soore?
Me dremed al this nyght, pardee,
An elf-queene shal my lemman be
And slepe under my goore. (Vs. 784—789)

Such keenly felt love between a mortal and an *elf-queene*, who is part of a dream, may be only another of the many absurdities in which the text abounds. But, in view of the traditional throstle and parallels adduced from Chaucer's fab-

[1] *S & A*, p. 512 and n. 5. Robinson, p. 844, n. to v. 754, reads: »Pricketh, spurs his horse. Chaucer rings the changes on the word through the tale». For later usage see Eric Partridge, *Shakespeare's Bawdy* (N. Y., 1948), pp. 171—172.

liaux lovers, there is reason for suspecting otherwise. If so, Sir Thopas would not be merely falling in love before ever seeing the object of his passion, but would appear as sorely tempted by pleasures of the flesh. In a much more serious tone, the Parson's treatise on *luxuria* specifies how temptation such as this comes about, from »vileyns thoghtes that been enclosed in mannes mynde whan he gooth to slepe, which may nat been withoute synne; for which men moste kepen hem wisely, or elles may men synnen ful grevously» (I 914). To Sir Thopas, however, to conduct oneself wisely is to seek and find an *elf-queene;* and so, »Into his sadel he clamb anon, And priketh over stile and stoon.»

Mortimer J. Donovan

University of Notre Dame
Notre Dame, Indiana

SPENSER'S ROLE IN THE CONTROVERSY OVER QUANTITATIVE VERSE

One of the least understood aspects of Renaissance poetics is the furious controversy waged by Elizabethans over quantitative verse, and perhaps the most interesting surviving documents, in English at least, are the four curious letters known as the Spenser — Harvey correspondence.[1] They deal in part with the subject of the replacement of traditional, English syllabo-accentual meter with a quantitative system patterned on Latin prosody. The idea, of course, was not original with Spenser or Harvey; it had been introduced in Italy as early as 1539 by Tolomei and discussed in France by Sibilet, Ramus, J. de la Taille, and Baif.[2] Ascham is frequently credited

[1] Printed by G. Gregory Smith, *Elizabethan Critical Essays* (Oxford, 1904), Vol. I.

[2] J. W. H. Atkins, *English Literary Criticism: the Renascence* (London, 1947), 94. To the best of my knowledge Tolomei has not been reprinted since the 16th century and has not been translated.

with making the first suggestion in England, but doubtless interest in quantitative revival was inevitable, coming as it did from English humanism and the newly kindled interest in Greek and Latin. Why it attracted Spenser is a question that cannot be answered with any certainty, but his contribution to the controversy, small as it was, is generally misunderstood.

In the first place, it is necessary to point out that the idea of an English quantitative meter is by no means impossible. Between Old English and Chaucerian verse the native prosody had undergone a gradual but important transition, from verse produced according to alliterative conventions to that based on syllabic equivalence and the number and position of stresses. There is some reason to believe that the alliterative rhythms were fated to break down and be replaced,[1] but the system that developed was not, because of the nature of English, inevitable. Had conditions been favorable, a real quantitative meter might have come into being. English is, of course, quite different from the classical languages, but like Greek and Latin it is Indo-European and all three employ stress and quantity. Stress, which matters little in classical prosody, became, along with syllabic equivalence, an important factor in English verse. But had Chaucer, for instance, turned to quantitative prosody, the course of English poetry might have been different. There is no reason to assume that quantitative verse cannot be written with some success in English: witness Spenser's experiment with Senarius,[2] Coleridge's *Hendecasyllables*,[3] or Swinburne's more subtle imitations of classical hexameters.[4] Admittedly

---

[1] For such an argument consult J. P. Oakden, *Alliterative Poetry in Middle English* (Manchester, 1930).

[2] Spenser's title is *Iambic Trimetrum.*

[3] For Coleridge's *Catullan Hendecasyllables* see Oxford edition, 307; he also experimented with trochaics, dochimus, iambics, etc.

[4] Compare Swinburne's rhythm, »Out of the golden, remote wild west, where the sea without shore is,» to Virgil's »Arma virumque cano, Trojae qui primus aboris.»

none of these are entirely satisfactory, from the classical point of view, but considering that they arose outside of the tradition they are remarkable. Nevertheless, it would be foolish to deny that by Spenser's time the British ear had grown unaccustomed to the complicated business of recognizing syllable length, a skill on which classical prosody rests. In Old English times the difficulty could not have been pronounced, for certain phonological changes apparently depended on the ability of English speaking people to make such phonetic distinctions.[1]

Latin, it is believed, like English once supported a sort of alliterative poetry.[2] Quintus Ennius (239—169 B.C.) is supposed to have been the first poet to adopt the Greek quantitative system to Latin. It is exciting, though not very fruitful, to speculate on what might have happened if he had been drawn to a syllabo-accentual system, instead of imitating the one already on hand. Had Virgil, his follower, adopted such a system, the course of Latin poetry might have been very different. But in fact the syllabo-accentual system appears not to have been a result of deliberate invention but rather the outcome of a gradual breakdown of quantitative prosody. Particularly in church Latin the classical system crumbled away, and though there is a long dark corridor between there is some reason to believe the present English prosody had its roots there.

But it is a matter of history that the humanizing influence of Ennius, or some unknown Latin poet, introduced the Greek meter to Latin, and it soon became the central medium. Thus Roman quantitative verse grew out of humanism and the result-

---

[1] E.g., *-i* in final position, after a long syllable, in O.E., as *bōci*, disappeared (the word becoming, with vowel change, *bēc*); otherwise it became *-e* (*staedi* — *stede*). I am not implying that speakers of the time consciously realized what constituted long and short syllables; the point is some distinction was heard.

[2] Only fragments of Latin alliterative verse have been spared for posterity.

ing esteem for Greek meter. The English controversy arose from a similar stimulus; accordingly it has seemed reasonable to some that English humanism might have altered the course of English poetry.[1] On the other hand, it has been argued that English, because of its heavy stress patterns, could not have supported a quantitative prosody, a contention that neglects the worthy experiments in that direction.

There has been much confusion about the subject. Even such an eminent literary historian as C. S. Lewis has not cleared the air:

> Ascham had begun the mischief. Drant — 'gorbellied' Drant the translator of Horace — had evolved rules of prosody. Harvey . . . had experimented himself and urged Spenser to do likewise . . . His [i.e. Spenser's] allegiance [to quantitative prosody] did not continue long and none of his surviving experiments were successful. Sidney did better.[2]

The comment requires some correction. It is frequently possible to guess what Sidney was striving to achieve, but it is impossible to scan the results according to any quantitative system; e.g.:

Tush, Tush, saide Nature, this ys all but a Tryfle, a mans lyfe
Gives happes or Mishapps, eeven as hee ordereth his harte,
But, so his humor I frame in a Molde of Choler adusted,
That the Delightes of Lyfe shall be to him dolorus.

---

[1] If my memory serves, no less a scholar than Prof. Bush has made the suggestion (in Spenser lectures, 1950). Even Ascham would not go quite so far. He recognized that lines like »All travellers do gladly report great praise of Ulysses // For that he knew many men's manners and saw many cities» would not do (from Watson's unpublished translation of the *Odyssey*).

[2] C. S. Lewis, *English Literature in the Sixteenth Century* (Oxford, 1954), 365. The passage seems to depend on Saintsbury, though it is better written.

Such a verse is not untypical and defies scansion according to classical prosody. Even when Sidney uses the Greek elegaic couplet, and so indicates, it is necessary to make some syllables long that are elsewhere short in order to scan the verse. In view of the fact that Elizabethans were not very skillful at recognizing syllable length, one can forgive a certain amount of inconsistency, but Sidney's experiments, it seems to me, are highly chaotic.

Spenser left only one substantial experiment in classical meter, his *Iambic Trimetrum* (i.e. Senarius) from the first letter of the Harvey correspondence. It is much more successful than anything Sidney attempted, though attempts by modern prosodists to scan it as hexameter are naturally abortive. As Harvey pointed out, the poem is not without metrical faults; for that matter neither are Milton's Latin verses. And it is certainly not a substantial work of art. Nevertheless, it can be scanned according to the principles of classical prosody. In fact it is as good an example as some Greek trimeters. To scan the poem, one must be careful not to be misled by the irregular substitutions, and, as Harvey points out, one must recognize the elisions which Spenser, presumably, neglected to indicate orthographically. The following sample shows how Harvey might have scanned the poem:

Vnhappie Verse, / the witnesse of / my vnhappie state,
Make thyself flut/tring wings of thy / fast flying
Thought, / and fly forth un/to my loue, wher/soeuer she be:
Whether lying / reastlesse in heau/y bedde, or else
Sitting so cheere/lesse at the cheer/full boorde, or else
Playing alone / carelesse on hir / heauenlie Virginals . . .

The remaining lines scan almost as well, though not with complete consistency with regards to which syllables Spenser considered long and which short. The worst difficulty arises early, in

the third line, where the printer seems to have made the final word of the line above the initial word. The last foot of line two cannot be an iamb without *thought*. The first real foot of the third line, then, contains an irregular substitution; e.i. a long syllable in the initial position (*and*). Possibly this is one of the items Harvey referred to when he wrote, »I finde not your warrant so sufficiently good and substauntiall in Lawe that it can persuade me they are all so precisely perfect for the feete . . . especiallye the thirde . . .«[1] More likely both Spenser and Harvey were inclined to judge syllable length by eye rather than ear, and the double consonant would not have concerned them. Actually Spenser begins the last three lines of the poem also with *and* in short position (And if I waste; And if I starue; And if I dye . . .); the conjunction does not occur elsewhere in the poem.

It is more difficult to explain why *-ing* should be short in *flying* and long in *lying*. However, the Greeks themselves were not always consistent. It is not hard to see why *-tring* of *fluttring* would be considered long. The word *of* is also troublesome in the first and second lines. Naturally Spenser gets into difficulty with words that occur frequently, but he was certainly more attentive to problems of this nature than Sidney was. He makes *or* short in both the fourth and fifth lines, and carefully doubles the vowel when he wants to make the sound long, as in *boorde* (though according to the O.E.D. *bord*, *borde*, or *board* would have done as well).[2] The same system was recommended a few years later by Richard Stanyhurst in his preface to the *Aeneid*.

Finally, in order to scan the verse it is necessary to take into account the elisions (italicized). Perhaps such a scansion rationalizes a good deal of inconsistency, and certainly no one

---

[1] Smith, I, 94—95.

[2] It is always possible the spelling *boorde* was not deliberate, but under the circumstances, in view of the fact that the variants were the more common forms, that hardly seems likely.

would claim that Spenser's verse deserves to be ranked with surviving fragments of Archilocus. But even the Greek poets took liberties with iambics, especially in comedy, and contrary to Lewis' contention Spenser's experiment is not, metrically speaking, bad. Spenser was a competent scholar as well as a great poet; when he tried his hand at the favorite game of the *Areopagus* he easily proved his ability.[1] Moreover, unless he is to be convicted of empty boasting, he knew he had done a workmanlike job, for he wrote, »I dare warrant they [i.e. his iambics] be precisely perfect for the feete (as you can easily iudge) and varie not one inch from the Rule.»[2] We have already seen Harvey's answer; he approved with reservations, especially about Spenser's failure to indicate the syncopes by his spelling.

Harvey's answer is understandable. He was not himself a poet of much skill and perhaps not even a competent critic of vernacular poetry,[3] or else why should he object to the full spelling of the syncopes? Spenser was aware that convention did not dictate orthographic indication of syncopes. At the time he wrote his trimeter he was already well on the way to becoming a master poet, and he certainly knew that *heauen* could be just as much a monosyllable as *heaun* (a frequent variant). Moreover, there was no conventional method to indicate crasis in the phrase *my vnhappie*. Spenser would have expected his audience to sound things correctly, even though they were unaware of the technical processes involved. Harvey, much under the influence of Cheke's insistence on spelling reform, would naturally object, but in his defense it could be pointed

---

[1] The *Iambic Trimetrum* is found in the first letter of the correspondence, but it seems likely the writers had previously discussed these matters. Spenser claims he had recently received a letter from Harvey in which the latter continues his »old exercise of Versifying in English.»

[2] Smith, I, 90.

[3] Harvey found little merit in the *Faerie Queene*, one of the most damning critical judgments in history.

out that his classical scholarship at least enabled him to recognize the technical excellence of Spenser's experiment. Dulled as they are by what seems to be their gratitude to Spenser for not having written the *Faerie Queene* in classical hexameters, modern critics have not seen so clearly.

Fears that Spenser might seriously have become a quantitativist are unfounded. In the first place, no one since Ascham seriously recommended the classical system; instead it seems to have become a game with Sidney and his circle. More important, Spenser was deeply committed to the traditional, native prosody, not only because he was an Englishman brought up on the rhythms of Chaucer but also because of his serious, earlier work on the *Shepheardes Calender*.[1] He must have realized that if he was to become a major poet in the eighties he had to write in syllabo-accentual meters, though as a scholar with humanist leanings he was anxious to prove his abilities. Spenser showed that quantitative verse in English was possible, but any suggestion that the outcome of the controversy might have been different cannot be taken seriously. Only a Spenser or Shakespeare could have upset the traditional system, and Spenser was already artistically committed elsewhere, while Shakespeare no place evinces the slightest interest in classical parlor games. The die was already cast; the time for a change to classical prosody had slipped away at the end of the 14th century. Perhaps if humanism, with its rediscovery of Greek and revitalizing of classical Latin, had captured the English imagination in Chaucer's time, such a change could have occurred. Chaucer after all stemmed the tide of native alliterative revival. But after *Troilus and Criseyde* a poet with stature at least compar-

---

[1] Spenser appended to the *Shepheardes Calender* a preliminary letter to Harvey dated April 10th, 1579; the Spenser — Harvey letters here referred to (i.e. I & II) are dated October 5th (16th?) and October 23rd, 1579, respectively. Though there is some question about the exact dates, the order seems clear enough.

able to that of Ennius would have been required to change the course of English versification.[1]

Why or how Spenser became interested in the movement is not known, though Harvey may have been responsible for introducing it to him. The original English suggestion came from the Cambridge humanists, though it is not certain who started the mischief. Ascham is generally credited, but either Watson or Cheke, or someone else, may have given him the idea. Ascham looked up to Cheke, regius professor of Greek (and introducer with Smith of the Erasmian pronunciation) and claims to have studied under him,[2] but in fact Ascham, Watson, and Cheke were practically contemporaries. Whoever was responsible, it seems only natural that Harvey, a later Cambridge scholar, should develop an interest in a favorite project of his noted predecessors.[3] Sidney's circle became interested, perhaps through Archdeacon Drant, or Dyer, or Harvey and his elusive friends, »Maister Preston, Maister Still, and the reste.«[4] However, there is reason to doubt that Harvey was intimate with Sidney's group,[5] although Spenser seems to have

[1] As Lewis and others have noted, Chaucer's *Troilus* made a much deeper impression on the 16th C. than the *Canterbury Tales*. The same is true of the 15th C., Hoccleve, Lydgate, the Scots, etc. The effect of Chaucer's work was, apparently, to nip in the bud a promising alliterative revival, which had the psychological advantage of reverting to native strain at a time when England was struggling to throw off the last vestiges of Norman influence. Chaucer, opposing this temper, set a prosodic course of such influence that only a major revolution could have changed it. His influence, in fact, has continued unabated almost to modern times.

[2] See reprint of *Scholemaster* in Hebel & Hudson (eds.), *Tudor Poetry and Prose* (New York, 1953), 614.

[3] The final blow to the controversy was dealt by Samuel Daniel in his answer to Campion (an Oxford man).

[4] Smith, I, 90.

[5] The letters would certainly suggest that Harvey was acquainted with Sidney, but in a correspondence written with an eye to publication there is surely no reason to accept every statement literally.

maintained some contact with them. Despite the fact that Sidney's most important experiments occur in the *Arcadia*, which in all likelihood was written after Spenser's trimeter, it is usually thought that Spenser's interest in quantitative prosody developed as a result of his contact with Sidney's friends. It has not been suggested that he introduced the subject to them, though the possibility certainly exists. In any case Spenser's experiment must have provided some encouragement.

Drant is thought to have formulated the »rules» with which Spenser claimed to be familiar; however, no codification has been preserved, if indeed one were ever written. And poor Drant is memorable not for his influence on better poets, or for his skill as a translator, but largely for the opprobrious adjective *dranting* with which prosodists describe an especially obnoxious variety of stammering verse.[1] Except for a brief reference in the correspondence to »rules,» there is no evidence that Spenser paid any attention to Drant, and the »rules» referred to might well have been those of classical prosody which Spenser doubtless learned from Mulcaster. Drant may have been Sidney's authority, but if Spenser and Sidney used the same system they certainly interpreted it so as to produce very different results. Nor in Spenser's traditional poetry is there a trace of »dranting» versification.

[1] Perhaps the judgment is too harsh. Drant could write respectable, drab verse, though he had a tendency to revert to doggerel: »Right deab Mecenas, whats the cause / that none contente abyde,» etc. Not much of his work remains; this sample is from an article by Otto L. Jiriczek, »Der Elizabethanische Horaz,» *Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft*, xlvii, 1911, 42—68. Jiriczek states that »das Brit. Museum besitzt zwei Exemplare de *Medicinable Morall* [i.e. the two Horatian satires in question], eins in einem Sammelbande »Tracts», Sign. 76. e. 26. (2) . . .» Neither of Drant's prefaces has anything to say about quantitative verse, much less lays down any rules, both being largely devoted to Drant's explanation of how hard Horace is to translate. Nor does any of his verse, that I have seen, indicate the slightest attempt to employ quantity.

Scholars are inclined to take the Harvey correspondence seriously, as evidence that the quantitative controversy had reached a point where even great poets were attracted to it. The view may be shortsighted. In the first place, the letters appear to have been written with an eye to publication and accordingly may be more artificial than historical. Moreover, they are not very clear. It is difficult to see why Spenser and Harvey, if they were engaged in serious missionary work, would air such confused views. Still, both were ambitious men, and it was no disadvantage to show off their classical scholarship. Nor is it impossible they fancied some advantage might accrue from public association of their names with Sidney's. But if Spenser was seriously attracted to quantitative prosody, why did he write the *Shepheardes Calender*, the work in which he did most of his experimenting, without a single passage in classical meter? And why, after producing skillful trimeter, abandon the business forever? Sidney played the game much harder, but he had less poetic ambition and less talent than Spenser. Perhaps, then, the correspondence had ulterior motives or was intellectually playful — certainly it is less somber than most Elizabethan criticism.

There seems no doubt that the importance of the controversy has been exaggerated, while at the same time Spenser's particular skill has gone unrecognized. Certainly a quantitative prosody was in accord with the spirit of humanism, but no real revolt in form actually developed. Technically the controversy was of far less importance than that over rime. Spenser did not narrowly avoid a pitfall, as the corpus of his verse testifies. An amusing, intellectual game seems to have been mistaken, in our day, for a real poetic issue, and the situation deserves clarification.

Robert O. Evans

University of Kentucky

'RUNAWAYS EYES' AND 'CHILDREN'S EYES' AGAIN

While the principle stated by Professor Mustanoja (*NM* LVI, 250—258) that in the interpretation of Shakespeare we must consider the possibility that Elizabethan language differed from present-day usage, is correct, it is also true that we should not assume an Elizabethan usage of words or phrases totally diverging from present-day usage unless there exist compelling reasons for such an assumption, unless, that is, Shakespeare's text makes no sense without it. In my opinion, the two passages, *Romeo and Juliet* III, 2:

> Spread thy close curtain, love-performing night,
> That *runaways eyes* may wink, and Romeo
> Leap to these arms untalk'd-of and unseen

and Sonnet IX:

> The world will be thy widow and still weep
> That thou no form of thee hast left behind,
> When every private widow well may keep,
> By *children's eyes*, her husband's shape in mind

do not present absolutely sure evidence for the statement that the phrases *runaways eyes* and *children's eyes* are »parallel expressions, objective genitives used for 'eyes spying for runaways' and 'eyes looking at children'.» Professor Mustanoja grants that *children's eyes* might be interpreted without the assumption of an objective genitive, but obviously thinks that the parallelism of *children's eyes* and *runaways' eyes* is sufficient to support the interpretation of the latter phrase by the objective genitive.

As to the parallels quoted by the Finnish scholar, I could say that, apart from the two passages which seem to support each other, the evidence is not particularly convincing. While

we have objective genitives in Shakespearean phrases such as *thy picture's sight* (cf. also *thy sight*), the cases of *in the eye(s) of* (*in his parent's eyes, in eye of every exercise, in eye of Caesar's battle*) are different from those of the two phrases in question: *eye* has developed the meanings 'sight, range, presence' only within a sentence of the type *to be in the eye* = 'to be within the sight, reach, range, presence' (where the preposition *in* = 'within' is all-important), no case of *eye* = 'looking at' is attested. The semanticist is, I believe, not authorized to shift a meaning that is likely to develop within a certain context (*to be in eye of every exercise* 'to be where he *sees* every exercise') to a quite different context, only on the basis of a possible translation of the first which could also be used for the second (*runaways eyes* = 'eyes *seeing*, looking at, runaways'). Our two phrases *runaways' eyes* and *children's eyes* would then stand alone (and, of course, in Professor Mustanoja's theory, buttress each other).

Let us now turn to the passage that contains the latter phrase. The reason why Professor Mustanoja assumes the objective genitive (*children's eyes* 'eyes looking at children') is that in the context of sonnet IX the words *eyes* and *shape* cannot without difficulty be brought into »logical agreement»: »the idea of children being their parents' images occurs repeatedly in Shakespeare, but there is no implication that the parent's *shape* is reflected in the children's *eyes*.» But, it seems to me, Shakespeare does not intend to say that if the young man does not marry nor beget children the world will be a widow without children who would »reflect» (optically) in their eyes the father's shape (»the child's eyes often remind us of those of the father,» p. 252 — often, but not always, they do), but rather: without children whose eyes are »a form of thee» left behind by the father for the widow to behold. Shakespeare's »plastic eye» saw the eyes of children as *perfect forms* comparable to, and therefore reproducing, the *perfect shape* of the beloved fathers — microcosms, as it were, reproducing the macrocosm of the

father.[1] Thus *children's eyes* offers a »normal construction», while suggesting to us a very poetic (plastic-poetic) image that is compatible with all we know about Shakespeare's imagination.

How then to explain *runaways eyes*? We must emphasize here, I believe, the quality of the night that is called by the poet »love-performing»: the night is seen by Juliet as dedicated to this task alone; the *runaways* must then be the »protégés» of the Night for the same reason as Romeo is; the *runaways* are then what we would call today 'elopers', young *loving* couples that 'run away' together from their families (to think of them should not be alien to Juliet's mind): I know no parallel contemporary passage in which *runaways* would be said of lovers (the phrase *runaway marriage* is indeed attested by the NED only as late as 1871), but why should this expression not be used by Shakespeare of those who in the eyes of their families are 'deserters'? I am confirmed in this interpretation by the use of the verb *to wink* which may, of course, mean 'to close one's eyes, to sleep (for a short time), to nap,' but could also carry the connotation defined for present-day usage by Webster: »*To wink* is to close and open the eyelids rapidly . . . Figuratively, *wink* implies connivance or conveyance of a hint» (cf. German *winken* 'to nod') and extant in Shakespeare's usage (NED: *to wink at* 'to be complaisant with (an offending . . . person), to connive at the doings of'; *Macbeth*: »Let not light see my black and deepe desire. The Eye *winke at* the Hand»). Thus in the »love-performing night» there are to be seen (no spies intent on watching the lovers, as Professor Mustanoja's

---

[1] This must have been also the interpretation of Professor F. Baldensperger when he added in his French translation (»Les sonnets de Shakespeare», California Press 1943) the word 'new' that suggests substitution of one form by another:

> . . . Quand la plus humble Epouse aurait l'image neuve
> — Dans les yeux de son fils — de son Epoux manquant.

interpretation would have it) only lovers: those who themselves have eloped and therefore show connivance with Romeo rushing to his love —and Romeo who will be untalk'd-of and *unseen* (for the elopers will only *wink*, that is rapidly open and close their eyes so as not truly to *see* him).

Leo Spitzer

The Johns Hopkins University
Baltimore, Maryland

FAULKNER AND CHRIST'S CRUCIFIXION

The first impression received by the reader of William Faulkner is the overwhelming flow of words. Thomas Wolfe shares this characteristic with Faulkner, although besides this there is little similarity between the two writers. Both innundate the reader with rivers of words; both force the reader to accept the experience created in their novels as a kind of tidal wave of sense impressions. Yet after only a few pages of Faulkner the fledgling reader recognizes that my metaphor of a river is much more applicable to Wolfe than to Faulkner. Rivers, no matter how much their depth and rate of flow vary, tend to run in the same direction. And Faulkner's surge of word-ordered experiences soon confuses in its apparently meaningless constant flowing, constant twisting, and constant changing.

Let us look a little closer at what I have vaguely called word-ordered experiences. Faulkner's writings are not, in the conventional sense of the word, read; they are experienced. The author demands that his audience take part in the events within these novels and share the sense impressions of his characters — not as mere spectators but as active participants. We do not observe Quentin Compson telling his roommate the story of *Absalom, Absalom!;* instead we occupy Quentin's mind, sharing his intensities of emotion and his tortured mind's limitations. Most readers are unaware that there is a kind of

rational or scientific explanation for Quentin's torture and intensity. Quentin sees the parallels between the story he is telling Shreve and the unconsummated, though claimed, incestuous desires towards his sister, Caddy. Within a few months he will commit suicide. Of course, the emotional experiences of the novel can be had without this knowledge, but having this knowledge enriches our awareness of the texture of the book.

A Faulkner character would never just walk down the street; he would walk, stroll, and under the brooding somberness of a yellow September sun move slowly along what a more educated, more cultivated person (even though this education, this cultivation is now only a veneer, an evidence of the moth-eaten civilization of which he — the hypothetical observer — is a symbolic representative) would in moments of desperate levity designate a traffic thoroughfare. The first is simple narrative; the second is an attempt to make the reader feel himself walking down that street. At times the attempt is well-nigh pathetic, but I am assuming the rationale for the author's attempt is understood.

I am also assuming that you have passed beyond the simple confusion of the fledgling reader at the antichronological presentation of a Faulkner plot. I suspect my character walking down the street would be taking his stroll remembering events not yet happened — the past, present, and future are so completely mixed up. Funeral services frequently occur before death in Faulkner's novels. Time is therefore basic to the resolution of this confusion. During your clearing away of this confusion, you doubtless have become aware of the significance of what I earlier called word-ordered experiences. These are not merely chaotic, formless experiences; they are ordered into a kind of arrangement. French critics have dwelt enough on the time problem in these not disarranged, but rearranged reading impressions that it is necessary to do no more than mention the time problem.

Important as the subjective sense of time is, we must not think this is the only principle governing Faulkner's ordering of experience. An entire set of principles revolves around the symbolic structure of individual novels. The elucidation of these structures is of obvious help to the reader.

In three of Faulkner's novels the same set of symbols is used. I would like to examine these novels and this set of symbols. The symbols revolve around the crucifixion of Christ, and the novels are *The Sound and the Fury*, *Light in August*, and *A Fable*. Not coincidentally the first two are among Faulkner's very best books, and in the third the attempt is the greatest made in any of the novels even if the achievement does not measure up to the conception.

The Sound and the Fury is divided into four parts. The third part is dated April 6, 1928 — Good Friday — and the fourth April 8, 1928 — Easter Sunday. The first part is dated April 7, 1928 — the thirty-third birthday of the idiot Benjy, whose thoughts make up this first section. Finally, the second part, June 2, 1910, is occupied by Quentin's thoughts on his own death. Just in giving these superficial details, I have presented the main outlines of the crucifixion symbols for this novel. Christ was thirty-three years old at the time of his crucifixion; Benjy is also thirty-three. But Benjy is an idiot. Christ declared himself in the Temple at the age of twelve, grew for eighteen years, and had three years of ministry. In contrast, Benjy's mind grew only during his first three years, he was crucified by castration at eighteen, and he is still living insignificantly at the age of thirty-three. I could add more details, but they would all add up to Benjy as a Christ figure in reverse. The novel, in symbolic terms, is the account of this Christ in reverse set against the crucifixion and resurrection of the real Christ 1895 years before.

Let us look at Benjy a little more closely. I have called him a Christ in reverse, but that does not mean I am opposing good and evil. Benjy is not capable of a moral nature; his

mind is merely a series of sense impressions as presented to us in the first part of the book. The figure of Benjy is an amoral one, indifferent to all rational behaviour. Consciousness is opposed to unconsciousness. One day has no more meaning than another to him; therefore his day appropriately is neither the crucifixion nor the resurrection but just the day between when Christ was in the tomb. Faulkner does not push the parallels between Benjy and Christ very far; he is content to make the suggestion and let it stand—partly because of Benjy's basic amorality. But also the intensity of the story of the Compsons tends to push aside the symbolic functions of characters and incidents. Benjy is definitely limited in his symbolic function as a Christ figure. His crucifixion does not occur in connection with resurrection; fifteen years before 1928 he had been castrated, so that at the time of the novel he does not even attain sterility — he just is sterile. I believe we are justified in relating this symbolism more to Eliot's Fisher King in *The Waste Land* than we are to the Biblical Christ.

Part I, April 7, 1928, the confused sensations of an idiot. Part II, June 2, 1910, the day before Quentin Compson commits suicide. Our crucifixion motif is once again distorted. Benjy is not capable of death — his crucifixion is sterility. The Compson family is capable of death, yes, but not in connection with the moral victory of Christ's crucifixion. They know only the moral defect of suicide. To make sure the reader separates the defeat from the victory, Faulkner places the suicide eighteen years before 1928 — the present time of the novel.

Part III, Good Friday, April 6, 1928. And nothing really happens. We are in the mind of Jason, the last male Compson except for Benjy. Jason is fighting the battle against the Snopeses by adopting their immoral attitudes. His battle is only a material one, since he has long since lost the spiritual one. (It would be more accurate to say that the Compson

family lost this spiritual battle before Jason was ever born.) In this part is vividly shown how far the Compson family is from the symbols of Christ's crucifixion. There are only two references to these symbols in the entire section. The first is in the letter of Caddy to Jason about her daughter Quentin. In this letter Easter is written in the lower case to show that she is thinking only of the holiday season—man's day not the Lord's day. The second reference is more precise in its implications. Lester says to Jason, »Hit always cold Easter.« To this Jason replies, »Only this is not Easter.« Could the Compson denial be more complete?

Part IV, April 8, 1928, Easter Sunday. The Compson tomb has been opened during the preceding night by young Quentin, who elopes with a circus pitchman after stealing seven thousand dollars from her uncle Jason — he had stolen most of this from what Caddy had sent him for Quentin. Hardly moral exaltation here! As Jason cryptically remarks to his mother, »You never resurrected Christ, did you?« Neither the mother nor any of the Compsons have an answer to this question. That the resurrection is not for the Compson family is shown technically by the tense used in this part — past. In contrast, the other three sections of the book are in present tense. The days of moral victory and exaltation are in the remote past for the Compsons.

However, Easter is not missing from this last section. Dilsey, the faithful old Negro servant, in a beautiful pastoral scene, has her Easter morning service. She hears the Lord praised and is capable of sharing in that praise. Benjy attends the service with her, but he cannot comprehend the significance of the occasion. And, indeed, he is not wanted in either the white church or the Negro church. Only Dilsey's presence permits his. Benjy in the last scene of the novel objects to Lester's driving the carriage the wrong way around the square. Everything must be in its mechanical »ordered place.« For the Compsons there is only mechanical order, not spiritual.

Light in August has another Christ figure. This time it is the part-Negro Joe Christmas. Joe is also thirty-three years old. He is even presented to the world on Christmas Day at the orphanage, though he had been born earlier. He spends three years in Jefferson before he is killed and castrated by Percy Grimm. Joe's mother is essentially a virgin in spite of her one disastrous experience with sex and childbirth. Perhaps there are other details but they are few and minute.

If I attempt to push the Christ symbolism further, I am stopped. The novel does not occur in connection with Easter; its present time is August. The major theme of the novel does not involve either a parallel or a contrast to the Biblical Christ. In fact, the story in many ways is a caustic critique of the effects of Protestant Christianity on a small town.

How important then are the symbols I have just spoken of for the novel? The edition of *Light in August* (Modern Library edition) I have used in preparing this article has 444 pages. On page 197 Joe is said to be thirty-three years old. Every time thereafter when his age is mentioned, it is always thirty. Even the reference on page 197 is not clear; is he thirty-three at the time of the events of the novel or at the time of his arrival in Jefferson? Like Benjy, Joe Christmas' final death and castration reminds us much more of the sterile Fisher King than of the crucified Christ. Basing my remark solely upon the internal evidence of the novel, I think Faulkner started to write this novel with the crucifixion motif as a major theme, got sidetracked by the very nature of his characters and the situations they logically found themselves in, and dropped his original intentions. The possibilities for the novelist are there, but he does not exploit them. Though the Christ symbols add to the texture of the novel, they are not fundamental to the major thematic developments of *Light in August.*

Much different is Faulkner's last novel, *A Fable.* No longer need I worry about minutiae. I could give well-nigh innumerable

details to make my point of the integral importance of the crucifixion and resurrection symbols for the novel. But I shall give only a few, primarily not to prove, rather to suggest. The Christ figure is the corporal. He has twelve disciples, one of whom betrays him. (Even the thirty pieces of silver are brought in.) He is thirty-three years old and has apparently been doing his work for peace — Christ's ministry — for the three years preceding his execution. He is tempted and resists. (How easy it would be to use the very language of the Apostle's Creed in giving this quick summary.) He makes whole again the harlot Magda — Mary Magdelen. The women Mary and Martha remain faithful to him unto death itself. He is born in a stable of a poor woman and a great, in her eyes, father. He is killed between two thieves, one of whom turns to him for forgiveness. The execution, or crucifixion, takes place on Friday, and his body disappears from the grave on Sunday morning. Later he is glorified and sanctified.

But enough. This should be sufficient to establish my first point — the Christ symbols in *A Fable* parallel those of the Bible. And this is true in moral terms as well as in physical details. The corporal is good, and his presence serves to create good in those about him.

However, I have not yet answered the basic question — how do the Christ symbols relate to the major theme of the novel? I was interested to hear Faulkner (on a recording made in France for the USIS in September 1955) say that the book is a story of a father-son relationship. Indeed, most of the changes from the Biblical story occur as a result of the blood relationship between the old general and the corporal. (Of course, there are obvious changes — World War I in France is not Palestine 1885 years before.) For example, it is not the devil who tempts the corporal; it is the old general, the father, unless we conceive the old general as temporarily playing a satanic role. Though the conversation between the father and son (said by Faulkner to be the statement of what he was

most trying to say in the novel) is about the temptation, the overtones are intensely personal. And the general does just about all the talking, even to stating the theme of the novel, basically that of the Nobel prize acceptance speech. The general is speaking, »'I don't fear man. I do better: I respect and admire him. And pride: I am ten times prouder of that immortality which he does possess than ever he of that heavenly one of his delusion. Because man and his folly —' 'Will endure,' the corporal said. 'They will do more,' the old general said proudly. 'They will prevail.'« The mutiny of the regiment is an apparent failure. The corporal is killed and the war goes on. But the corporal can die, knowing that his death contributes to the prevailing of man and his folly, of man and his hopes. Because of this I can say that the Christ symbols of the crucifixion and resurrection are more intimately a part of this novel than they are of *The Sound and the Fury*. The novel Faulkner apparently started out to write in *Light in August* he finally wrote in *A Fable*.

I could say much more about the crucifixion and *A Fable*. But I would instead like to look back over the three novels and see what significance the Biblical story has for Faulkner. He does not ever make the events of his novels follow as closely the original story as does Joyce in *Ulysses*. He prefers to allow his characters to intrude upon the narrative story and change elements of the original. He does use the Biblical story as a symbolic means of making his own story acquire moral and religious significances. Without these symbolic overtones *The Sound and the Fury* would be no more than »a tale told by an idiot, full of sound and fury, signifying nothing.« Then Benjy's soliloquy would logically have concluded the novel. Much the same thing can be said for *A Fable*. The soldiers return to the war, but they have had, even though they do not realize it, a moral enrichment because of their mutiny and the corporal's crucifixion. And so has the reader for having participated in their experiences — to go back to words I used earlier.

And, finally, I would like to apply what has been said to the evaluation of the three novels. Can we say that one novel is better than another because of the use of this symbolism? We can say a little but not much. *The Sound and the Fury* is definitely enriched by the use of the Christ symbols, but their use is limited. Much of our satisfaction with the novel comes from the intense human qualities of the characters and events presented to us. This satisfaction is increased if we understand the role played by the Christ symbols, but evalution is not dependent upon their role. The undeveloped symbols in *Light in August* are a nominal weakness, but we must judge the final work not on these grounds but on what the novel does with what is developed. And immediately we are outside the Christ symbolism. Compared to *The Sound and the Fury*, *Light in August* makes much less use of this symbolism. In the first book we did not depend upon the Christ symbols for our judgement, but we found them affecting our final opinions. Since this is not true for *Light in August*, we cannot make any valid comparative judgements between the two books in the terms of any exploitation of this particular set of symbols. *A Fable* raises another kind of critical problem. Its major weakness is that the corporal never really exists except as a symbol. The symbol controls the human being. Even if we accept the father-son relationship as the core of the novel, the failure of the corporal to exist as a human being is a novelistic weakness in spite of the quite intense humanness of the old general. And so we must admit that *The Sound and the Fury* is a greater novel than *A Fable* in spite of the more explicit working out of the symbolic structure in the latter.

What critical principle is involved when we make the comparison between *The Sound and the Fury* and *A Fable*? We are close to saying that too perfect a symbolic pattern is a weakness, but is it not more accurate to say that the symbolic functions of characters and events must come after their

existence at the simple human level? Though this statement is true for most writers, it is particularly true for those like Faulkner who depend on the reader's directly experiencing the events narrated. Our comprehension of symbolic patterns adds much to our aesthetic awareness, but we must not let it deprive us of our experiencing the ebb and flow of life in a Faulkner novel.

Ward L. Miner

BESPRECHUNGEN

G. L. Brook, *An Introduction to Old English.* Manchester, University Press, 1955. Pp. xi-138. 10s. 6d. net.

Martin Lehnert, *Poetry and Prose of the Anglo-Saxons.* A text-book with introductions, translations, bibliography, and an Old English etymological dictionary. Two vols. Berlin, VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften, 1955 and 1956. Pp. xv-173 and 247. Price DM 15.30 for the text-book; no price given for the dictionary.

Professor Brook, perhaps better known to English university students through his *Notes on Some English Sound-Changes* than his good edition of the *Harley Lyrics*, has published a concise guide to Old English texts, with emphasis on the language rather than on literary aspects. As might be expected, considerable space has been given to matters of phonology and accidence. The book also contains a short chapter on syntax, packed with useful information. There are few basic things which one misses in this chapter; in the second edition, however, the author might with advantage include such characteristic features as the reflexive dative (e.g., *gā þē forþ* and *ic ondrǣde me God*) and non-expression of the subject-pronoun.

There are five short prose texts, viz. King Alfred's Preface to Gregory's *Pastoral*, a passage from the Old English Bede, from the West Saxon version of the Gospels, from *Apollonius of Tyre*, and from Ælfric's *Colloquy*, followed by detailed textual notes and a glossary serving the grammar as well as the texts.

The book can be warmly recommended as a primer to any student who wants to build up a solid basis for his study of Old English literature and of the history of the English language.

Prof. Brook's *Introduction* is in many respects comparable to the *Altenglisches Elementarbuch*, which Professor Martin Lehnert published in Sammlung Göschen in 1939.[1] Prof. Lehnert's *Poetry and Prose of the Anglo-Saxon*, on the other hand, is a new full-size reader, intended to give the student a comprehensive idea of the character of Old English literature with the aid of detailed literary introductions, rather full bibliographical hints for further reading, modern English translations, and a comprehensive glossary.

The poetry is arranged under eight headings, viz. charms, gnomic poetry, mnemonic poetry, riddles, elegies, religious lyrics, the heroic epic, and the religious epic (Cædmon and Cynewulf and their followers). The prose extracts have been taken from the Old English Chronicle, laws, wills, charter, Alfredian prose, Æthelwold, Ælfric, Wulfstan, and *Apollonius of Tyre*.

As in the *Altenglisches Elementarbuch*, there is a useful short account of the four great manuscript collections of Old English poetry. In the light of Dr. Kenneth Sisam's remarkable discoveries concerning the Vercelli Codex[2] the note concerning the fates of this manuscript seems to need some revision.

There are a number of printer's errors, none of them serious. Like Prof. Brook's book, the *Poetry and Prose* is a useful addition to the existing introductions to Old English literature.

Tauno F. Mustanoja

EINGESANDTE LITERATUR

Magoun, Francis, P., Jr., *Chaucer's Mediaeval World Outside of Great Britain*. Reprinted from Medieval Studies, XVII, 1955, 117—142.

—»— *Chaucer's Summary of Statius' Thebaid II—XII*. An offprint from Traditio (New York), XI, 1955, 409—420.

---

[1] The third, revised edition appeared in 1955.

[2] *Studies in the History of Old English Literature* (Oxford, 1953), pp. 109—18 (»Marginalia in the Vercelli Book»). See my review of this work in *Neuphilologische Mitteilungen*, LVI, 1955, 232—9.

Mar-Osterford, R., *Englische Idiomatik.* Nachschlagewerk der Englischen Umgangsschprache. Englisch — Deutsch mit deutsch-englischem Register, München, Hueber, 1956. 172 S. Preis kart. DM kart.

Matthes, Heinrich Ch., *Kampfrune und Buchschreibersymbole.* Sonderdruck aus Monumentum Bambergense, Festschrift für Benedikt Kraft zum 65. Geburtstag, S. 368—77. München, 1955.

Meissner, Paul, & Lehnert, Martin, *Shakespeare* (Sammlung Göschen, No. 1142). Berlin, Walter de Gruyter & Co., 1954. 136 S.

Middle English Dictionary, edited by Hans Kurath and Sherman M. Kuhn (Associate Editor). Plan and Bibliography, pp. xii—105; Part *F* 4, pp. 757—952. Ann Arbor, Michigan, University of Michigan Press, 1954 and 1955. Both fascicles $3.00.

A Middle English Metrical Paraphrase of the Old Testament, II, edited by Urban Ohlander (Gothenburg Studies in English, editor Frank Behre, Vol. V). Stockholm, Almqvist & Wiksell, 1955. Pp. 112. 12 Swedish Crowns.

Mimorum Romanorum fragmenta, collegit, disposuit, recensuit Marius Bonaria, fasciculus prior: *Fragmenta.* Università di Genova, Facoltà di Lettere, Istituto di Filologia Classica, 1955. Pp. xxxviii—179. Fasciculus posterior: *Fasti mimici et pantomici* 1956. Pp. vi—249.

Moderne englische Nacherzählungen für Mittel- und Oberstufe, hrsg. von Walter Spiegelberg, Heft I: Stories Heft 2: Geschichte, Kultur- und Sozialgeschichte; Biographien. Heft 3: Reisen, Abentueer, Entdeckungen; Gegenwartsprobleme, Lebenskunde. DM 2.80. München, Max Hueber.

Montaigne, Michel de, *Esseitä.* Valikoinnin suorittanut Klaus Holma, suomentanut Marketta Enegren, vieraskieliset sitaatit kääntänyt Reino Hakamies, johdannon kirjoittanut ja selityksin varustanut Eino E. Suolahti. Porvoo-Helsinki, Werner Söderström, 1955. XVI—415 p.

Mossé, Fernand, *Du nouveau sur le chevalier Jean Mandeville* (Études Anglaises, VIII, 1955, 321—5).

Nachrichten der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, I: Philologisch-historische Klasse, Jhg. 1953, No. 3: Kurt Latte, *Erinna* (S. 79—94); No. 4: Joachim Jeremias, *Zur Überlieferungsgeschichte des Agraphon »Die Welt ist eine Brücke«* (S. 95—103).

Nachrichten der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, Philologisch-Historische Klasse. Göttingen, Vandenhoeck & Rup-

recht. Jahrgang 1954: W. Krause, *Das Numerussystem des Tocharischen;* E. Öhmann, *Die ältesten germanischen Lehnwörter im Finnischen; H.* Neumann, *Beiträge zur Textgeschichte des »Fliessenden Lichts der Gottheit» und zur Lebensgeschichte Mechthilds von Magdeburg;* S. A. Kaehler, *Über einige politische Visionen des 19. Jhdts.;* R. Wittram, *Zur Beurteilung J.R.v. Patkuls;* G. Misch, *Studien zur Geschichte der Autobiographie:* I. *Othloh von St. Emmeran;* II. *Die Mediationen Guigos von Chastel, Prior der Grande Chartreuse.* — Jahrgang 1955, Nos. 1—2: E. Waldschmidt, *Zu einigen Bilinguen aus den Turfan-Funden;* H. und G. Mortensen, *Über die Entstehung des ostdeutschen Grossgrundbesitzes.*

Nachrichten der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, Philologisch-historische Klasse, Jahrgang 1955, Nos. 3, 4, 6—8. No. 3: Heinrich Dörrie, *'Υπόστασις*: Wort- und Bedeutungsgeschichte (S. 35—92). — No. 4: Herbert von Einem, *Bemerkungen zur Cathedra Petri des Lorenzo Bernini* (S. 93—114). — No. 6: Siegfried Schott, *Zum Krönungstag der Königin Hatschepsût* (S. 195—219). — No. 7: Reinhard Wittram, *Bismark und Gorčakov im Mai 1875* (S. 221—44). — No. 8: Walther Hubatsch, *Der Deutsche Orden und die Reichslehnschaft über Cypern* (S. 245—306). Göttingen, Vandenhoek & Ruprecht.

Neue Heidelberger Jahrbücher. Neue Folge, hrsg. von der Universitätsgesellschaft Heidelberg. Jahrbuch 1954. Verlag G. Koester. 120 S.

Nichols, R. A., *Nietzsche in the Early Work of Thomas Mann* (University of California Publications in Modern Philology, Vol. 45). 119 p. Price $. 1.70.

Nitze, William A., and Williams, Harry F., *Arthurian Names in the Perceval of Chrétien de Troyes. Analysis and Commentary* (University of California Publications in Modern Philology, Vol. 38, No. 3, pp. 265—298). 1 map. 1955.

Öhmann, Emil, *Tor Evert Karsten.* Gedenkrede, gehalten in der Versammlung der Finnischen Gesellschaft der Wissenschaften am 21. September 1953 (Societas Scientiarum Fennica, Årsbok — Vuosikirja, XXXII C N:o 1).

L'*Oriflamma*, collezione di testi romanzi o mediolatini, a cura di Francesco A. Ugolini. *1:* Giuliano Gasca Queirazza, *La Chanson de Roland* nel testo assonanzato franco-italiano, edita e tradotta. XXXVIII -387 p. — 2: *Alfonso Martinez de Toledo, e il suo »Arçipreste de Talavera»*, edito da Mario Penna. 249 p. Torino, Casa editrice Rosenberg & Sellier, s. a. [1955].

NOTES ON SOME MEDIEVAL LATIN WORDS

In vol. LVI (1955) of this journal, pp. 3—38, Dr. Reino Hakamies lists 122 Latin words and phrases from Finnish medieval texts which he finds to be either rarely recorded or altogether missing in the Latin glossaries consulted by him.[1] The article contains many valuable observations and comments.

The material on which the study is based is rather limited, the number of Finnish medieval documents and other texts preserved to our day, whether in Latin or in the vernacular, being comparatively small.[2] Another characteristic of the Finnish material is that it represents a relatively late phase of medieval Latinity, i.e., a period beginning round about 1250. It is a period for which the existing dictionaries are least satisfactory because only a very small proportion of the extensive Latin literature of the late Middle Ages has been studied from the lexicographical point of view. The fact that, lexicographically, the European Latinity of the later Middle Ages remains largely an unploughed field both adds to and detracts from the usefulness of Dr. Hakamies' list.

The dictionaries which he has consulted for his article do not include A. Bartal's important glossary based on Hungarian records.[3] In Hungary, the use of Latin for administrative and juridical purposes — and in many colloquialisms — survived

---

[1] In some cases the differences from the current forms and semantic notions are quite slight, as in *comitencia*, *reflectio*, *caritas*, and *experientia*.

[2] For the Finnish medieval archives and their vicissitudes see an illuminating study by K. Pirinen in *Historiallinen Arkisto*, 52 (Helsinki, 1947), 47—110 (with a summary in German).

[3] *Glossarium Mediae et Infimae Latinitatis Regni Hungariae*, Leipzig, 1901. It is to be regretted that in many cases the author has neglected to give the date of his entry.

down to the late nineteenth century.[1] Bartal's work is a valuable supplement and corrective to the dictionaries of Du Cange and Diefenbach.[2] Some thirty words of Dr. Hakamies' list, including several which he had not come across outside the Finnish documents, are to be found in Bartal's work. In some cases the meaning given in Bartal differs from that suggested by Dr. Hakamies.

In the following we discuss a number of words and phrases included in Dr. Hakamies' list. While emphasizing the fact that our notes are based essentially on random observations and not on a systematic study of printed texts or existing dictionaries, we feel that they throw light on some points raised by Dr. H.

a r t i f i c i a l i s, *dies* — »journée de travail». — Bartal, p. 214, enters *dies artificialis* »in quo artifices convenire solebant» (Hungarian *mesternap*) from a passage which runs »in templo artificialibus diebus . . . celebrari solito.» Cf. Vossius, s.v.

a v i s n o b i l i s »oiseau franc, faucon de chasse». Dr. Hakamies believes that the unique occurrence of this combination, which reflects the well-known classification of birds as »noble» and »ignoble» in falconry, in the fifteenth-century legend of S. Henry has to be explained in the light of French influence and above all of the influence of the University of Paris. In the absence of further instances it might safer to take this explanation to be only one of several possibilities.

b o i o r »boïard». Cf. Bartal, p. 79: *boër*, *boëro*, *boiaro*, *bojarus*, *boierus*, and p. 82: *boyaro*, *boyero*; all entered in the meaning »boïard».

---

[1] Among the quotations there are comic passages comparable to the best in the *Epistulae Obscurorum Virorum*, like the following one from *Patvarista Novitius* by Molnar (A.D. 1762; Bartal, p. xix): »in praesciti ottomanicae Portae subditi birsagiatione Tripartitali sancita perque Judlium nostrum exacta non minus peccasse.»

[2] Not Dieffenbach, as printed by Dr. Hakamies.

c a s t r e n s i a »redevances seigneuriales». In the Swedish translation accompanying the original document the word is rendered by »slåtzens rättigheter». Joh. Jan. and Reuchlin give the following explanation: »castrensis dicitur dignitas vel honor castrorum.»

c h o r i z a r e »danser». Under *corisare* »dantzen» Diefenbach gives references to several medieval glossaries. Cf. also Bartal, p. 124 (date 1501), and *Gemma.* Vossius: »chorizare 'coreas ducere': Guilhelmus eques auratus in Hodoeporico sive de Terra Sancta, cap. iii: est elephas animal disciplinabile: ad sonum instrumenti musici chorizat et saltat». Margit Sahlin, in *Étude sur la carole médiévale* (Upsala, 1940), quotes two passages with *chorizare*, viz. (p. 142): ». . . tam in domibus quam in plateis et in Ecclesiis se invicem manibus tenentes chorizabant et in altum saltabant, ac quaedam nomina daemoniorum nominabant, videlicet Friskes et similia . ..»[1] and (p. 177), »hoc cantant angeli et sancte virgines coram deo et agno, chorizantes alterutrum ad leticiam se provocantes.»[2]

c o m m o d i o s i u s »plus commodément». Bartal, p. 149, enters *commodiose* from a text dated 1255, while Diefenbach, *Nov. Gl.*, p. 103, enters *commodosus.*

c o m p a c t a t u m »ce qui a été fixé et décidé». The context, dated 1500, runs »contra compactata inter nos et instrumentata.» Cf. Bartal, p. 150, *compactata, -orum* »pactum, foedus, Vertrag», dated 1434. For the word *instrumentata* in the above quotation see p. 278, below, under *instrumentare.*

c o m p a c t u a l i s »relatif à un accord ou traité». Cf. Bartal, p. 463, under *pactualis.*

c o n d i l e c t u s »l'un des deux amants». The passage in which this word occurs runs »tercium indicium est impaciencia

---

[1] Quoted from J. F. C. Hecker, *Die grossen Volkskrankheiten des Mittelalters*, Berlin, 1865, p. 186.

[2] From V. Schönbach, »Ein Zeugnis zur Geschichte der mhd. Lyrik» (*Zeitschrift für deutsches Altertum*, XXXIV, 1890), p. 215.

condilecti.» Bartal, p. 158, enters *condilectus* »dilectus» from the following passage: »ministram voluit Christus Martham et condilectum discipulum, sc. Joannem.»

craticula »candelabre rappelant le gril par sa forme», in a context which reads »item una alia parva cruccula, item una craticula argentea, item unum reliquiarium argenteum» (dated 1515). Cf. Bartal, p. 182, who has *craticula* »Spitzen», recorded, for example, from the following passage: »craticularum vulgo recze pro linteaminibus at antependiis frusta octo.»

deficientia »absence, manque». The word has been entered by Bartal, p. 202, in this sense. Cf. ibid. *deficientia* »sacerdotum domus, quos vires deficiunt.»

depositorium »grenier d'abondance». Cf. Du Cange, III, p. 70, Bartal, p. 207, Márton, II, col. 1800.

experientiam habere alicuius rei »être au courant de». Cf. Diefenbach, *Nov. Gl.*, p. 162: »expergencia i. certa noticia seu exigencia.»

fallibiliter »traîtreusement». The adjective *fallibilis* »deceptive, deceitful» is current in medieval Latin. Cf. Baxter and Johnson, p. 167, and Sleumer, p. 326. The new *Middle English Dictionary* of Hans Kurath and Sherman M. Kuhn (Ann Arbor, 1953) enters *fallible* »unreliable» from before 1420 (Lydgate). The examples quoted suggest that the adjective was used above all in reference to the transitoriness of the joys of this world, as in »þis worldis joye is transitorie And þe trust on it slippir and fallible» (Hoccleve). It is possible that in medieval hymns the adverb *fallibiliter* appeared simply as a counterpart of *infallibiliter*. Cf., for example —

> Ecce illud verum scias
> Et infallibiliter,
> Hoc, quod scribit Isaias,
> Relegas sagaciter.[1]

[1] *AH*, VI, p. 67, stanza 58, printed from a fifteenth-century manuscript.

f a v o r o s u s »plein de faveur». Dr. Hakamies, who quotes the word from a document dated 1523, had not come across the word anywhere except in Diefenbach, in which it was given as a synonym of *favorabilis*. The adjective occurs in Joh. Jan. (s. v.), Du Cange, III, p. 424 (»favore plenus»), Bartal, p. 265 (dated 1465), and Diefenbach, *Nov. Gl.*, p. 169 (favorosus »vull günstes», dated 1417).

f r u s t i c u l u m »paillette». Cf. Bartal, p. 285: *frusticulum* »dimin. a *frusto*». Cf. also *Gemma: frustulum.*

g r a d u a t o r »ordinateur». Cf. *graduare* and *graduatio* (Du Cange, IV p. 92). Cf. also Baxter and Johnson, p. 194, s.v. *graduor*, Bartal, p. 296, *graduari* and *graduatio*, Vossius, p. 147, *graduatus.*

i l l u m i n a t i v u s »inspirateur, illuminatif». The word is also to be found in Sleumer, p. 408, and Bartal, p. 316. A good example of the popularity of this type of derivation is quoted by Bartal (p. xi) from *Libellus de Virtutibus*, by Andreas Pannonius: — »Nam fides omnium bonorum est nunciativa, finitiva et plantativa, fides cordium vivificativa, fides mentium illuminativa, viarum Dei ostensiva, et dubiorum omnium manifestiva, fides est spiritualium tenebrarum et sordium purgativa, virtus creaturarum omnium effectiva, omnium contentiva et conservativa, omnium provisiva.» As for the suffix, cf. Y. Malkiel, »The Development of *-ivu* in Latin and Romance» (*Language*, XVII, 1941, 99—118).

i n f o r t u i t u s »fortuit». Cf. Bartal, p. 334: *infortuitus* »casu accidens».

i n s t i t o r »banquier». The explanation »a huckster, a hawker, a pedlar», given in most Latin dictionaries (e.g., in the recent Haas-Kienle, published in 1952), is defective and insufficient, as also noted by Dr. Hakamies. There is ample evidence for the meaning »a factor, a broker, an agent» (Ch. T. Lewis and Ch. Short, *A Latin Dictionary*). Cf., for example, *Vocabularium Iurisprudentiae Romanae*, III, p. 768 ff., as well as Joh. Jan. and Reuchlin. *Gemma* gives the following explana-

tion: »Institor id est mercator oft te samen coepen oft die gemenscap dingen.» Perotti, p. 123, 5, says: »Institor enim dicitur cuicumque negotio praepositus.» Vossius, p. 41: »Officinae praeest magister, institor tabernae.» Bartal, p. 341: »Codex Cambio Mercantilis 13: non secus institores seu complementarii, sodales item, quibus mercantilis quaepiam societas aut privatus negotiator generalem in negotio agendi firmaque sua utendi plenipotentiam contulit.» Cf. further Battisti-Alessio, *Dizionario etimologico italiano*, III (Florence, 1952). p. 2053.

It may also be worth mentioning that the *NED* enters *institor* in the primary sense »a factor or agent, a broker», as a term occurring mainly in Roman and Scottish law. There is, among others, a quotation from G. J. Bell's *Commentaries on the Laws of Scotland* (1856): »An *Institor* or the person who has the management of a shop, has a presumed authority to bind his principal.»

i n s t r u m e n t a r e »établir un document officiel». The definition is somewhat inaccurate, as seen from the following passage, on which it is based: »Si ita sit, prout firmiter credo et ex literis vestris elicio, contra compactata inter nos et instrumentata nullo modo venire intendo.» Cf. Du Cange (IV, p. 383): *instrumentatus* »in instrumento descriptus.» Cf. also Vossius, p. 300: »instrumentatum non dixero, sed cum Graecis organicum.»

i n s u m m a r e. The word occurs in the following passage from the fourteenth-century legend of S. Henry: Beatus Augustinus . . . boni doctoris officium insummat per hec verba.» Dr. Hakamies, who has not come across this verb in the glossaries available to him, rightly assigns it the meaning »résumer». We find that Littleton also enters *insummare*, but in the sense »perficio».

l a p i s and l a p i s a l t a r i s »pierre d'autel». Cf. Du Cange, V, p. 28: »lapis portatilis pro altari portatili» (dated 1300).

l a t o m i a »briqueterie». Dr. Hakamies refers to Ham-

marström,[1] according to whom the noun *latomus* may also have the meaning »mason». Cf. also Littleton: *latomus* »a Quarryer, one that getteth Stones out of the Quarry, an Hewer of Stones, a Mason.»

l i b e r t u s »seigneur franc». Cf. Sleumer, p. 473: *libertus, -a, -um* »frei, unabhängig».

l i r i p i n t e u m »liripipion, chaperon, bonnet d'un grade universitaire, bonnet de docteur». The word occurs under a large number of variant forms, the most common of which is *liripipium*. Among these variants, only *retropendium* can be said to be Latin, though this need not mean that it is the original form. It may be worth mentioning that Bartal, p. 578, enters *retropendium* and *retropendile*.

As for attempts to trace an etymology for the word, cf. Vossius, p. 79, and *NED*, s.v. *liripipe*.

m a g i s t e r c o n s u l u m »bourgmestre». The passage in which the phrase occurs, dating not from 1340, as given by Dr. H., but from *ca.* 1340, has been reproduced in a slightly inaccurate form. It reads: »Honorabilibus viris et discretis, magistro consulum ceterisque consulibus civitatis Rewaliensis.» According to Bartal, p. 167, and other sources, *consul civitatis* occurs in the sense »burgomaster» = *magister civium* (cf. *Gemma*, Joh. Jan. and Reuchlin). In the fourteenth century there were four burgomasters and twenty-four city councillors in Tallinn (we are indebted to Prof. V. Niitemaa for this piece of information). The burgomasters were all of equal standing, and it may be assumed that the letter quoted at the beginning of this note was sent to one of them. It would seem, therefore, that in this document the words *magister consulum* stand for one of the burgomasters and *consules civitatis* for the city councillors.

m a g i s t e r c u r i a e »connétable or maréchal de la cour». The term *magister curiae* is by no means a *hapax lego-*

---

[1] *Glossarium till Finlands och Sveriges latinska medeltidsurkunder*. Helsinki, 1925.

menon. In the meaning »the overseer of a curia» it occurs as far back as Plautus, *Aulularia*, 1, 2, 29. Cf. Diefenbach, *Nov. Gl.*, p. 243, »hoffmeister», Du Cange, V, p. 169, »idem videtur qui supra magister aulae»; *magistri curiae* »qui vulgo nunc consiliarii parlamenti». Bartal, p. 398, »qui praesertim in curia militari iudicis munere fungebatur», »praefectus familitii aulici» (with numerous examples).

m i l l e a r t i f e x »celui qui connaît mille ruses». Cf. Bartal, p. 420: *milleartifex* »praestigiator, artium fabricator; ezermester; Tausendkünstler»; the passage runs: »potuit et virgo beata tentari . . . a diabolo, qui est milleartifex in tentando.»

n o b i l i t a r i s »varlet». Cf. Bartal, p. 440: *nobilitaris* »a nobilibus inhabitatus, ad nobilem pertinens».

o r a c u l u m »priére». The passage reads in full as follows: »quod nec quidem humano ingenio fieri unquam potuisse presumit, sed potius Dei genitricis, cui se mei devote devoverant, oraculo impetratum.» We wonder whether *oraculum* in this context should not be interpreted as »auctoritas, vis» or the like, rather than »prayer». »Auctoritas, vis» is the meaning assigned to *oraculum* by Bartal, p. 456. Cf. also Baxter and Johnson, p. 287: *oraculum* »demonstration of the divine will» (recorded from the fifth to the eighth century). According to Dr. Hakamies, Du Cange records an instance in which *oraculum* in used in the sense »a prayer». We have failed to find any such instance under *oraculum*. On the other hand, Du Cange, VI, p. 52, enters *oracula* »dim. ab Oratio, Oracion» from a Latin glossary of the medieval period.

Bartal also records the phrase *oraculo vivae vocis* mentioned by Dr. Hakamies.

i n o r g a n o c a n t a r e. Dr. H. explains this as »chanter à deux voix». Cf. Sleumer, p. 571: *organum* »Stimmorgan, Orgel; Harfe, Flöte» (similarly Bartal, p. 460); cf. also Joh. Jan. Reuchlin says: »Organum etiam dicitur modulatio quae fit in cantilena et proprie cum talibus instrumentis vel vasis.» Accord-

ing to Dr. H., Du Cange enters *canere in organo*; s.v. *organum* (VI, p. 63 f.) we have only noticed *organo cantare* and *organo triplo decantare;* cf. Du Cange, VI, p. 64: *organizare.* Vossius, p. 237: »*organare* et *organizare* 'pro organis sive instrumentis musicis canere'.»

organicus, *canticum organicum* »chant à deux voix». Cf. Bartal, p. 460: *organicus modulus* »sonus organi». Cf. also Joh. Jan.: *organicus* »ad organum pertinens».

organo vive vocis »de vive voix». Bartal, p. 460, takes this phrase to be identical with *oraculo vive vocis.*

It seems that in expressions of this kind, words like *organum*, *oraculum*, and the like are largely expletive in character. Cf. the following passage from a hymn in *AH* (Vol. XXI, No. 134), reproduced from a manuscript of the mid-fourteenth century:—

Dulces laudes tympano
Cum melodis organo
Referentes Domino
Gratulemur Stephano.

porcistetum »porcherie». Cf. Joh. Jan., Reuchlin, and Du Cange (»*porcistetum* . . . dicitur locus ubi porci stant sive stabulum porcorum»). *Gemma:* »*porticetum* (sic!) id est stabulum porcorum, een verkens stal.»

propagatrix »propagatrice». Also in Bartal, p. 534, but obviously taken from a late text.

pyr »feu». This Greek word is well attested in medieval glossaries. Cf. *Corpus Gloss. Latin.*, V, p. 321, 17, Joh. Jan., and Reuchlin. *Gemma:* »*pir* grece latine dicitur ignis;» cf. also Perotti, 4, 35. Diefenbach, *Nov. Gl.*, p. 292: *pir* »fŭr». There are also numerous compounds with *pyr* as the first member, such as *piracmon*, *pirale*, etc. (Diefenbach), *pyritegium* »tempus quo ignis vel extinguendus vel cineribus obruendus» (Vossius, p.

187), and later ones like *pyraustus*, *pyritaceus*, *pyrobola*, *pyrolus*, *pyromantia*, etc. (Bartal, p. 546).

q u i r i t e s = ? Dr. Hakamies thinks that »l'énigmatique *quiritum* doit s'expliquer comme une faute de lecture ou de copie.» This word, which Hammarström (*op. cit.*) also left unexplained, occurs in a passage which reads *convocatis . . . quiritum et militarium expeditionibus*.[1] As suggested by Dr. H., the expression seems to be parallel to the formula *convocatis militum et militarium expeditionibus*, current in northern Europe.

There is no doubt that *quirites* in this expression has practically the same meaning as *milites*, viz. »knights» (cf. Diefenbach, *Nov. Gl.*, p. 253: *miles* »trabant, ritter des streitz», *militaris* »ritters gnoss»), established by Du Cange, VI, p. 617: *quirites* »bellatores primi ordinis, virtute bellica illustriores milites»; e.g., Sugerius in *Vita Ludovici* VI: »Primo enim congressionis impetu cum regii Quirites multa caede, mira audacia, a fossato eos sicut victos propulissent, exordinatis aciebus eos indifferenter insequentes agitabant,» etc. Joh. Jan. and Reuchlin, s.v. *quiris*, explain the usage in this way: ». . . Romani dicti sunt quirites quasi hastati et fortes, unde et quandoquidem quirites dicuntur milites qui hastam secum deferunt.» Diefenbach, *Nov. Gl.*, p. 311, assigns *quiris* the meaning »römischer Ritter». In the Roman army it was a shame for soldiers to be addressed as *quirites* (cf. Suet. *Caes.*, 70, and Du Cange's note, *loc. cit.*).

r a p t i s s i m e »en toute hâte». The word is in Bartal, who also quotes it in the phrase *raptissime scribens*.

r e c a l c i t r a t i o »résistance». Cf. Bartal, p. 557: *recalcitrator*.

r e f l e c t i o »réflexion». Cf. Bartal, p. 563: *reflectio* (rectius *reflexio*) »ratio, cogitatio».

R o m a n a m c u r i a m s e q u e n s »titre donné aux banquiers qui servaient d'intermédiaire entre les débiteurs et la

---

[1] *FMU*, IV, 3211 = *Scriptores Rerum Danicarum*, VIII, 417; dated 1463.

Chambre apostolique». (Cf. *institor*, above.) Perotti, 730, 61, writes: »Romana curia dicitur pontificis maximi patrumque et minorum pontificum conventus, quod in ea totius orbis terrarum et christianae reipublicae negotia curentur, nec minus profana quam sacra, a qua *qui eam sequuntur* curiales appellantur.»

s t e l l u l a »petite étoile». Cf. Reuchlin, s. v. *stella:* »inde hec stellula dim., id est parva stella.» Cf. also Joh. Jan. and

> Ave templum divinae majestatis,
> Florens Aaron virgula,
> Radiosa stellula
> Divinitatis.[1]

Diminutives like *stellula* and *gemmula* occur not very infrequently as terms of endearment in hymns to the Blessed Virgin composed at the end of the Middle Ages.

s u a l i s »de porc». Du Cange, VI, p. 415, s.v. *porcus*, quotes »summa porcorum sualium 25, bevralium 144» (cf. I, p. 647: *beurales*) from S. Remigius. Cf. also VII, p. 502, s.v. *soalis* (for *sualis*).

v a l e d i c t i o »adieu». Bartal, p. 688, enters *valedictio* »actus valedicendi, salvere iubendi»; cf. *valedictorius, -a, -um* and *valedictoria, -ae*, and *-ae, -arum*.

v i c e s i u r a t a s c o m m i t t e r e a l i c u i »donner sous serment plein pouvoir à quelqu'un». Cf. Sleumer, p. 820: *vices alicuius supplere, gerere, rependere*, with instances from the *Corpus Juris Canonici*, and the *vice*-family of phrases in Du Cange, VIII, p. 313 ff., and Bartal, p. 695 ff.

v i g o r e »en vertu de». Sleumer, p. 882: *vigor* c. gen. »infolge». Cf. further Bartal, p. 698, *vigor* »auctoritas», Du Cange, VIII, p. 328, *vigor* »consuetudo, usus».

---

[1] *AH*, I, No. 12, st. 2 (p. 55), printed from a sixteenth-century copy of an earlier collection.

v i s a »visa, vu et approuvé». Bartal, p. 701: *visa* »formula approbationis, subscriptio»: ». . . subscriptione aut visa firmati.»

u m b r a m e n. This word is quoted from a Latin hymn written about 1500 —

Patris sub umbramine
Natus es ex virgine
Sacro flamine.

Dr. Hakamies explains *umbramen* as »ombre protégeante, protection.» It is unlikely, however, that in the passage quoted the word is used in this sense. It is obvious that *umbramen* has here the same meaning as *ombrement* has in Old French texts of the same kind (Godefroy, V, p. 596^{c}: »action de couvrir de son ombre; pris au figuré, en parlant de l'incarnation de Jésus-Christ»). Cf. Luke i. 35: »virtus Altissimi obumbrabit tibi. Ideoque et quod nascetur ex te Sanctum, vocabitur Filius Dei.» Cf. also Godefroy s.v. *soi ombrer*, *soi ombroier*, and *ombroier*, v. neutr.

ABBREVIATIONS

AH = *Analecta Hymnica.*

Bartal = Bartal, A., *Glossarium Mediae et Infimae Latinitatis Regni Hungariae.* Leipzig, 1901.

Baxter and Johnson = J. H. Baxter and Ch. Johnson, *Medieval Latin Word-List from British and Irish Sources.* London, 1934.

Diefenbach = Diefenbach, L., *Glossarium Latino-Germanicum Mediae et Infimae Ætatis.* Frankfurt, 1857.

Diefenbach, *Nov. Gl.* = Diefenbach, L., *Novum Glossarium Latino-Germanicum Mediae et Infimae Ætatis.* Frankfurt, 1867.

FMU = *Finlands medeltidsurkunder* (Finnish Medieval Documents), printed by R. Hausen. Helsinki, 1910—35.
Gemma = Hoochstraten, M., *Dictionarium Quod »Gemma Gemmarum» Vocant.* Antwerp, 1545.
Joh. Jan. = Johannes Januensis, *Catholicon.* Lugduni, 1496.
Littleton = Littleton, A., *Linguae Latinae Liber Quadripartitus — A Latine Dictionary in Four Parts.* London, 1678.
Márton = Márton, J., *Lexicon Latino-Hungarico-Germanicum, I—II.* Vienna, 1818.
NED = *A New English Dictionary.*
Niermeyer = Niermeyer, J. F., *Mediae Latinitatis Lexicon Minus*, Fasc. 1. Leyden, 1954.
Perotti = Perotti, P., *Cornucopiae.* Venice, 1527.
Reuchlin = Reuchlin, J., *Vocabularius Breviloquus.* Basel, 1494.
Sleumer = Sleumer, A., *Kirchenlateinisches Wörterbuch.* Limburg, 1926.
Vossius = Vossius, G. J., *De Vitiis Sermonis et Glossematis Latino-Barbaris Libri Novem.* Amsterdam, 1695.

February, 1956

Pentti Aalto — Tauno F. Mustanoja

MHD. *EIN* IN AUFFÄLLIGER VERWENDUNG (MIT ROMANISCHEN PARALLELEN)

Ernst Gamillscheg zum 70. Geburtstag

W. Braune in PBB XI, 518 hat, ausgehend von »respektvoller» Verwendung des unbestimmten Artikels im (veralteten) Kanzleistil wie *Ein hohes Ministerium*, *Eine hohe Landesregierung*, auf parallele volkstümliche Wendungen des 16. Jhs. hingewiesen (Volkslied: *Gott grüss mir e i n ganze Nachbarschaft*, H. Sachs: *Was hat* e i n *rhat beschliessen tan*?) sowie auf ältere

mittelhochdeutsche Beispiele (Vorauer Alexander: *Alexander begunde dô streichen* / ein *ros daz nie nichein man begunde weichen*, von ihm übersetzt: 'Alexander begann da zu streicheln *jenes* (vielbesprochene) Ross, welches vorher noch niemand zu bändigen unternommen hatte' — der Buciphal war vorher ausführlich beschrieben worden; Wolfram, Parzival: *er kôs* ein *burc, diers âbents sach,* / *dô im diu aventiure geschach* 'er sah jene schon bekannte Burg' [der vorher schon 10 Verse gewidmet waren]; Fierabras, 16. Jh. (aus dem Gedächtnis zitiert): 'er war *ein* Vater des X' statt 'der Vater'; besonders häufig im Nibelungenlied, wo abweichende Manuskripte oft die Interpretation zu geben scheinen: für *unze daz sie kômen* zeiner *bürge wît:* / *diu was geheizen Santen* . . . hat C: *unze daz si kômen* zer *bürge wol bekant* . . . *diu was ze Santen genannt;* für *mit* einem *scharpfen swerte daz im gap Rüedegêr* hat C: *mit* dem *scharpfen swerte;* ohne solche Ersetzung durch die Manuskripte: *Do kom der küene Volkêr*, ein *edel spileman.* Wie seine Übersetzungen zeigen, sah Braune in dem unbestimmten Artikel ein »Demonstrativpronomen», eine »hervorhebende», Funktion, die er zuerst vom Zahlwort *ein* '*einzig*', dann vom unbestimmten Artikel im Sinn von 'ein gewisser' (dies in einem Nachtrag PBB XII, 392) ableiten wollte. Beiläufig erwähnte er auch mhd. Vokative mit *ein: lache*, ein *rôsevarwer munt* 'lache, du rosiger Mund!', *genâde, ein küneginne* 'Gnade, oh Königin!', ferner den Brauch der Minnesänger, »die für den Dichter sehr bestimmte, aber nicht nennbare *vrouwe*» mit *ein wîp, ein frouwe* zu bezeichnen (Walther: *mich enwil* ein wip *nicht an gesehen: die brâcht ich in die werdekeit*), wozu Hildebrand PBB XIV, 590 lateinische Parallelen aus Plautus beisteuert (*una mulier*, 'eine gewisse, die der Sprechende kennt, aber nicht zu nennen Anlass hat').

Ludwig Tobler, PBB XV, 380 wirft seinem Vorgänger vor, dass er den fraglichen Übergang von unbest. Artikel zu Demonstrativ nicht »erklärt», sondern nur »angenommen» habe; auch müssten die verschiedenen Fälle individuell behandelt werden.

Er stellt *ein frouwe, ein wîp* der Minnesänger, das er aus der Rücksicht auf die Dame erklärt (indem durch das *ein* »das ganze Verhältnis . . . weniger vertraut erscheinen soll») mit Fällen wie *Ein hohes Ministerium, Eine hohe Landesregierung* zusammen, worin durch den unbest. Art. »die hochgestellte . . . Behörde aus Ehrfurcht oder Höflichkeit dem Sprechenden etwas ferner gerückt werden» soll. Den Brauch der volkstümlichen Epik (Nibelungenlied), Personen, die bereits genannt waren, durch *ein* vorzustellen, als ob sie neu wären, erklärt Tobler aus dem Gebrauch früher Rhapsoden, die, einzelne Episoden aus einem grösseren Sagenkomplex vortragend, ihre Helden mit Rücksicht auf ihr Publikum immer wieder neu einführen mussten — diese Appositionen, die zu »demonstrativ anaphorischer Bedeutung» neigten, blieben dann stehen als die Episoden zu einem dem Publikum bekannten Ganzen zusammenwuchsen. Tobler zitiert noch einen interessanten Fall (Flore:) *ichn weiz wer* ein maget *waere, diu schoenest die ich ie gesach,* mit der er die merkwürdige Kuppelung von best. und unbest. Art. in (Nib.) *ein diu frouwe, die er noch nie gesach* zusammenbringt: 'eine (und zwar) die Frau, welche . . .'

Behaghel, *Deutsche Syntax* I, 135 behandelt unsere Wendungen unter der Überschrift »scheinbare Vertauschung der Artikel»: er leugnet also den von Braune angenommenen Bedeutungsübergang, der »künstlich konstruiert» sei (Wolfd.: *do lôste* ein *sîdîn hemde daz hochvertige wîp* »das bekannte, berühmte Hemd?!»), und erklärt den vom Nhd. abweichenden Gebrauch aus der Gewohnheit des Mhd., im Prädikat den unbest. Art. mehr als das Nhd. zu verwenden (mhd. *er was ein ackerman* = nhd. *er war Bauer*); vom Prädikat aus sei das *ein* in die Apposition eingedrungen: *wir Heinrich von Pfaffwang,* ein *burggrafe,* von da in Sätze, in denen der Gattungsbegriff vorangeht: (Theophil) *ik wil doch weder keren to* eyner *vrowen heren, de ist gheheten Maria,* (Walther) *im sleich* ein *hochgeborniu frouwe nach, rôs ane dôrn, ein tûbe sunder gallen.* Auch der Vokativ mit *ein* erkläre sich aus der Apposition (*genâde,*

ein küniginne). Andere Fälle erklären sich aus Kontaminationen: (Iwein) *ich waene wol, sie was sîn wip*, ein vrouwe, *diu da vor im saz* (vor ihm sass eine Frau, die war sein Weib + die Frau, die vor ihm sass, war sein Weib), wie auch die Fälle mit *ein* + best. Art. (*ein diu frouwe, die er noch nie gesach*). Das *ein* vor Namen von Behörden, das B. vom 15. Jh. an belegt, sei aus dem *ein* bei der Apposition zu erklären wie auch aus prädikativen mhd. Ausdrücken des Typus *einen ze einem rate kiesen*.

Carl von Kraus, in einem Aufsatz »Das sog. demonstrative *ein* im Mittelhochdeutschen» (ZfdA 67, 1 ff.) glaubt im Gegensatz zu Braune an keine besondere Entwicklung des mhd. unbest. Artikels, sondern er habe »in allen gruppen die function, ein einzelnes wesen oder eine einzelne sache aus der betreffenden gattung herauszuheben», wie aus seiner Übersicht der verschiedenen Gruppen hervorgehe. Ich setze im Folgenden zu von Kraus' einzelnen Gruppen einige seiner typischen Beispiele:

I. Fälle, in denen keine Gleichsetzung des *ein* mit dem best. Art. in Frage kommt:

1. vor dem prädikativ gebrauchten Substantiv (*Michael ist ein hehrer Engel. Simon von Kyrene . . . der ein vater war Alexandri und Ruffi*
2. vor dem Vokativ (*Michael*, ein *engil hêr, vernim; genâde*, ein *küneginne*
3. vor Eigennamen (ein *Aristoteles*)
4. wo die betr. Person absichtlich nicht näher bestimmt wird (*ein wîp* bei den Minnesängern)

II. Fälle, wo im Mhd. (nicht im Nhd.) unbestimmter und bestimmter Artikel zugleich gesetzt werden, weil zwei Gedanken oder Vorstellungen vorliegen:

1. vor folgendem Superlativ (*ein der hertiste strît, der vordes oder sîet ergie*, »*ein* bezieht sich auf das Substantiv, *der* auf den Superlativ»
2. In sonstigen Fällen (*ein diu frouwe, die er noch nie gesach* »([ihn liebte] die Dame, eine Dame, die er noch nie erblickt hatte)»

III. Fälle, in denen die ältere Sprache zum unbestimmten, die neuere zum bestimmten Artikel greift:

1. neben appositionell gebrauchten Substantiven (*sie gingen zuo Pharaône*, zeinem *chunige vil hêre; do kom der küene Volkêr*, ein *edel spileman*), wobei das *ein* sich durch die dem Hörer »neuen» Adjektive rechtfertigt: *hêre, edel;*

2. vor Bezeichnungen von Ämtern und Behörden (*an stat* eis *burgermeisters und* eis *rats zuo Basel; an ein hohes bayerisches Ministerium der Finanzen*), wo ebenso wie in 1 die Bestimmungen *zuo Basel* und *bayerisches* das Neue bringen, das das *ein* rechtfertigt;

3. vor folgendem Relativsatz (*unze daz si kômen* zeiner *bürge wît, diu was geheizen Santen*] 'bis sie zu *einer* Burg kamen, *der* Burg, die Santen hiess'; *wer was* ein *maget, diu den grâl truoc? ir mantel lêch man mir an* 'wer war eine Jungfrau, die Jungfrau, die den Gral trug?'; mit *ein* wird »der reine Vorgang ohne jede Rücksicht auf den Leser oder Hörer geschildert»;

4. wo der Zusammenhang den bestimmten Artikel entbehrlich macht, weil früheres Vorkommen des Begriffs in Erinnerung ist (*an* einem *morgen fruoe huoben si sich dan* 'morgens'; *swie sin uragete* ein *ubil hunt, idoch was ez im wol chunt* 'ein übler Hund' = 'der üble Hund' = der Teufel);

5. wo das frühere Vorkommen des Begriffs an der betr. Stelle nebensächlich erscheint (*von rehte muosez* [das Kind] *saelic sîn*: *ez zôch* ein *reichiu künigîn unze zuo zwelf jâren* 'war es doch eine mächtige Königin, die ihn aufzog'; *aller werdekeit* ein *füegerinne, daz sît ir zewâre, frouwe Mâze; im sleich* ein *hôchgeborniu frouwe nâch, rôs âne dorn, ein tûbe sunder gallen; wir Heinrich von Pfaffwang, ein burggrafe*). »Behaghels erklärung, dass durch *ein* der einzelne vertreter einer art bezeichnet wird, ist also unanfechtbar, sie ist nur . . auch auf die

personenbezeichnungen auszudehnen und braucht auch keineswegs auf das *ein* bei substantiven in prädicativer stellung beschränkt zu werden;»

6. wo der Dichter den Vorgang an sich ohne jede Rücksichtnahme auf sein Publikum darstellt (*Dô het der herre Liudegêr uf* eime *schilde erkant gemâlet* eine *krône vor Sîvrides hant* »mit obigen versen schildert er [der Dichter, der zuvor für den Leser erzählt hat, dass Siegfried und Liudeger von Sachsen im Kampf aneinander geraten waren] nun den vorgang wie er sich in der seele Liudegers abspielt: zuerst nimmt er *einen* schild wahr, dann eine krone darauf, und nun erst weiss er, dass es Siegfried ist, den er vor sich hat»).

Zusammenfassend bemerkt von Kraus: »Die bedeutung des unbestimmten artikels ist also von den älteren zeiten bis in die gegenwart hinein unverändert geblieben: was sich vielfach geändert hat, ist nur die einseitige auswahl die der sprechende oder schreibende unter den beiden artikeln trifft, wenn ein doppelseitiger gedanke oder eine doppelseitige vorstellung vorliegt». Immerhin gibt von Kraus auf S. 16 zu, dass das »heldenepische *ein*» (III, 6) sowie einige der früher besprochenen Gebrauchs weisen »etwas emphatisches erhalten, indem der Dichter sich mit schrankenloser hingabe in den augenblicklichen vorgang versenkt, so dass er darüber alle ableitenden nebengedanken, wie rücksicht auf den hörer oder leser beiseite lässt.»

Die Paul-Gierach'sche Mittelhochdeutsche Grammatik, 15. Aufl. (1950) hat dann in § 225 e, im Hinblick auf Behaghels und von Kraus' Arbeiten, die Annahme einer hinweisenden Bedeutung von mhd. *ein*, wie sie Braune verfocht, abgelehnt. Sonderbarerweise behauptet Ulrich Pretzel[1] in dem Bande

[1] Ich bin jedoch Prof. Pretzel für einige bibliographische Hinweise zu Dank verpflichtet.

»Das Institut für deutsche Sprache und Literatur» (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin I, 1954) dass »Behaghels Versuch, den Braune'schen Hinweis auf die demonstrative Funktion abzuschwächen . . . durch Kraus richtiggestellt worden» sei, und fügt aus eigenem hinzu, dass mhd. *ein wîp, ein man* statt Eigennennamen stehe.

Der mit mittelalterlicher Literatur vertraute Romanist, der alle diese Äusserungen der Germanisten als ein relativ Unvoreingenommener liest, kann sich nicht des Eindrucks erwehren dass, trotzdem jeder der vier Protagonisten gelegentlich Neues und Richtiges bringt, keiner die Gänze der Phänomene genügend erklärt hat und dass ein neues Durchsprechen derselben nicht nutzlos sein wird. Bevor ich das einlässliche System von Kraus' als die letzte u umfassendste Behandlung im einzelnen diskutiere, mag es mir verstattet sein, die Verdienste der vier Protagonisten um unsere Konstruktionen so zu charakterisieren: Braune hat eine Reihe von (vom. Nhd. aus) auffälligen mhd. Wendungen als solche charakterisiert, und wenn er auch durch die mechanische Gleichsetzung mit einem »Demonstrativ» die Erklärung unmöglich gemacht hat, so hat er doch das wissenschaftliche Problem aufs Tapet gebracht; Ludwig Tobler hat, aus dem Bedürfnis einer »Erklärung» heraus, gefühlt, dass Individualisierung der Fälle notwendig sei, und auch in den Fällen des mhd. *ein wîp* der Minnesänger, wie der Kurialwendungen *eine hohe Landesregierung* eine brauchbare Erklärung angedeutet; Behaghel hat mit seinen Annahmen von Analogien und Kontaminationen in echt junggrammatisch-mechanischer Weise »Erklärungen» zu geben vermeint, während das Problem doch grade darin besteht, das Warum der Analogien oder Kontaminationen zu finden; von Kraus hat wieder seinerseits die Erklärung der Phänomene zu grossem Teil dadurch verunmöglicht, dass für ihn best. und unbest. Artikel an sich logisch gleich möglich erscheinen, wobei man sich immer wieder fragt, *warum* die mhd. Autoren eine andere Wahl als wir getroffen haben; mit der Entdeckung in Fall III,

6 einer künstlerischen Darstellungsweise des Dichters, die in dem *ein* liege, ist er jedoch der *stilistischen* Betrachtungsweise, die in solchen Fällen die einzig fruchtbare ist, nahegekommen, ohne dass er sich der spezifisch stilistischen Intention in allen von ihm erörterten Phänomenen bewusst geworden wäre.[1]

Ich werde nun die einzelnen Gruppen, die v.Kr. unterscheidet, in ihrer Aufeinanderfolge durchsprechen und die jeweilig notwendige stilistische Interpretation zu geben versuchen: v.Kr. schreibt zu I, 1: »wenn wir im nhd. sagen: 'der *der* Vater Alexanders war', so sagen wir das in hinblick auf Alexander, der nur einen Vater hatte; Luther hingegen

---

[1] Der Begriff der Stilistik scheint diesem dem Positivismus vergangener Generationen so nahen Kenner des Mhd. ganz ungeläufig: mit der Bestimmung des Logisch-Möglichen glaubt er alles Nötige zur Erklärung beigebracht zu haben (der bekannte Irrtum Wilhelm Wundts, der Bedeutungsübergänge mit logischer Klassifikation *erklärt* zu haben glaubte). So schreibt v.Kr. in einer Anmerkung S. 14, »wechsel des standpunctes »genüge, um den vom Nhd. abweichenden mhd. Gebrauch des Präteritums durch einen einen Auftrag ausrichtenden Boten zu erklären (*er* [der Auftraggeber] hiez *iu sagen* gegenüber nhd. 'er lässt euch sagen'): »beim präteritum denkt man an den Zeitpunct da der auftrag erteilt wurde, beim präsens an den da er ausgerichtet wird». Aber *warum* lässt der Iwein-Dichter den Boten den Zeitpunkt der Auftragserteilung bevorzugen? Genau so sagen Boten im spanischen Cid-Epos: *myo Cid uos saludava* 'der Cid grüsste Euch', *besaua vos las manos myo Cid* 'er küsste Euch die Hände', und Menéndez Pidal, in seiner Grammatik § 163, verfehlt nicht den *Stilwert der Höflichkeit* zu erwähnen, der in dieser Rückverlegung der Handlung liegt, und der dann auch im Span. auf andere Situationen (wo der Standpunkt der Rückverlegung einer Handlung nicht recht möglich ist) übergegriffen hat (schon im Cid-Epos: *ya doña Ximena, la mi mugier tan complida, / commo a la mi alma yo tanto vos quería* 'ich liebte (statt 'ich liebe') euch wie meine eigene Seele' (ähnlich it. *volevo dirle*, bescheidene, ursprünglich rückdatierende Ausdrucksweise: ['als ich den Entschluss fasste, mit Ihnen zu sprechen) wollte ich Ihnen sagen' statt 'ich will Ihnen sagen'. Bekanntlich ist im lateinischen Briefstil dieselbe höfliche Rückverlegung zu der Tempora finden.

denkt an die kategorie vater (zum unterschied von der kategorie sohn, enkel, usw.), von der Simon ein einzelnes individuum ist».

Zu dem Lutherschen *Simon von Kyrene . . . der* ein *vater war Alexandri und Ruffi* gesellt sich offenbar das von Braune aus dem Gedächtnis zitierte 'er war ein Vater des X' (Fierabras). Es wundert mich hier, dass v.Kr. nicht den Gegensatz solcher Wendungen zu dem von ihm selbst entdeckten Typus (III, 6) der Darstellung »ohne jede Rücksicht auf das Publikum» erkannt hat. *Der ein vater war Alexandri* ist gerade mit Rücksicht auf das Publikum, nicht auf Alexander gesagt: von Kraus war der Wahrheit ganz nahe, als er schrieb, dass unser geläufiges 'der *der* vater Alexanders war' »im Hinblick auf Alexander» gesagt sei. Wenn dem so ist, so müssen wir den unbest. Art. als solchen als stilistisch ambivalent erklären, aber im Einzelfall die verschiedenen Abweichungen vom modernen Sprachgebrauch aus verschiedenen stilistischen Absichten erklären: das »heldenepische *ein*», das sich aus der Perspektive der handelnden Person erklärt (*Dô het der herre Liudegêr uf* eime *schilde erkant gemâlet* ein *krône* . .) ist das Gegenteil des publikumsbezogenen '*der* ein *vater war Alexandri*'[1]).

Der Romanist wird bei einem Beispiel wie 'er war *ein* Vater des X' sofort an eine Konstruktion erinnert, die schon Diez, Rom. Gramm. III, 78 belegt und ich selber in *Nueva revista de filología hispánica* IV, 1ff. besprochen habe: in spanischer Volkspoesie wie in anderen romanischen Sprachen finden sich Wendungen wir *un hijo que tengo* 'ein Sohn den ich habe', und sogar *una madre que tenía* 'eine Mutter, die ich hatte' statt des einfachen *mi hijo* 'mein Sohn', *mi madre* 'meine Mutter'. Die Wendung mit dem Possessivpronomen lässt den Verwandten als selbstverständlichen persönlichen Besitz erscheinen, wie

---

[1] Ebenso ist das mhd. *zeinem wîbe nemen* publikumbezogen im Ggs. zu nhd. *zur Frau nehmen*, das den Standpunkt der besprochenen Person widerspiegelt.

es dem natürlichen Gefühl des Sprechenden naheliegt, während die Wendung mit 'ein' + Relativsatz 'den (die) ich habe' vom Gesichtspunkt des Gesprächspartners ausgeht und die Verwandtschaft sozusagen vor dessen Auge entstehen lässt: 'mein Sohn' ist egozentrisch, 'ein Sohn, den ich habe' rechnet rücksichtsvoll mit der Kenntnis (oder der Unkenntnis) des Anderen. Genau dies muss auch die Gefühlsheimat von mhd. 'er war *ein* Vater von X' sein: der unbestimmte Artikel verrät die Perspektive des Partners — und dieser Perspektivismus ist sozusagen ausgeartet, indem dieses rücksichtsvolle Entstehenlassen der Verwandtschaft selbst auf Fälle übertragen wird, wo keine Pluralität vorliegen kann (wie in 'ein Sohn, den ich habe' = einer meiner Söhne), sondern nur Unizität ('der Vater', 'die Mutter'). Es ist also die höfliche Rücksichtnahme auf den Partner im volkstümlichen Text, in einer Art preziöser Verabsolutierung, weitergewuchert.

Wie alle Höflichkeitsformen eine Tendenz zur Formelhaftigkeit, zu Abschleifung durch den Gebrauch zeigen, ist es auch den Wendungen mit 'haben' statt Possessiv ergangen: wenn *un hijo que tengo* nur die höfliche Variante für (*el*) *mi hijo* ist, werden sich leicht Kontaminationen einstellen wie *el hijo que tengo, mi hijo que tengo*. So finden wir schon im Cid-Epos neben *sus fijas* auch *las fijas que ha, sus fijas que el ha* von den Töchtern des Protagonisten gesagt (ebenso altport. *um meu soo filho que tiinha*, wörtlich 'ein meiniger einziger Sohn, den ich hatte')[1]. Auch im Mhd findet sich *diu liste die er*

[1] Es sei hier noch angemerkt, dass höfliche Rücksichtnahme auf den Gesprächspartner im Altromanischen auch noch in anderen Fällen als denen der Verwandtschaftsbezeichnungen eintreten kann: man betrachte folgende Stelle aus dem *Bolma de Myo Cid*, v. 627 ff.:

> Al rey de Valencia embiaron con mensaje
> que a *uno que dizen mio Cid Roy Diaz de Bivar*
> ayrólo rey Alfonso . . . .
> vino posar sobre Alcocer . . .

hat (wie altfrz. *sa proece qu'il avoit*) und noch bei Goethe ist *gib sie dem Kanzler den du hast* (= deinem Kanzler) letzter Reflex eines ursprünglichen »höflichen» 'ein Kanzler den ich habe' = 'mein Kanzler'. Vom rein formalen Standpunkt der Kontamination aus vergleicht sich mhd. *ein diu frowe* . . . I, 2: über die stilistische Erklärung des *ein* vor Vokativ (*genâde*, ein *küneginne!*) macht sich v.Kr., der einfach mit »Einzelwesen der Gattung gleichgesetzt», d.h. logisch, operiert, nicht zu viele Gedanken. Er schreibt zwar: »zu erklären wäre höchstens [sic!], warum das nhd. davon abgewichen ist», gibt aber keine Erklärung für dies »Abweichen». Behaghels formal-genetische Erklärung vom Prädikat aus (*O min herre Jesu Kriste*, ein *fürste unmeziger rihtlickeit* stamme von *O Jesu Kriste, du bist ein fürste* . . .) scheint mir auch sachlich unrichtig. In Wirklichkeit handelt es sich um Ausrufe über dritte Personen (*eine*

'dem König von Valencia sandten [verschiedene Städte, die der Cid bedrohte] die Botschaft dass *einen, der Mio Cid . . . genannt ist*, der König befeindete . . . . nun hat [der Cid] Alcocer belagert [und er bedroht unsere Städte]': 'einen, der Mio Cid . . . genannt ist' kann nicht aus Rücksichtnahme für den Leser stammen, der ja den Cid von Anfang auf der Bühne gesehen hat, es ist einzig als Ingrediens der Höflichkeit der Städter gegenüber dem König von Valencia zu verstehen: sicher war auch diesem der Name und die Geschichte des Cid nicht unbekannt. Es ist eben ein Akt der Höflichkeit von seiten des Sprechers, Unbekanntheit des Partners mit dem dem Sprecher Bekannten vorauszusetzen. (Zugleich mag dem Dichter die Möglichkeit, die bisherige Geschichte des Cid »episch» zu rekapitulieren, nicht unlieb gewesen sein: dies ist nicht »ungeschickte Doppelerzählung», wie sie v.Kr. an einer später zu besprechenden mhd. Stelle annimmt).

Unter Umständen kann Höflichkeit auch in Voraussetzung der Bekanntschaft des Hörers mit dem dem Sprecher Bekannten bestehen, was sich besonders in einer kulturell hochstehenden und kulturell geeinten Gesellschaft finden wird: so schrieben französische Grammatiker des 18. Jhs (vgl. Damourette-Pichon I, 514) vor, ein antikes Zitat eher durch *disait* cet *ancien* als durch *disait un ancien*, einzuleiten.

küneginne! ein fürste!), die zu Anrufen an zweite Personen geworden sind: dem Romanisten fallen sofort parallele Vokative mit *uno* aus dem aspan. Cid-Epos ein. Menéndez Pidal in seiner Grammatik dieses Textes, § 118, zitiert: *venides Albarfáñez,* una *fardida lanza!* 'kommt, A., ein mutiger Speerwerfer!', *Martin Antolinez,* un *burgalés leal* 'oh M. A., ein treuer Bürger von Burgos!' Im Romanischen hat sich in solchen Ausrufen statt Anrufen oft auch der bestimmte Artikel eingestellt: vgl. im altspan. *Cid,* v. 2072 *oydme las escuellas, cuendes e ynfancones* 'höret mich, die Truppen, Grafen und Infanten!' und wie sehr Vokative mit best. Art. und solche mit unbest. Art. in diesem Gedicht stilistisch gleichwertig sind, zeigt die Tatsache, dass derselbe Martin Antolínez, der in v. 1459 mit u n *burgales leal* angeredet wurde, in v. 3066 als *Martin Antolinez, el burgalés*

Ganz unhöflich, egoistisch-solipsistisch ist es, wenn in der Novelle *The Catcher in the Rye* des zeitgenössischen Amerikaners J. B. Salinger ein Junge, der einen eigenen Stil spricht, das Demonstrativpronomen in eigenwilliger Weise für Dinge gebraucht, die seinen Zuhörern unbekannt sein müssen, aber lebhaft vor seinem eigenen geistigen Auge im Moment des Erzählens stehen (Kapitel I):

> We'd gone in to New York that morning for *this* fencing meet with McBurney school [kein Preisfechten war vorher erwähnt worden] . . . I had to keep getting up to look at *this* map, so we'd know where to get off [keine Landkarte war erwähnt worden] . . . He [ein Lehrer] wrote *this* note saying he wanted to see me . . . . . *This* teacher that taught biology, Mr. Zambesi stuck his head out of *this* window in the academic building . . .»

Für den Hörer solcher monologischen Erzählung (also auch für den Leser) wird das Pronomen ein Anlass zur Vergegenwärtigung dessen, was dem Sprecher schon gegenwärtig ist: er muss, was ihm als schon bekanntes Faktum geboten wird, gleichsam rückläufig erst als Faktum für sich feststellen: er erfährt aus dem Ausdruck 'dieses Preisfechten' überhaupt erst, dass es ein solches gegeben hatte.

de pro angesprochen wird (dass auch stete stilistische Variation der Anreden innerhalb einer *einzelnen* Rede in Betracht kommt, kann man aus Stellen wie v. 1458 ff. und 3063 ff. ersehen); in frz. Volksliedern findet sich *ohé, la belle!*, volksfrz. *adieu les dames!, allons la mère!*, ital. *deh, caro il mio marito, fatemi quella grazia!*, abruzz. *la bbella fémmənə!* 'buona donna!' (als Anrede), altmailändisch *or ven andai, le tre Marie*, vgl. zuletzt Rohlfs, *Hist. ital. Gramm.* § 656 — und genau dasselbe ist auch im Mhd. möglich, wie v.Kr. 's eigene Belege zeigen: *ich wil dich warnen, Hagene,* / daz *Aldriânes kint!; nu zeige uns übers wazzer,* daz *aller wîseste wîp!* Ursprünglich waren die Vokative mit best. Art. ebensowenig wie die Vok. mit unbest. Art. an zweite Personen gerichtet, sie wurden nur in beiden Fällen zu *An*rufen zweiter Personen, als der Affekt, der sich in den so viel stärkeren *Aus*rufen (sozusagen vor einem Publikum) äusserte, sich abschwächte. Dies ist die stilistische Nuance beider Ausrufs-Artikel, wenn sie in Anrufen verwendet werden. Der stilistische Unterschied zwischen *ein küneginne* und *daz aller wîseste wîp* besteht in der grösseren Distanz, die der unbest. Art. ausdrückt (in der Tat ist die Ausdrucksweise mit best. Art. im Romanischen oft familiär oder bäuerlich geworden, in ihren Stilwert gesunken, cf. *ohè la belle!, la bbella fémmənə!*).

v. Kraus schliesst sich Behaghels Erklärung (*ein* + Vokativ < *ein* + Prädikat) insofern an, als er behauptet, im Mhd. seien die beiden Gebrauchsweisen ganz identisch (*du bist ein fürste — ein fürste unmeziger rihtlickeit*), im Nhd. dagegen sei *ein* beim Prädikat »geblieben», beim Vokativ ungebräuchlich geworden (aber warum?). Abgesehen davon, dass die Apposition nicht notwendigerweise ein Prädikat darstellen muss (z.B. *ein fürste . . ., eine küniginne* können im Ausruf ebenso wie ursprüngliche Prädikate auch Subjekte gewesen sein: *ein fürste, eine küniginne* [*ist da!*], verführt die Formulierung v.Kr.'s zur Ansicht, dass das *ein* vor Vokativ je eine so regelmässige Erscheinung gewesen sei, wie das *ein* vor Prädikat: *genade, o küniginne* war doch im Mhd. ebenso der vorherrschende Typus

wie im Nhd., und *genade, ein (diu) küniginne!* ist auch im Mhd. eine Abweichung vom Logischen. Die Unabhängigkeit des *ein* vor Vokativ von dem des Prädikats kann auch dadurch bewiesen werden, dass im Altspan., in dem wir *uno* + Vok. belegten, gerade beim Prädikat der unbest. Art. meist fehlt (*Martín Antolinez, sodes ardida lanza* 'M. A., ihr seid ein mutiger Speerwerfer', Menéndez Pidal, loc.cit.). Dass diese Wendungen in den neueren Sprachen (Mhd. wie Romanisch) sich im allgemeinen nicht gehalten haben, liegt an dem Ungrammatikalischen und Irrationalen ihres Ursprungs: die neueren Sprachen sind mehr oder weniger durchgrammatisiert oder -rationalisiert worden.

I, 4: v. Kraus stellt zu I, 3 (appellativischer Gebrauch eines Eigennamens in anerkennender Weise: *ein Aristoteles*) das *ein wîp* der Minnesänger (*ein wîp mac wol erlouben mir*), was mir gar nicht einleuchtet: in [*er ist*] *ein Aristoteles* ist eben dadurch, dass der Eigenname appellativisch gebraucht ist, die ganze Eigenartigkeit des Individuums Aristoteles beansprucht worden, um ein anderes Individuum zu charakterisieren (dieses ist ein zweiter Aristoteles geworden), dagegen ist *ein wîp* von Hause aus ein Appellativ und die ganze Spannung zwischen Eigenname und Appellativ fällt weg. v.Kr. schreibt noch: »wenn man hier mit Braune übersetzen wollte 'eine gewisse frau', so hätte man den Sinn verfehlt; richtiger, wenn auch ebenso unpraktisch wäre 'eine ungewisse frau', am besten aber trifft den sinn das 'sie' unserer modernen lyriker. so wenig wie diese ihre geliebte dem leser näher bezeichnen, einfach weil es das fremde publicum nichts angeht, so wenig haben es die minnesänger getan.» Toblers Ansicht, dass das *ein* das ganze Verhältnis »aus Rücksicht auf die Dame selbst weniger vertraut erscheinen» lasse, wird mit einem »schief Tobler . . .» abgetan. Man wundert sich hier dass v.Kr. jeder individualisierend-stilistischen Erklärung dadurch aus dem Wege geht, dass er von vornherein Identität moderner und mittelalterlicher Liebeslyrik annimmt (singen übrigens wirklich alle mo-

dernen Lyriker nur von »ihr», nicht von Lydia, Friderike, Marianne?) — wo doch die Schweige*pflicht* des Troubadours (das *celar*), die Notwendigkeit, die Dame mit einem Pseudonym (altprov. *senhal*) zu bezeichnen, ein ganz anderes Klima schafft als moderne »fakultative» Dichterdiskretion über die Identität der Geliebten. *Ein wîp* 'die Dame, die ich weder näher bezeichnen darf noch will' ist für die Minnesänger einzigartig charakteristisch, ebenso wie für ihre Vorgänger, die provenzalischen Troubadours: Bernart de Ventadorn in dem Lied *Era·m cosselhatz* erzählt uns: *Una domna·m det s'amor, / l'ai amada lonjamen* 'eine Dame (*ein wîp*) gab mir ihre Liebe, die ich lange geliebt habe' und spricht dann im Verlauf des Gedichts von *ma domna*, spricht sie auch an als *domna*, aber die Anonymität der Dame wird durchgehalten. Auch *una* 'eine' genügt als Bezeichnung der Dame: so liest in Cercamon der Herausgeber Dejeanne: *Per una joia m'esbaudis* / D'una *qu'anc re non amiey tan* 'ich freue mich an einer Wonne, [die] von einer (Dame) [kommt], in Vergleich zu welcher ich niemand so sehr liebte', während Jeanroy (nach anderen Mss.) anstatt *d'una: fina* liest: 'ich freue mich an einer Wonne, einer schönen' — im letzteren Falle würde *una joia* 'eine Wonne' das abstrakte Deckwort für '*eine* Dame' sein, wie so oft bei den Troubadours (vgl. in einem anderen Liebeslied Cercamons: *Vuelh un novel chant comenzar* / D'un *amor cui am e dezir; / Mas tan s'es de mi loignada* . . . 'ich will einen neuen Sang beginnen von *einer* Liebe, die ich liebe und begehre; *sie* hat sich jedoch von mir so entfernt . . .'; ebenso bei Wilhelm von Poitou: *Mout jauzens me prenc en amar* / un *joy don plus mi vuelh aizir* 'gar fröhlich wandte ich mich zur Liebe *einer* Wonne, die ich voll geniessen möchte', wobei die abstrakte Bezeichnung erst in v. 21 dem konkreteren *midons* 'meine Herrin' weicht; ebenso führt Jaufre Rudel die Dame zuerst als *un'amor de lonh* 'eine ferne Liebe' ein).

Dieselbe geheimnistuerische Art, die Dame zu behandeln, liegt auch im Gebrauch des aprov. Demonstrativpronomens *cela* 'diese' vor (was aber nicht im Sinne einer Identität von

unbest. Art. und Dem.-Pron. im Sinne Braunes gedeutet werden soll): vgl. in Marcabrus Gedicht *A la fontana del vergier* die Zeile: . . . *Trobey sola ses companhier* selha *que no vol mon solatz* 'Am Brunnen . . . fand ich allein . . . diejenige, die meine Freude nicht will' (erst in der 2. Strophe rückt der Dichter mit der näheren Beschreibung hervor: 'das war ein Mädchen schönen Körpers' . . .), oder in Bernart deVentadors Gedicht *Chantars no pot . . .: Mout ai be mes mo bon esper, / cant* cela · *m mostra bels semblans qu'eu plus dezir* . . . 'ich habe meine Hoffnung gut gesetzt, wenn *diejenige*, die ich am meisten begehre, mir freundlich begegnet'. 'Eine (Dame)' und 'diejenige (Dame), die . . .' geben dem Publikum dasselbe Rätselraten auf, nur ist 'eine (Dame)' noch respektvoll-unbestimmter als 'diejenige (Dame) die'.

Hier kann ich zu Pretzels Versuch, mhd. *ein man, ein wîp* (*frouwe*) als Ersatz eines Eigennamens aufzufassen, Stellung nehmen. So bedeute in »Moritz von Crûn«: *dô sie Troie mit ir kraft besâzen durch ein vrouwen* 'als die Griechen mit aller ihrer Macht Troja belagerten um *Helenas* willen', Parz. *swer die* [sc. Armut] *durch triuwe lîdet, / hellefiur die sêle mîdet. / Die dolte* ein wîp *durch triuwe* 'wer aus lauter Menschenliebe Armut auf sich nimmt, der entgeht damit aller Höllenpein. Und solche Armut nahm aus lauter Opferwilligkeit *Herzeloide* auf sich': »und damit hat Wolfram durch die Nennung des *Namens*, die er mit den Worten *ein wîp* in Wahrheit vollzieht, den Anschluss an den Schluss (sic!] des zweiten Buches, eben Herzeloidens Aristeia, wiederhergestellt.» Nichts ist willkürlicher als solche Identifikation: *ein vrouwe, ein wîp* bedeuten 'eine Frau, ein Weib' und nichts anderes: dass damit auf Helena bzw. Herzeloide vom Dichter *gezielt* wird, ist etwas anderes, und der Grund, warum der Dichter die Namen nicht nennt, ist der Wunsch nach bloss anspielender Ausdrucksweise, die den Leser zur Mittätigkeit auffordert: im einen Fall zur Vergegenwärtigung der Ursache des Krieges der Griechen und Trojaner, im anderen zu der Identifikation mit der im Vorhergehenden geschilderten

Mutter Parzivals. Dies ist keine »neue Verwendungsmöglichkeit des Wörtchen *ein*», sondern nur eine Abwandlung des mittelalterlichen Gebrauchs umschreibender Wendungen, genau wie im Fall von *ein wîp* (*vrouwe*) für die Gelibte. Eine lexikologische Angelegenheit, die im mhd. Wörterbuch verzeichnet werden müsste, ist das nicht, nur eine stilistische; es würde sich nur dann um die erstere handeln, wenn diese Wendungen sich an Stellen fänden, wo es auf die Nennung eines bestimmten Namens ankäme — was natürlich an sich eine Unmöglichkeit ist. (Auch sonst erlaube ich mir Zweifel an der schrankenlosen Lexikalisierung stilistischer Wendungen, die Pretzel vorschlägt: wie will er *beweisen*, dass *ob sî vor valsche ist behout* »nur» heisst 'ob sie treu ist' oder *darumbe ich nicht vermîde, ich entrage iu holden muot* »einfach» 'trotzdem liebe ich Euch ewig'? Mit derselben Logik könnte man meine eben gebrauchte nhd. Wendung *ich erlaube mir Zweifel* lexikalisch gleichsetzen einem 'ich zweifle').

II. Die Fälle der Nebeneinandersetzung von unbest. und best. Artikel, »weil zwei Gedanken oder Vorstellungen vorliegen», sind korrekt analysiert (man könnte übrigens zu *ein der hertiste strît* . . . das frz. *une femme la plus belle* vergleichen); nur scheint mir charakteristisch, dass der unbest. Artikel stets vorhergeht (*ein diu frowe* . . ., nie **diu ein frowe*), was sich daraus erklären muss, dass die »publikumberücksichtigende» Wendung natürlicherweise vor derjenigen zu stehen kommt, die die »Perspektive der handelnden Person» widerspiegelt: Mit anderen Worten: wir haben es in II mit einem Kompromiss zwischen den zwei Erzählungsweisen zu tun. Mit Recht vergleicht v.Kr. Wendungen wie *ein mîn friunt* (cf.altfrz. *un mien ami*, it. *un amico mio*, sp. *un amigo mio*, rum. *un prieten al mieu*), in denen das Possessivum die spontane Ausdrucksweise, der unbest. Art. das Zugeständnis an den Hörer darstellt: hätte in allen diesen Fällen der spontane Ausdruck sich zuerst eingestellt, so wäre die Rücksicht auf den Hörer von vornherein ausgeschlossen gewesen: im umgekehrten, d.h. im Kom-

promiss-Falle (*ein mîn friunt, ein diu frouwe*) wird dem Hörer doch Rechnung getragen.

III, 1: die Hypothese, dass in *sî gingen zuo Pharaône*, zeinem *chunige vil hêre* das *einem* durch das Adjektiv *hêre* hervorgerufen sei, das ein 'Novum' sei, während, wenn die Apposition bloss aus dem Subst. *chunige* bestünde, »unbedingt wie im nhd.» der best. Art. gewählt worden wäre, scheitert schon an den von v.Kr. selbst (S. 7, Anm. 2) belegten Fällen *Dyokletian* ayn *keyser; wir Chuonrat, der Münch*, ein *ritter, wir Heinrich von Pfaffwang*, ein *burggrafe* (die v.Kr. merkwürdigerweise mit den Bezeichnungen von Ämtern wie *an ein hohes bayerisches Ministerium* zusammenstellt). Ferner, wenn wirklich das Adjektiv das Novum bildete, das den unbest. Art. erforderte, müsste der Gegensatz der Artikel im gleichen Satz: »*die* schöne Kriemhilde, *ein* küneginne hêr», »*der* küene Volkêr, *ein* edel spileman» aufgeklärt werden — ist es wirklich für den Hörer des ersteren Satzes (der von einer der Figuren gesprochen wird) ein »Novum», dass Kriemhilde *hêr*, nicht aber dass sie *schön* war? Oder ist es für das Publikum, das das Nibelungenlied rezitieren hört, »neu», dass Volker *edel*, nicht aber dass er *küen* war? Wenn der Dichter nach dem zweitzitierten Satz fortfährt: *er was ein edel herre, | durch daz er videlen konde, | war er der spileman genannt*, so beweist das nichts für unsere Frage der Bedeutung des *ein*, indem der Dichter einfach den Beinamen Volkers ('Volker der Spielmann') erklären will. Übrigens wird derselbe Volker, der in 1476 als der *küene Vokêr*, ein *edel spileman* vorgeführt worden war, in 1772 *videlaere*, ein *küene spileman* genannt (von v.Kr. selbst aus anderem Grund S. 15 zitiert), also kann doch *küene* an letzterer Stelle kein »Novum» sein. Man könnte allenfalls daran denken, dass der unbest. Art. in den drei genannten Fällen nicht ein 'Novum' für den Hörer, aber eine persönliche Bemerkung des Sprechers (in zwei Fällen also des Dichters, in einem der handelnden Person) sei: der Dichter sagt von dem (dem Publikum bekannten) Volker, dass er nach seiner Ansicht »ein edler Spielmann» sei, und eine

solche Bemerkung könnte dem Dichter (und ebenso der handelnden Person, die die schöne Kriemhilde als »eine hehre Königin» bezeichnet), in allen Situationen entfahren, in denen die so charakterisierte Figur entsprechend der Beschreibung handelt: es wäre dann die Apposition *ein edel (küene) spileman* (und *ein küneginne hêr*) tatsächlich die Kondensierung eines Ausrufs: 'er war wirklich ein edler Spielmann' ('sie war wirklich eine hehre Königin'). Nur wäre damit immer noch nicht aufgeklärt, wieso sich die *ein*-Apposition in ungefähr derselben Form wiederholt (vgl. auch Nib. 955 *dô fuort er Palmungen*, ein *ziere wâfen breit* — 2350: *Ouch vorht er Balmungen*, ein *wâfen starc genuo*) oder wieso in Kaiserchr. 11186 *Heraclius* der *tiurliche herre* wiedererscheint in 11302 *Heraclius* ein *helt vil guot*, wo unbest. und best. Art. ganz gleichwertig scheinen. Nun gibt v.Kr. selbst zu (S. 18), dass der Gebrauch des unbest. Art. in Eraclius *ein heiden hiez Cosdrôas* (an einer späteren Stelle, nachdem schon vorher, v. 79 ff., von ihm ausführlich berichtet worden war), auffällig ist, tröstet sich aber damit, dass auch andere Details der ersten Stelle in der zweiten vorkommen, dass also »ungeschickte doppelerzählung» vorliege. Aber in gewisser Hinsicht liebt doch überhaupt mittelalterliches Epos Doppel- und dreifache Erzählung. Es wird uns also der Gedanke nahegelegt, dass der unbest. Art. irgendwie zur epischen Technik dazugehöre, d.h. einen Neuanhub des Rhapsoden bedeute. Damit sind wir einem Gedanken Toblers nahe, allerdings möchten wir uns seine auf der Chorizontentheorie begründete Ansicht, dass das *ein* in separaten Liedern, die erst später zusammenwuchsen, seinen Platz hätte, nicht zu eigen machen. Aber man kann sich wohl denken, dass der Vortrag eines langen Epos in Fortsetzungen oder Teilen vor sich ging, in denen der Rhapsode immer wieder relative Unkenntnis seines Publikums bezüglich der handelnden Personen annahm[1] und dass dies

[1] Solcher Neuanhub mit unbest. Artikel ist mir aus neuester Zeit in Reportagen des amerikanischen Magazines »The New

Neuanheben dann sekundär eine stilistische Manier im Volksepos wurde — ein charakteristischer Zug des Volksepos, etwa so wie die wiederholte Ansprache des Publikums ('wisset' oder 'da hättet ihr sehen können') den Spielmannsstil kennzeichnen; und, war einmal *ein* + Apposition ein fester Bestandteil der epischen Technik, so wurde dieser gern innerhalb des Epos wiederholt, auch wenn die Charakterisierung für das Hörerpublikum nichts weniger als neu war.

Alle ausgedehnte epische Dichtung bedarf der festen Formeln, und *ein edel spileman, ein ritter küene unde balt, ein edel wîp,* (selbst in einer direkten Rede) *ein küneginne hêr* sind solche Formeln, in ihrer Formelhaftigkeit selbst vergleichbar den epitheta constantia der Antike (*'γλαυκῶπις Αθήνα; fidus Achates*):sie zaubern einen epischen Rahmen vor das Auge des Publikums. Wieder sehen wir v.Kr. durch seinen Annahme der logischen Berechtigung dieses epischen Typus der Erörterung des *Stil*werts einer auffälligen Verwendungsweise des unbest. Art. ausweichen.

Auch hier verfährt das altspanische Cid-Epos ganz ähnlich wie das mittelhochdeutsche: nehmen wir den Gefolgsmann des Cid, *Albar Fañez Minaya*, der schon in dem uns nicht erhaltenen Beginn des Epos vorkam und im erhaltenen Teil gleich in v. 14 vorkommt, immer als ausgezeichnet sich benehmende Figur gekennzeichnet ist (vv. 378, 388, 440; in 482 in folgender Weise: *Derecha viene la seña de Minaya; / non osa ninguno dar salto a la çaga* 'zur Rechten [der Truppen des Cid] kommt die Abteilung des Minaya — niemand wagt die Nachhut

---

Yorker» in Erinnerung: wenn eine solche Reportage über mehrere, in Wochenabständen erscheinende Nummern ausgedehnt werden muss, kommt es vor, dass z.B., nahdem Teil I etwa mit den Worten eröffnet wurde: »Mr. Johnson, a band-leader in the hotel NN . . . .», Teil II dann mit denselben Worten beginnt (einschliesslich unbestimmtem Artikel *a*), sodass, wer die frühere Nummer nicht gelesen hat, die neuere Lieferung als ein selbständiges Ganze geniessen kann.

anzugreifen', was offenbar heissen soll: 'aus Angst vor Minaya und seiner Abteilung wagt der Feind nicht . . .'), auch vom Cid selbst immer vom anderem Gefolge unterschieden: *oid, escuellas e Minaya* 'höret, Truppen und Minaya', v. 529 (ähnlich 616) und vom Dichter mit dem Cid gelegentlich gleichgestellt wird (601 *Myo Cid e Albar Fañez adelant aguijaban* 'der Cid und A. F. sprengten vorwärts') — und nun hören wir in v. 671 *Minaya, un caballero de prestar* 'M., ein Ritter von ausgezeichneter Art'. Sollen wir wirklich glauben, dass die 'ausgezeichnete Art' des Ritters, an so relativ später Stelle erwähnt, für das Publikum »ein Novum» ist? Es handelt sich vielmehr um »Neuanhub des Spielmanns» und auch um eine epische Formel, die sich durch das gesamte Epos wiederholt und dessen Welt als eine konstante erscheinen lässt: man beachte in dieser Hinsicht, dass die Vokativ-Ansprachen, die an den epischen Helden von anderen Figuren des Epos gerichtet werden, sich von den vom Autor zu dessen Charakterisierung verwendeten Appositionen ebensowenig im Altspan. wie im Mhd. unterscheiden (und dass auch der unbest. Art. in beiden Aussagetypen vorkommen: sagt der Autor von Minaya Albar Fánez *Minaya, un caballero de prestar*, so wird derselbe Held von anderen Figuren des Epos angesprochen: v. 489 *venides Albarfañez, una fardida lanza*, cf. v. 1437 *merçed, Minaya, cavallero de prestar*). Beide Typen tragen zur Befestigung einer epischen Welt durch epitetha constantia bei.

Oder nehmen wir geographische Termini: v. 398 hören wir von dem Orte Atienza: *de diestra Atienza las torres que moros las han* 'zur rechten A., die Türme, die die Mauren jetzt besitzen'; v. 2691 *Atineza* [1. *Atienza*], *una peña muy fuert* 'A., ein stark befestigter Fels' — sicher war, nach der früheren Erwähnung der Türme, die Erwähnung der Befestigung kein Novum; ähnlich ist die Festung *Peña Cadiella* mehrfach in den Feldzügen des Cid erwähnt, bevor wir die Charakterisierung hören *Peña Cadiella que es una peña fuert*, v. 1330; die Formel, in beiden Fällen dieselbe, zaubert vor uns jene konstante Welt

der mittelalterlichen Befestigungen. Ebenso heisst *Cujera*, zweimal vorher erwähnt, v. 1721 *Cujera*, un *castello palaciano;* endlich, sollen wir glauben, dass für ein spanisches Publikum die Bezeichnung eines der grössten Ströme des Landes als solchen ein Novum war: v. 1954 *Tajo que es* una *agua cabdal* 'Tajo, der ein Hauptstrom ist' (würde es für ein deutsches Publikum nötig sein zu erklären: 'der Rhein, der ein Hauptstrom ist'?)?

Auch im altfrz. Rolandslied, das im allgemeinen solche »stehenden» Appositionen mit bestimmtem Artikel bietet (v. 2654 *li paien Baligant* — v. 2725 *al paien Baligant*) finden sich solche mit unbest. Art.: in v. 940 wird uns *uns paiens Esturganz* und sein Gefährte *Estramariz* vorgestellt, dasselbe Paar heisst in 1297 ff. *un paien Estorganz* und *Astramariz*, mit derselben Auszeichnung des einen Gefährten durch 'ein Heide', während für den anderen der Eigenname allein genügt (vielleicht wegen seines 'exotischen' Charakters: *extra-marinus* 'der Überseeische'?): zweifellos ist diese Homologie als eine der epischen Konstanten gedacht, und sicher ist der unbest. Art. vor dem einfachen Subst. in v. 1297 ('ein Heide E.') in einer Stelle, die ebenso wie 940 nur von Heiden handelt, nicht geeignet, irgend ein Novum uns mitzuteilen. Ebenso stellt Baligant seinem Sohn drei maurische Helden, die er in die Schlacht gegen die Franken führen soll, in dieser Form vor (v. 3204): *Si i merrez Torleu, le rei persis, / e Dapamort*, un *altre rei leutiz* (Bédiers Übersetzung nivelliert hier: 'Vous y mènerez Torle, *le* roi persan, et Dapamort, *le* roi leutice') — dasselbe Paar erscheint v. 3354 ff. als *Torleu, le rei persis* und *un rei leutice* (mit im 2. Fall unterdrückten Eigennamen), mit derselben hieratischen Homologie, wobei schon das erstemal (v. 3204) die Unterscheidung zwischen best. und unbest. Art. nicht wirklich eine solche zwischen Bekannten und Unbekannten bedeuten kann und sicher das zweitemal nicht etwa nahegelegt werden soll, dass der *rei leutice* eine dem Publikum neue Figur ist. In den bisher erwähnten Fällen aus dem Rolandslied erscheinen Sarazenen

auf der Gegenseite bloss zweimal, einmal eben als Kämpfer für die sarazenische Sache, das zweite als Todesopfer der heldenhaften Franken: die hieratische Homologie der jeweils zwei Szenen wird auch sprachlich zum Ausdruck gebracht. Etwas anderes ist es, wenn in v. 885 ein berberischer König uns vorgestellt wird: *Reis Corsablis . . . Barbarins est e mult de males arz,* was in v. 1235 wiederaufgenommen wird in der Form: Uns *reis i est, si ad num Corsablix, / Barbarins est, d'un estrange païs* — d.h. diesmal wird so erzählt, als ob der Dichter die frühere Erwähnung vergessen hätte (oder glaubte, dass sein Publikum sie vergessen hätte): da die Bezeichnung als 'Berber' im ersten Fall für das Publikum genug geographische Bestimmtheit hatte, so ist nicht einzusehen, warum der Zusatz 'aus einem fremden Land' das zweite Mal erscheint — der Zusatz muss eben stilistisch gewertet werden (als Neuanhub oder auch als Versfüllsel).

Wie sind nun die urkundlichen deutschen Fälle des Typus *wir Heinrich von Pfaffwang,* ein *burggrafe,* die sich nicht in eine epische Tradition eingliedern lassen, zu erklären? Doch offenbar so, dass der Sprecher mit Rücksicht auf sein Publikum sich vorstellt: für dieses ist er nicht *der* Burggraf, der er für sich selbst ist, sondern *ein* Burggraf. Der unbest. Art. ist also höflicher fürs Publikum als der auch vorkommende Typus *wir, bruder Reinhard,* der *gardian der Minrebrudere* (Behaghel). Wir haben hier mit einer Art »Etikette der Höflichkeit» in der mittelalterlichen Kanzleisprache zu tun, die unserer modernen Bürokratie abhanden gekommen ist.

Was nun *ein* vor Amtsbezeichnungen betrifft, so ist es von seiten v.Kr. 's ganz willkürlich, dass er allein die Fälle von *ein* + nähere Bestimmung betrachtet, offenbar weil sie mit dem Typus *ein edel spileman* zusammenzutreffen scheinen, in dem nach v. Kraus die nähere Bestimmung das Novum ist, wie er denn auch die eine der Tobler'schen Deutungen zustimmend erwähnt: 'die obrigkeit, die eine hohe genannt zu werden verdient, ein reich wie das deutsche usw.' Damit stehen aber die

von Behaghel ebenfalls belegten älteren Beispiele mit Substantiv *allein* im Widerspruch: ein *oberkeit wirt dir drum lohnen; den 23 Juny hat* ein *Gericht mich in Rath genommen; dem hut* ein *Landsgemeind grosz eer anthut* (vgl. auch obenerwähnte Beispiele des 16. Jhs). Somit kann nur die erste der Toblerschen Erklärungen, dieselbe, die ja auch Tobler für das *ein wîp* der Minnesänger diente, in Frage kommen: Unbestimmtheit vermehrt Distanz und Respekt. Es ist unerfindlich, wie v.Kr. (ebenso wie auch Behaghel) an diesem klaren stilistischen Wert der Fügung, die noch heute, gerade durch ihre altväterisch-zeremonielle Art, dem Deutschen bewusst ist, wortlos vorbeigehen konnte.

III, 3: ich sehe nicht recht ein, was an dem offenbar auch heute noch möglichen Typus *unze daz si kâmen* zeiner *bürge wît, / diu was geheizen Santen* erklärungsbedürftig ist (»Erzählung des reinen Vorgangs ohne Rücksicht auf den Leser» kommentiert v.Kr.). Dagegen ist tatsächlich erklärungsbedürftig ein Fall in direkter Rede wie *wer was* ein *maget, diu den grâl truoc? ir mantel lêch man mir an*, den v.Kr. richtig deutet: »zunächst ist sie für Parzival eine unbekannte, daher *eine* jungfrau; erst hierauf bezeichnet er sie, um sie für die andern, die ihm seine frage beantworten sollen, zu charakterisieren, als *die* jungfrau, die den mantel trug, und deren mantel man ihm geliehen hatte». Die Beschreibung als »Erzählung des reinen Vorgangs» scheint mir aber hier nicht angemessen, da doch der Vorgang in der Perspektive einer handelnden Figur gesehen ist. Es handelt sich offenbar um das, was die Romanisten als *erlebte Rede* oder *style indirect libre* bezeichnen. Und von solchen Fällen ist wieder zu trennen der Typus *Alexander begunde dô streichen* ein *ros das nie nichein man chunde weichen:* hier liegt keine erlebte Rede vor, oder Rede aus der Perspektive Alexanders. Das Ross Bucephalus war doch offenbar dem Alexander bekannt! Das *ein* ist hier eher eines, das den Kommentar des Autors enthält: »und hiemit streichelte Alex. ein Ross, das zuvor niemand hatte zähmen können»; und ganz genau so

verhält es sich in dem von v.Kr. herangezogenen modernen Pressebericht über eine Ordensverleihung an den Maler Menzel: »und mit diesen Worten überreichte der Monarch dem Künstler *einen* Orden, den bis dahin nie ein Maler erhalten hatte»: der Schwarze Adlerorden ist dem kommentierenden Journalisten bestens bekannt. In diesen Fällen bewirkt der unbest. Art. eine Art Abrücken von dem »reinen Vorgang»: das war ein Ross, das nie . . . das war ein Orden, der nie . . .; und in *diesem* Fall ist, *pace* von Kraus, der Kommentar gerade auf den Leser gemünzt. v.Kr. glaubt, das Mhd. würde, um zum Ausdruck zu bringen, dass das Ross der schon erwähnte Bucephalus war, den best., und um zum Ausdruck zu bringen, dass es zuvor niemand hatte bändigen können, den unbest. Art. setzen, sodass *ein daz ros* gesagt würde; »da sich aber aus dem ganzen zusammenhang, wie ganz besonders aus dem folgenden relativsatz, die identität dieses rosses mit dem zuvor geschilderten Bucephalus ohnehin ganz unzweideutig ergibt, verzichtet das mittelhochdeutsche auf die indentification durch *daz* und begnügt sich mit dem unbestimmten artikel allein». In Wirklichkeit liegt nicht Sparsamkeit des Ausdrucks vor (die Tendenz nicht auszudrücken, was sich von selbst versteht), sondern der positive Wunsch des Autors, das Paradigmatische von Alexanders Tun darzustellen: Alexander konnte *ein* Ross streicheln, das niemand vorher . . . (etwa wie der Cid den Löwen bändigt, vor dem die Höflinge erschraken); der Schwerpunkt verschiebt sich, gegenüber einer Ausdrucksweise 'Alexander konnte *das* Ross streicheln . . . .', ins Allgemeine, sodass wir zum Gedanken angeregt werden' ein Alexander konnte Dinge tun, die niemand anderes geleistet hätte'.

Unter § III, 4 sind wiederum verschiedene unzusammengehörige Typen von Ausdrucksweisen mit *ein* zusammengestellt, die v.Kr's sozusagen logischer Sprachphilosophie (Identitäten, die aus dem Zusammenhang ohnehin deutlich sind, bedürfen nicht des Ausdrucks) untergeordnet werden. Die Fälle aus dem Nibelungenlied *an einem morgen fruoe, an einem âbende,* in

denen ein bestimmter, aus dem Zusammenhang sich ergebender Morgen oder Abend so ausgedrückt wird, werden durch die unerlaubte Gleichsetzung mit nhd. *morgens*, *abends* nur unklarer: warum hat denn der Dichter nicht (des) *morgens*, (des) *abends* (die im Mhd. belegt sind, Behaghel I, 592) gewählt? Wie soll man sich vorstellen, dass ein Dichter, der die Wahl zwischen *an einem morgen* (*âbende*) und *des morgens* (*abends*) hat, die erstere Wendung wählt, weil sich die Identität des Morgens aus dem Zusammenhang ergäbe? Das wäre ein Fall von *video meliora proboque, deteriora sequor.* Würde jemand in irgend einer Sprache erzählen: »*Gestern* beschloss ich, mir einen neuen Anzug zu kaufen. *Eines Morgens* tat ich es», nur weil es aus dem Zusammenhang klar ist, dass der Morgen der heutige gewesen sein muss? Es handelt sich natürlich in den mhd. Beispielen um Neuanhub der Erzählung, ähnlich wie in III, 1 *dô kom der küene Volkêr*, ein *edel spileman.* Ganz anders geartet ist der Vers aus Genesis *swie sin* [Adam] *uragete ein ubil hunt* (Variante *der ubele hunt*), in dem v.Kr. die Identifikation mit dem Teufel überflüssig findet: in Wirklichkeit ist das wieder erlebte Rede, indem Adam sich sagt 'was für *ein* übler Hund ist das, der mich da fragt?' Wieder anders zu beurteilen sind die Stellen aus dem Wartburgkrieg: ein *fürstin und ir frowen sint uns beiden al ze nâhe bî*, wo die Fürstin bekannt ist, und aus Volksliedern: *und alles was sie redten da | was alles von* einer *wunderschönen Frauen* (nämlich der Frau des Ritters; ein Fall, der sich mit *ein wîp*, im Parz. von Herzeloyde gesagt, vergleicht), *zu* einem *künig ausz Österreich* (vorher genannt als König Max), in denen allen mir das »respektvolle» *ein* vorzuliegen scheint, in dem Distanz Respekt einflösst.

Unter III, 5 bringt v.Kr. den auch heute ganz unbeanstandbaren Fall *von rehte muosez* [das Kind] *saelic sîn. ez zôch* ein *rîchiu künegîn unze zuo zwelf jâren* mit der Erklärung: »nur darauf kommt es Wirnt an, den hohen rang der ziehmutter zu betonen; dass es dieselbe war von der er schon früher erzählt hatte, ist hier belanglos.» Besser, d.h. positiv, gesagt, in dem

ein liegt ein generelles Urteil, das von dem erzählten Fall bestätigt wird: '*eine* mächtige Königin kann ein Kind nur gut erziehen (und in diesem Fall handelt es sich um eine solche Erzieherin, darum war das Kind 'saelic')'. Wir haben hier mit paradigmatischem Tun zu rechnen, das als solches für den Leser bezeichnet wird.

In den in der Anmerkung unter vielen Andersartigen angeführten Fällen findet sich auch der Typus *daz diu stætekeit der güete an wîbe gar* ein *krône sî* (vgl. *scham ist* ein *slôz ob allen dingen; die natur ist* ein *mutter aller dinge*), von v.Kr. humorlos erklärt: »es gibt . . . eine krone des deutschen Kaisers, eine krone des englichen Königs usw., und so gibt es auch eine krone der weiblichen vorzüge». Bei dem mhd. Dichter, der unser modernes *die Krone der Weiblichkeit* vermeidet, scheint doch, wie Tobler dunkel gefühlt haben mag, eine Betonung des Metaphorischen der Ausdrucksweise vorzuliegen (was v.Kr.' Ausdruck »und so gibt es auch» verschleiert): gleichsam = '*etwas* wie die Krone'. Ich bin nämlich gar nicht überzeugt, dass der Bürger eines mittelalterlichen Staates fühlte wie der internationale Europäer des 20. Jhs.: 'es gibt eine Krone des deutschen, englischen etc. Herrschers', sondern für ihn gab es nur *die* Krone *seines* Herrschers,[1] und durch das *ein* gab er dem Vergleich Ausdruck (ebenso wie er mit 'eine Mutter' ein 'die Mutter' metaphorisch transponierte). Dasselbe findet sich auch im Romanischen: Während man von der wirklichen Sonne im Frz. nur *le soleil* sagt, so wird in bäuerlicher Rede die metaphorische Verwendung durch *vous êtes un soleil* angedeutet.

Hierher müssen wohl Fälle wie Parzival 462, 19 *sît got selber* ein *triuwe ist*, 462, 25 (Ms. D) *got heizt und ist* ein *wârheit* (Variante *diu wârheit*), die mir Hermann Weigand mitteilt und die weder Kraus noch die Paul-Gierach'sche mhd. Grammatik verzeichnen: die Abstrakta 'Treue', 'Wahrheit' können einem

[1] Wie es nur *eine* Hauptstadt für ihn gab (urbs = Rom, *εἰς τὴν πόλιν* = Konstantinopel.

Einzelwesen nur metaphorisch beigelegt werden, wenn dieses als ihre Verkörperung erscheinen soll.

In III, 6 bringt v. Kraus die korrekte und neue Auffassung der Stellen vom Typus *Dô het der herre Liudegêr uf* eime *schilde erkant gemâlet* ein *krone vor Sîvrides hant* als Darstellung vom Standpunkt der handelnden Person, also als »erlebte Rede». Er selbst sagt: »der dichter kann sich in die handlung oder in die redenden personen so sehr hineinleben (!), dass er jede rücksicht auf den leser beiseite lässt und so erzählt oder reden lässt wie die handlung vor sich ging oder wie die personen sahen, hörten oder sprachen» — wobei ich nur die Worte »in die handlung» und »wie die handlung vor sich ging», wie auch später den Ausdruck »den pragmatischen vorgang» beseitigen möchte, denn in den Beispielen handelt es sich immer um Erlebnisse, gesehen aus der Perspektive der handelnden Personen. v. Kraus hat richtig gefühlt, dass auch manchmal der best. Artikel ovn der letzeren Perspektive diktiert sein kann, d.h. dass auch dann erlebte Rede vorliegt: z.B. in der Stelle *Lûte rief dô Dancwart / zuo* dem *degene* (Nib., mss. ABI; *eine* in C): *'ir sitzet al ze lange, / bruoder Hagene';* wo »das *dem* vom standpuncte Dankwarts aus gebraucht [ist], der ja weiss dass es Hagen ist zu dem er spricht». Der Gedanke, dass der unbest. Art. den »reinen» oder »pragmatischen» Vorgang ausdrückt, ist v.Kr. durch Stellen nahegelegt worden wie *Mit grimmigen muote / greif Hagene zehant / vil balde* zeiner *scheiden / dâ er* ein *wâfen vant*, von ihm erklärt: »nach der sachlage ist es nicht eine beliebige scheide und waffe, es können nur die seinigen sein, aber der dichter begnügt sich, den vorgang wie er sich vor seinem geistigen auge abspielt, zu schildern: der gebrauch der possessiva *sîner, sîn* passt in die emphatisch-sinnliche schilderung nicht hinein, so wenig wie man auf einer photographischen momentaufnahme mehr einfangen könnte als dass der held aus *einer* scheide *ein* schwert zieht». Ich verstehe in v.Kr.'s Beschreibung nicht, auf wen das »seinen» in dem Ausdruck »vor seinem geistigen auge abspielt» sich bezieht: auf den Helden Hagen oder auf

den Dichter (das vorherige »die seinigen» bezieht sich ja sicher auf den ersteren); wenn auf Hagen, so wäre ich einverstanden, da es doch Hagen ist, der in seinem Grimm nach *einer* Scheide und Waffe greift (er sagt *sich*: 'wo ist *eine* Scheide, *eine* Waffe?'). Aber leider scheint, wie aus dem Folgenden hervorgeht, v.Kr. eben an den reinen Vorgang, wie ihn *der Dichter* vor Augen haben mag, zu denken: aber dies ist doch eine pedantische Unterstellung: wenn man auf einer Photographie einen Ritter sieht, der nach einer Scheide und einem Schwert greift, so wird man doch natürlicherweise (ausser wenn besondere Umstände diese Vermutung unmöglich machen) vermuten, dass es seine Scheide, sein Schwert ist — und der Dichter ist doch normalerweise noch mehr auf Sinnbezüge aus als der Betrachter einer Photographie. Literarische Darstellung des reinen Vorgangs gibt es doch selten, wenn wir einmal in die Situationszusammenhänge eingeführt sind: würde Balzac die berühmte Szene des Paris herausfordernden Rastignac etwa so stilisiert haben: »*Ein* Mann sass auf einer Anhöhe und blickte auf *eine* Stadt herab . . .» (hätte er das getan, hätte er uns dann doch erklären müssen: »der Mann war Rastignac, die Stadt war Paris»)?

Im Ganzen leidet also v. Kraus' Darstellung an seiner Vernachlässigung des Stilistischen (das er jedoch wenigstens für den Typus III, 6 dankenswerterweise erkannt hat: er weist ihn allerding der »Poetik», nicht der »Stilistik» zu) und auch an dem Mangel vergleichender Betrachtung mittelalterlich-romanischer Stilparallelen, die ihm das typisch Mittelalterliche der auffälligen Ausdrucksweisen hätten naheliegen können.

Es sei mir also gestattet, die auffälligen mhd. Fälle mit *ein* zusammen mit etwaigen romanischen Parallelen und ihrer stilistischen Motivierung (schlagwortartig) nochmals zusammenzustellen:[1]

---

[1] Natürlich ist es eine Binsenwahrheit, dass der unbest. Artikel immer Zuordnung eines Individuums zu einer Spezies bedeutet. In diesem Sinn ist v.Kr.' Schlussfeststellung, dass der unbest. Art. »von den ältesten Zeiten bis in die gegenwart unverändert geblie-

1) *der* ein *vater was Alexandri* (*wir Heinrich von Pfaffwang*, ein *burggrafe*) = *altsp.* una *madre que tengo*
Rücksicht auf den Hörer oder Leser
2) *genâde*, ein *küneginne!* = altsp. una *fardida lanza!*
Respekt in dem zum Anruf gewordenen Ausruf
3) *ein wîp* bei den Minnesängern (*eine* [*hohe*] *Landesregierung*) = altprov. *una* (*domna*)
Respekt durch unbestimmt anspielende Rede
4) *der küene Volkêr*, ein *edel spileman* = altsp. *Minaya* un *caballero de prestar*
Neuanhub im formelhaften Spielmannsstil
5) *do het der herre Liudegêr uf* eime *schilde erkant gemâlet* eine *krône*
erlebte Rede im Sinn der handelnden Person
6) *daz die staetekeit . . . gar* eine *krône sî* (*got ist* ein *wârheit*) = frz. *vous êtes un soleil*
metaphorische Verwendung eines nur in einem Exemplar vorkommenden Dinges
7) *Alexander begunde dô streichen* / ein *ros das nie nichein man kunde weichen*
paradigmatische Darstellung, für den Leser oder Hörer bestimmt
8) *ein diu frouwe* = frz. *une femme la plus belle*
Kontamination von publikum- und figurenbezogener Rede.

Der Grund, warum das Nhd. die meisten dieser Wendungen nicht mehr kennt, muss einerseits in dem Wandel der Formen der Etikette der Höflichkeit liegen, besonders der Etikette der Höflichkeit, die der Autor seinem Publikum zu schulden glaubt,

---

ben ist», richtig. Mit der »*einseitigen auswahl*» des unbest. Art., die das Mhd. in Fällen trifft, wo das Nhd. den best. Art. setzen würde, hat er selbst unwillkürlich das Stilistische betont. Allerdings ist mir unerfindlich, wieso ein »doppelseitiger gedanke oder eine doppelseitige vorstellung» zu *ein* führen sollte (dies scheint mir nur in *ein diu frouwe*, d.h. in Fällen von Kontamination, richtig).

anderseits in dem Schwinden gewisser Darstellungsweisen (der Form der erlebten Rede, die in No 5 vorliegt; des metaphorischen *ein* in No 6, etc.). Den meisten dieser mhd. Gebrauchsweisen, die Abweichungen vom Rationalen bedeuten, hat die neuere Sprache eine rationalere Darstellung vorgezogen (womit nicht gesagt werden soll, dass die neuere Sprache nicht auch Irrationales eigener Art aufzuweisen hat). Hildebrand hat in seinem Artikel über unser *ein* (PBB 14) den »Ärger» verzeichnet, den in ihm als Lateinschüler der vereinzelte Rest des ausgearteten *ein* im Nhd.: *ein hohes Ministerium* erregte: »Man stand ja damals als schüler . . . mitten in logischer schulung als der hauptaufgabe des sprachunterrichts, ja fast aller geistesbildung überhaupt, und hier etwas so unlogisches, so unsinniges auf der höhe der bildung und des lebens! Das wurmte mich . . .» Nun, seitdem diese Zeilen 1889 geschrieben wurden, ist auch dieser vereinzelte erratische Block (*ein hohes Ministerium*) von der modernen Zivilisation gleichgeebnet worden . . .

The Johns Hopkins University

Leo Spitzer

ZU DEN IRISCH-ENGLISCHEN BEZIEHUNGEN

I

Wenn wir die humoristischen, bald gesellschaftskritischen, bald rein possenhaften Elemente von Shaw's »Candida» abziehen, bleibt als der Kern der Dichtung übrig der Kampf zweier Männer um eine Frau. Aber die Frau entscheidet; sie trifft die Wahl zwischen ihnen, wie es einer freien, herrschenden, sich selbst folgenden Person zukommt. Die grosse Rolle, die so dem seelischgeistigen Vermögen der Frau gegeben ist, überrascht den, der an die Eifersuchtspoesie des europäischen Festlandes gewöhnt ist, sie findet sich aber in angloirischer Literatur

nicht selten. Wie Candida zwischen Morell und Marshbanks, steht in Synge's »The Playboy of the Western World» Pegeen zwischen Shawn und Christy. Die beiden Stücke sollen nicht etwa hier mit einander verglichen werden (wozu man verlockt werden könnte), sondern es soll nur dieses eine Motiv in seiner Bedeutung betont werden, das tief im irischen Bewusstsein zu leben scheint, da die zwischen zwei Männern wählende oder vermittelnde Frau auch in so verschiedenen Werken wie in James Stephens' Roman »The Charwoman's Daughter» und in dem sehr interessanten Stück von P. V. Carroll »Shadow and Substance» (worin Brigid zwischen dem Canon und dem Lehrer O'Flingsley steht) auftritt und die eigentliche Substanz dieser Werke ausmacht.)[1]

II

Im zweiten Akt des Playboy sagt Christy: It's her like is fitted to be handling merchandise in the heavens above, and what'll I be doing now, I ask you, and I a kind of wonder was *jilted* by the heavens when a day was by; was ich etwa so übersetzen möchte: ein Mädchen wie sie ist recht, um Waren oben im Himmel zu verkaufen, und was soll ich denn tun, bitte, da ich als ein höchst sonderbares Wesen, vom Himmel *zu-*

[1] Poesie kann immer auf sehr verschiedene Weise verstanden werden. Ich erinnere mich der Erzählung Hebbel's, dass ein junger Freund von ihm zum Zensor bestellt wurde, weil er in einem Gedichte (das einen Sonnenuntergang beschrieb) auf die Farben einer auswärtigen Macht in ungehöriger Weise angespielt hätte. So können wir uns auch gut vorstellen, dass in einer Zeit, in der die Erinnerung an Shaw und seine Sprache und Art verblasst sein wird, man in Candida die Verkörperung des richtigen sozialistischen Glaubens sehen wird. So etwa deutet in geistreicher Weise J. Carney, Studies in Irisch Literature .. 243-, das berühmte Gedicht, Th.F. O'Rahilly, Dánta Grádha I², 1926, nr. 41, das alle Gelehrten und alle Dichter nur in *einem* Sinne verstanden hatten, und das dann einen genaue Parallele zu »Candida» dargestellt hätte.

rückgewiesen worden bin, als ein Tag vorüber war (wobei ich aber nicht sicher bin über den genauen Sinn mancher Worte). Der Sinn des Wortes *jilt* ist aber nicht dunkel. The Concise Oxford Dictionary of Current English giebt: Woman who capriciously casts off lover after giving him encouragement»;[1] (rarely) man who treats woman thus; (v.t.) play the j. towards, be faithless to. Dieser treffenden Beschreibung der Bedeutung ist die Etymologie nicht gleichwertig: »prob.f.obs. *gillo*, prob.dim. of the name Gill». Das Wort ist — ich darf wohl sagen — offenbar ein irisches Lehnwort: *diúltaim* »I deny, oppose, renounce, abandon. . . ; I jilt;» Dinneen, An Irish English Dictionary 247 a, altir. *díltud* »fait de nier», Vendryes, Grammaire de Vieil-Irlandais 70; worin die Bedeutung der Stelle aus dem Playboy deutlich erscheint.

Vielleicht erklären sich als Entlehnungen ähnlicher Art noch einige Worte, deren Deutung nicht ganz gelungen ist.

Unter *fond* bemerkt das genannte treffliche Buch: Foolishly credulous or sanguine; over-affectionate, doting; tender, loving . . . Als Etymon erhalten wir: »p.p.of obs. *fon* become insipid.» Dinneen bietet uns: *fonn* . . . longing desire, fancy, liking, pleasure, delight. 328 b.

Für *merry* bietet uns das genannte Buch: » . . perh.f. OTeut. murgjo- short . .» Wie man von *kurz* zu *vergnügt* gelangt, bleibt mir dunkel. Aber ir. *meadhrach* heisst merry, glad, joyful . . Dinneen 472b, *meidhreach* joyful, glad, 478a.

Unter *bother* heisst es pester, worry; be troublesom . . . und: »etym. dub.; first in Irish writers, Swift, Sterne, etc.» In der Tat hat Dinneen 73b: *bodhraim* . . I make deaf, I stun, I confuse; *ná bodhair mé* don't annoy me; *ná bhí am' bodhradh* don't bother me.

---

[1] Es ist vielleicht der Erwähnung wert, dass der jungen Dame, die Meister in dieser Form des Liebesspiels ist, von dem Erfinder eine Mutter gegeben wird, die in Irland in einem Turm wohnt, G. Keller, »Pankraz der Schmoller». Woher Keller diesen Zug hat, weiss ich nicht.

III

Mit diesen offensichtlich verhältnissmässig jungen Entlehnungen kann man nicht vergleichen einen Fall der Gleichheit wie engl. *dear* und ir. *daor*, das in der Bedeutung zwar z.T. mit dem englischen Worte übereinstimmt, wo aber sowohl das ir. *saor* free, noble . . . (neben ir. *daor*, das nicht nur »dear», sondern auch »enslaved». bedeutet), als auch die ags. und ahd. Worte Berücksichtigung verlangen. Doch hat es wenig Sinn diese Fälle zu übergehen, von denen vielleicht der merkwürdigste ist die Übereinstimmung des ags. Verbum substantivum mit Formen des entsprechenden altirischen Verbums (s. jetzt W. Preusler, Keltischer Einfluss im Englischen 324).

Woodtown Park, Rathfarnham, Co. Dublin

Ernst Lewy

HENRY JAMES AND JULIO REUTER

Two Notes

1. *Henry James's Finnish Governess: An Unpublished Letter*

In a letter preserved at Åbo Akademi among the papers of Professor Julio Reuter, Henry James answers Reuter's query about a Finnish *bonne* employed by the James household in the 'fifties. The style of this letter, dictated some four weeks before Henry James was naturalized as a British subject, readily reveals the master's touch; it also brings to life a person who has retreated into obscurity as »a Russian lady with an accent whose name was forgotten.»[1] In four places I have corrected trivial errors of punctuation:

[1] This is Leon Edel's phrase in *Henry James: The Untried Years 1843—1870* (London: Rupert Hart-Davis, 1953), p. 116.

21, Carlyle Mansions,
Cheyne Walk, S.W.
July 1st, 1915

Dear Mr. Reuter,

Your inquiry, not to speak of your kindly recall of my very youthful reminiscence, much touches me, coming back from so far off; and I am only sorry not to be able to repay it in some more vivid or suggestive way. That note of the very dim recollection of our Finnish governess, in my early American childhood, is absolutely all I am possessed of: you will easily imagine, under pressure, what a very remote period of history that represents, and will understand how faint and vague the whole case has become to me. It refers to the very early 'fifties, when I was a very small child indeed — since we all left America, for a long stay in Europe, when I was in my twelfth year, and the Finnish lady obscurely looms out of a time considerably antecedent to that. I mean she hadn't been with us, couldn't have been, for some three years at least before our leaving New York. I have completely forgotten her name and everything else about her, save that her stay among us was not a long one, as she was not highly proficient in the French tongue, which she proved unable, I gather, to administer to us with (quite apart from the pun!) the French finish. Nothing could have been more natural than this, and I confess I wander dimly in the whole legend of her nationality, for it faintly comes to me that she knew Russian, and also did know a certain amount of French. Her appearance on the other hand I quite definitely remember, and that she was of enormous stature, or what seemed to us then such; really a very large, powerful, mild person indeed. I don't think she could possibly have had a father with her — her isolated and unfriended condition must have been one of the grounds of her appeal to us. Also I much doubt if she could have married in America at that faraway time. You see I allude to more than 65 years ago, and am now myself in my 73rd year. I haven't the least idea what became of the massive lady — we somehow *shed* everything so, everything of the antecedent kind, by our departure from New York, to which we were never to return.

> Unsatisfactory as I am, please believe that I *like* to have been reminded, however briefly, of a state of existence so remote from present horrors! One seeks momentary refuges, and I am in all friendly remembrance yours very truly
>
> Henry James.

That a Finnish lady should be referred to as Russian must have been a simple consequence of the Czar's suzerainty over what then was the Grand Duchy of Finland. As a vividly drawn member of the long cavalcade of governesses and tutors contributing to the Jameses' »vague processes . . . of picking up an education» and to that happy »direct promiscuity of insights»[1] that were to lead to such extraordinary results, the same lady had appeared in *A Small Boy and Others*. Again we are left in little doubt concerning her appearance and her ill success in what to her must have seemed the oddest of American households. Perhaps Reuter's inquiry, which is not available to me, had been suggested by this passage together with some other information:

> Of pure unimported strain, however, were Miss Sedgwick and Mrs. Wright (Lavinia D.), the next figures in the procession — the procession that was to wind up indeed with two foreign recruits, small brown snappy Mademoiselle Delavigne, who plied us with the French tongue at home and who had been introduced to us as the niece — or could it have been the grand-niece? — of the celebrated Casimir, and a large Russian lady in an extraordinarily short cape (I like to recall the fashion of short capes) of the same stuff as her dress, and Merovingian sidebraids that seemed to require the royal crown of Frédégonde or Brunéhaut to complete their effect. This final and aggravational representative of the compromising sex looms to my mind's eye, I should add, but as the creature of an hour, in spite of her having been domiciled with us; whereas I think of Mademoiselle Delavigne as flitting in and out on quick, fine, more

---

[1] *A Small Boy and Others* (London: Macmillan and Co., 1913), pp. 367 and 389.

> or less cloth-shod feet of exemplary neatness . . . The evanescence of the large Russian lady, whom I think of as rather *rank*, I can't express it otherwise, may have been owing to some question of the purity of her accent in French; it was one of her attributes and her grounds of appeal to us that she had come straight from Siberia, and it is distinct to me that the purity was challenged by a friend of the house, and without — pathetically enough! — provoking the only answer, the plea that the missing Atticism would have been wasted on young barbarians. The Siberian note, on our inmate's part, may perhaps have been the least of her incongruities; she was above all too big for a little job, towered over us doubtless too heroically; and her proportions hover but to lose themselves — with the successors to her function awaiting us a little longer.[1]

2. *Henry James and the Nobel Prize*

In January, 1911, Henry James was suggested as a candidate for the Nobel Prize by G. W. Prothero, Edmund Gosse and Arthur C. Benson; their three brief, identical letters characterized him »as a most distinguished writer of works of an idealistic character and as in every way suited to be the recipient of the Nobel Prize for Literature.»[2] The Prize was, however, given to Maurice Maeterlinck. An equally fruitless attempt was made five years later by Julio Reuter, whose proposal I shall quote in a reasonably literal translation from the original Swedish:

---

[1] *Ibid.*, pp. 19—22.

[2] There is an allusion to this attempt in *The Life and Letters of William Dean Howells*, ed. by Mildred Howells (New York, 1928), II, 294. Copies of these letters as well as of Reuter's proposal have been available to me by courtesy of Dr. Anders Österling and Dr. Märta Wessén of the Swedish Academy. I am also grateful to Professor Ole Reuter, who first directed my attention to Julio Reuter's recommendation of Henry James.

Fabriksgatan 21, Helsingfors, Finland,
January 27th, 1916

To the Nobel Committee of the Swedish Academy,
Stockholm.

Having been honoured with an invitation by the Nobel Committee of the Swedish Academy to suggest a candidate for the Nobel Prize in literature for 1916, I beg respectfully to remind the Committee of the great literary importance of Henry James. Born in New York on April 15th, 1843, and having been an American citizen until last year, when he was naturalized as a British subject, Henry James has resided in Europe during most of his life. The external circumstances of his career, the contrasts between the American and the European mind which Henry James has had an opportunity of observing and which he has thoroughly studied and presented with finesse as well as acuity, have given his writings a rare degree of universality, while yet the American undertone always shows through as a leading theme. The study of these contrasts has also doubtless contributed to the development and deepening of Henry James's psychological analysis in a way which places him, as an artistic psychologist, on the same level as that attained by his late brother, William James, in scientific psychology. The idealistic outlook which is a prerequisite for recipients of the Nobel Prize in literature also runs through Henry James's achievements in fiction, nature description and criticism.

Henry James is, of course, recognized as one of the great men of letters, and he can no doubt be regarded as one of the greatest literary geniuses ever brought forth by the United States.

Sincerely yours, J. N. Reuter.

Apart from the strangely ambiguous reference to *Henry James' verksamhet som diktare, naturskildrare och kritiker*, which even in its Swedish context might at first sight suggest an admiration of James's nature description as well as of his criticism and his psychological analyses of character, Reuter's statement is balanced and accurate as well as just. It would, of course, contain little that Reuter could not have paraphrased out of various critical studies or works of reference.

Even had it met with approval, Reuter's suggestion came too late. On December 2nd, 1915, Henry James had suffered his first stroke, and he survived but two months after Lord Bryce had brought him the insignia of the Order of Merit awarded to him in the New Year's Honours List of 1916. Judging by the Nobel awards in literature, moreover, the Swedish Academicians were following a policy that well reflected the neutrality of their country. There were no awards in 1914 and 1918; in 1915 the Prize went to Romain Rolland, whose French nationality was more than excused by his pacifistic Europeanism; the following year it was given to Verner von Heidenstam of Sweden, while the award of 1917 was shared by Karl Gjellerup and Henrik Pontoppidan of equally neutral Denmark. Obviously these choices could hardly call for retribution from either camp of belligerents; perhaps they were symptoms of a policy that might have debarred Henry James from receiving the Nobel Prize even if he had lived a few years longer.

In fact Julio Reuter (1863—1937) was one of the Scandinavians best qualified to appreciate and to represent English and American points-of-view. He came from a Finland-Swedish family famous for the scholarly attainments of several of its members. Having taken his Ph.D. in 1891, he studied abroad; Oxford and London were ever among his favourite academic centres, which he frequently visited during his years as Docent and, after 1906, as Professor Extraordinary of Sanskrit and Comparative Indo-European Philology at the Imperial Alexander University (in 1917 renamed the University of Helsinki—Helsingfors). Since 1897 he had been a Fellow of the Royal Asiatic Society; in 1901 he was honoured with a Glasgow LL.D.; during the struggle for Finnish independence in 1899—1905 he was active as editor of *Finland* and *The Finland Bulletin*, two successive journals whose explicit aim was to present Finnish views to the English-speaking world. When in February 1899 the Czar issued a manifesto revoking many of

the constitutional rights enjoyed by the citizens of the Grand Duchy of Finland, Reuter took an active part in collecting signatures of famous European scholars and statesmen for the petition known as *Pro Finlandia*. His scholarly achievements as well as his political activities had acquired him many friends and a vast circle of contacts in Britain and in America. When recommending Henry James for the Nobel Prize he had had ample opportunities of acquainting himself with current literary opinions on both sides of the Atlantic: in the spring of 1915 he had travelled in Britain and America on goodwill missions on behalf of Finnish independence.[1] Throughout his life he was to exercise his pen explaining things British and American to the Finns, and things Finnish to the Americans and to the British.[2] Hence it was natural — quite apart from the critical acumen we know he possessed — that he was much ahead of many of his Scandinavian colleagues in realizing the greatness of Henry James.

Nils Erik Enkvist

BESPRECHUNGEN

Evanildo Bechara, *Estudos sôbre os meios de expressão do pensamento concessivo em português*. Rio de Janeiro, 1954. 62 pages in-8ē.

Comme le précise le titre, l'auteur prend pour point de départ une catégorie de la pensée et non une catégorie grammaticale. Force lui fut de commencer par exposer sa manière d'entendre le rapport psychologique de »concession». L'idée

[1] His account of this tour is available in *Skrifter utgivna av Svenska Litteratursällskapet i Finland*, CCXLIX, 231—268 (Helsingfors, 1935).

[2] See for instance »Russia in Finland,» *The Nineteenth Century*, XLV, 699—715 (1899); »Finland and Russia: A Letter to the Editor,» *The Contemporary Review*, XCVII, 382—4 (1910); and »Finland's Independence and Its Recognition,» *ibid.*, CXV, 511—6 (1919).

concessive, lisons-nous dans les quelques remarques introductives, serait apparue au moment où le sujet parlant a senti le poids de l'argumentation contraire de l'interlocuteur contre-balancer son énoncé, et où la pratique quotidienne lui a appris d'escompter l'objection éventuelle. A distinguer donc deux aspects de »concessive»; hypothétique et oppositif. Il n'y a en réalité »concession» qu'en tant que le sujet parlant admet la possibilité d'une objection de la part de l'interlocuteur, en la niant. Or les catégories de la pensée ne sont pas secondées de catégories grammaticales étanches: on sait que la langue tend à faire chevaucher les plans temporel, causal, conditionnel, concessif. Ainsi, un croisement temporel-concessif a donné port. *ainda quando*, comme fr. *quand* (*bien même*) suivi du conditionnel. Un 2ème chapitre *Excurso histórico* passe en rapide revue les tours concessifs en latin (certains des exemples sont un peu tronqués), ainsi que les principales transformations romanes: pertes d'un côté, renouvellements de l'autre, de conjonctions et d'autres mots grammaticaux. Des problèmes importants ne sont qu'effleurés: y a-t-il eu, et dans quelle mesure, l'action d'une reprise de contact avec le latin littéraire, pour des innovations telles que fr. (*com*)*bien que*, *quoique* à partir du XV siècle, ou faut-il les attribuer »au développement intérieur du français», comme le veut M. W. v. Wartburg? Selon M. Bechara, les deux théories se complètent: »Si le latin ne fut pas la matrice de ces innovations, il en a servi de diapason.» Cela demanderait à être documenté. Enfin, les moyens d'exprimer le rapport concessif en portugais sont examinés principalement à la lumière de matériaux tirés d'auteurs des XVIe et XVIIe siècles. Les diverses conjonctions sont groupées selon le principe psychologique; concessif-causal (*ponhamos que*, *pôsto que* et *suposto que*), concessif-temporel (*ainda que*, *ainda quando*, etc.), *apesar de* et *embora* (< **in bona hora*) constituant deux chapitres à part. Autant d'expressions concessives qui, sans être dépourvues de parallèles, n'en attestent pas moins l'indépendance et la désinvolture relatives avec lesquelles les idiomes romans ont réparé les pertes subies dans le domaine de la syntaxe.

Ce court traité sur les moyens d'exprimer l'idée concessive en portugais ne manque ni d'observations justes ni de rapprochements heureux. Il sert éminemment à faire ressortir tout l'intérêt qu'il y a à étudier les éléments syntaxiques correspondant aux diverses catégories de pensée. Cependant, le tout

est resté à l'état d'une esquisse dont l'auteur lui-même excuse, dans la Préface, la brièveté. Surtout, il faut déplorer qu'il ait laissé de côté (quitte à y revenir plus tard, nous apprend-il) l'emploi des formes verbales, éléments en corrélation avec les conjonctions et par conséquent inséparables de celles-ci.

Veikko Väänänen

D. Maçãs, *Os animais na linguagem portuguêsa* (Publicações do Centro de Estudos Filológicos 2). Lisboa, Centro de Estudos Filológicos, 1951. 430 S.

Diese fleissige Arbeit, die auf eine Anregung von H. Meier zurückgeht, ist »das portugiesische philologisch-volkskundliche Tierbuch». Sein Wert besteht in der Sammlung und systematischen Ordnung eines umfangreichen, weit verstreuten Materials über die Rolle der Tiere in der port. Sprache, Literatur und Volkskunde. Die Verf. hat sich der grossen Mühe unterzogen, zu sammeln, was in wissenschaftlichen Werken und Zeitschriften, in den Wörterbüchern, in der Volksdichtung und in der schönen Literatur Portugals zu diesem Thema zu finden ist, und natürlich auch aus eigener Erfahrung beigesteuert. Angesichts des Umfangs und Reichtums des Materials ist es verständlich dass sie keine letzte Vollständigkeit angestrebt hat, sondern vielmehr bemüht war, nichts Charakteristisches unerwähnt zu lassen. Einordnung und Erläuterungen sind verständig und zeigen, dass Verf. sich mit den einschlägigen sprachlichen und volkskundlichen Problemen gründlich vertraut gemacht hat. Es ist zu begrüssen, dass Verf. Parallelen aus den anderen romanischen Sprachen, auch aus dem oft so stiefmütterlich behandelten Rumänischen, angibt, sowie aus dem Latein, dem Griechischen und dem Deutschen.

M. verzeichnet die port. Tiernamen nach ihrer etymologischen Herkunft, zeigt die port. Bildungen auf (mit einer Liste der Ableitungssuffixe, S. 21—29), die onomatopoetischen Formen (Verzeichnis der Tierrufe, wie sie die Portugiesen empfinden S. 38—42) und die neueren Entlehnungen. Dann behandelt sie die Tiernamen, die sich von deren körperlichen oder psychischen Eigenschaften ableiten, von Berufen, Ortsnamen, Landschaftsnamen und Eigennamen, sowie umgekehrt Eigennamen und Ortsnamen, die auf Tiernamen beruhen;

Namen von Tieren, die auf andere Tiere übergehen durch Begriffsverengung, Begriffserweiterung oder Verwechslungen; Metaphern, die auf Vergleich mit einem anderen Tier (*lobo-marinho, vaca-marinha*) oder (häufiger) auf der äusseren Gestalt des Tieres beruhen (*calmar* »lula»; *faca, navalha, canivete* »Solen marginatus Lin.»), Namen nach dem Alter, Bewegungen und Tätigkeiten, Wohnung und Nahrung, Namen religiöser Herkunft, Tabu-Namen. Es folgen Übertragungen von Tiernamen auf Gegenstände, Pflanzen, Krankheiten, Spiele, Personen, den Teufel, auf Abstracta, von Tiernamen abgeleitete Adjektive, Verben und Adverbien. Ein besonderes Kapitel ist der affektiven Sprache, dem *calão* und der *gíria* gewidmet: Tiere in der Kindersprache, in der Liebessprache (mit Beispielen aus dem Volkslied), als Schimpfwörter; Tiermetaphern für Menschen, Berufe, Waffen, Trunkenheit usw.; Übertragung von Bezeichnungen tierischer Körperteile auf solche des Menschen. Das folgende Kapitel behandelt die volkstümlichen Tiervergleiche (magro como um *cão*), die Redensarten (frases feitas), die das Volk jederzeit bereit hat (quem lançará o cascavel ao *gato?* oder já a *formiga* tem catarro), Sprichwörter und Rätsel. Rein volkskundlich ist der erste Abschnitt des letzten Kapitels, der die Tiere in der volkskundlichen Überlieferung darstellt: Reste von Tieropfern; Verwandlung von Menschen, Hexen, dem Teufel in Tiere; Beziehungen zwischen Frau und Schlange, die Schlange als Schatzhüterin (meist eine »moura encantada»); Tiere als Beschützer und Glücksbringer (auf südport. Kaminen ist oft ein Hahn aufgemalt), als Amulett; Rolle von Teilen oder Absonderungen der Tiere in der Volksmedizin; Schlüsse auf die Zukunft aus dem Verhalten der Tiere; Tiere im Zauberkult (magische Formeln der Beschwörung, Formeln des Abwehrzaubers); Tiere im Totenkult; Tiere im Christentum. Im letzten Abschnitt geht die Verf. ein auf den Symbolwert der Tiere in der modernen port. Lyrik und in der modernen port. Prosa. Von besonderem Interesse ist hier der Vergleich der Rolle der Katze bei Fialho de Almeida und bei Baudelaire. — Diese Übersicht, die keineswegs erschöpfend ist, zeigt immerhin den Reichtum und die Vielgestaltigkeit des Gebotenen. Ausser einer weitgehenden, nützlichen Bibliographie ist auch ein Wortregister beigegeben, das das Auffinden erleichtert, insbesondere dann, wenn das betreffende Wort an verschiedenen Stellen behandelt wird.

Zur Herkunft von *morsa* (S. 43) siehe jetzt V. Kiparsky,

L'histoire du morse, Helsinki 1952, und meine Besprechung hierzu im *Romanistischen Jahrbuch* V (1952) S. 392—395. Das Wort ist aus dem Lappischen über das Englische ins Französische und in die anderen roman. Sprachen gelangt. Port. *angará* »Angorakatze, -ziege usw.» kommt nicht aus dem Französischen (S. 62), sondern aus dem Türkischen, und zwar von dem Stadtnamen *Angorá*, heute *Ankará*. Der Schluss der Verf., nach den port. Entlehnungen aus dem Türkischen: *café*, *Mafamede* und *narguilé* wäre ein port. *angaré* zu erwarten, wen das Wort aus dem Türkischen stammen würde, (»se viesse do turco, seria porventura *angaré*»), ist nicht richtig. Im Türkischen heisst es *kahvé* (aus dem Arab.) und *nargilé* (aus dem Pers.), aber *Ankará*. Port. *Mafamede* stammt übrigens aus dem Arabischen (wie türk. *Muhammet*), gehört also überhaupt nicht in die Reihe der drei zum Vergleich herangezogenen Wörter. *Samoiedo* (S. 63) kommt wohl aus dem Lappischen (Vasmer, *RuEW* II, 574). *Turina* »raça vacum» (S. 64) kann natürlich nicht von *Tübingen* kommen, eher würde man an *Thüringen* denken, nach Figueiredo handelt es aber um eine »raça holandeza». Deutsch *Viper* ist feminin, also *die*, nicht *der Viper* (S. 96). Verf. hat durchaus recht, wenn sie in *pés-de-galinha* »rugas do rosto» *pés* als »Füsse» gelten lässt und die Meinung von A. Tomas Pires, RL IX, 390 ablehnt, der *pés-de-galinha* als verderbt aus *peles de galinha* ansieht. Ihre Anschauung und ihre Begründung: »Mas as rugas dos cantos dos olhos que se designam por *pés-de-galinha*, lembram realmente 'pés de galinha'» (S. 148) finden auch eine Bestätigung durch das deutsche *Krähenfüsse*, das sie nicht kennt. *Pés-de-galinha* ist auch semantisch durchaus geschieden von *pele-de-galinha*, entsprechend *pele-de-ganso*, deutsch *Gänsehaut*. Über Dachbalken, die in der Form eines Tierkopfes enden (S. 150) siehe jetzt für Samedan und Tschiervi-Aintasom in Graubünden die Angaben in W. Giese, *Über die Bewahrung volkstümlicher Eigenart in den rätoromanischen Tälern Graubündens*, Basel 1953, S. 8 mit Anm. 3 (Verbreitung: Niedersachsen, Friesland, Russland); ebd. S. 12 Angaben über Tierstirnen über Ställen in der romanischen Schweiz. Hat in *erva-coelheira* (S. 156) tatsächlich *coelho* die gewöhnliche Form *erva-coalheira* (Kraut, das die Milch gerinnen lässt, *coalhar* »gerinnen») beeinflusst? Ich möchte hier eher an eine Differenzierung des *a* von *coa-* unter dem Einfluss des *-a* von *erva* denken, also an Dissimilierung der beiden *a* in *-a coa-*. S. 162 ff.: bei den Beispielen für den Gebrauch von Tierbezeichnungen für

Personen, die aus Dichtwerken genommen sind, erfahren wir nicht, wieweit es sich um Ausdrücke der Gemeinsprache handelt und wieweit ein künstlerisches Stilement des Autors vorliegt. Zu S. 300: Die Teufel verwandeln sich auch in Raben, siehe *Crónica da Ordem dos Frades Menores*, hg.v. J. J. Nunes, I, Coimbra 1918, S. 158: *Como os diaboos em fegura de corvos defendiam hũua casa . . .* Über Tieramulette (S. 306) siehe noch H. Urtel, *Beiträge zur portugiesischen Volkskunde*, Hamburg 1928, S. 24 (mit Abb.). — Druckfehler: S. 62 *naguilé* statt *narguilé*, S. 95 *remânicas* statt *românicas;* andere sind im Druckfehlerverzeichnis berichtigt, so S. 24 *Haushuhes*, das nach diesem Verzeichnis *Haushuns* zu lesen wäre; es muss heissen *Haushuhns.*

Wilhelm Giese

Hamburg

EINGESANDTE LITERATUR

Pabst, Walter, *Venus und die missverstandene Dido. Literarische Ursprünge des Sibyllen- und des Venusberges* (Hamburger Romanistische Studien, Reihe A, Band 40). Cram, De Gruyter & Co. 1955. 155 S.

Panelius, Olav, *Hugo Pipping* (Skrifter utgivna av Svenska Litteratursällskapet i Finland, Nr. 353). Helsingfors, 1955. 246 S.

Panorami Bibliografici Italiani, II. Filologia, Letteratura, Linguistica (a cura di Filippo Trovato). 5—103 p. Firenze, Libraria commissionaria Sansoni, 1955.

Pätsch, Gertrud, *Grundfragen der Sprachtheorie*, Halle (Saale), VEB Niemeyer, 1955. 181 S. DM 6,15.

Pauwels, J. L., *De Nederlandse Dialectstudie in 1953.* Overgedrukt uit de Handelingen van de Koninklijke Commissie voor Toponymie en Dialectologie, XXXVII (Leuven, 1954), S. 61—109.

Poesie Siciliane dei secoli XIV e XV, a cura di G. Cusimano. Vol. I—II. (Collezione di testi Siciliani dei secoli XIV e XV, diretta da E. Li Gotti, No. 1—2.) Palermo, Centro di Studi Filologici e Linguistici Siciliani, 1951 e 1952. Pp. 175 e 237.

Pokorny, Jaroslav, *Shakespeare in Czechoslovakia.* Prague, Orbis, 1955. Pp. 67.

Pollak, Wolfgang, *Germanisch-romanische Sprachbeziehungen auf dem Gebiete des Staates, des Rechtes und der Politik.* (Mutter-

sprache, Schriftenreihe des Vereines »Muttersprache» Wien, Heft 3, im Selbstverlag des Vereines.) 32 S.

—»— *Deutsche Sprache im Spiegel der Französischen.* Hrsg. von der Wiener Sprachgesellschaft. 16 S.

Poznańskie Towarzystwo Przyjaciół Nauk, Wydział Filologiczno-Filozoficzny Prace Komisji Filologicznej. Tom XV, 1 (1956): Stanisław Bak, *Gwary Ludowe na Dolnym Slasku.* — Tom XVII, 1 (1956): Jan Berger, *Literatura Niemiecka w Przekładach Marii Konopnickiej.* — Tom XVII, 2 (1956): Mikołai Rudnicki, *Jezykoznawstwo Polskie w Dobie Oświecenia.* Poznań, Państwowe Wydawnictwo Naukowe,

Price, Cecil, *Cold Caleb: the Scandalous Life of Ford Grey, First Earl of Tankerville 1655—1701.* With 18 illustrations. London, Andrew Melrose, 1956. Pp. 272. 18s. net.

Price, Mary Bell, and Lawrence M., *The Publication of English Humaniora in Germany in the Eighteenth Century.* University of California Publications in Modern Philology, Vol. 44. (1955). Pp. xxxiii—216.

Proceedings of the Leeds Philosophical and Literary Society, Literary & Historical Section, vol. VII, Part III. Leeds, March 1955.

Quatrième congrès international de sciences onomastiques, Uppsala 1952, éd. par J. Sahlgren, B. Hasselrot et L. Hellberg, vol. I: Programme, 2e éd., 1954. Uppsala, AB Lundequistska Bokhandeln; København. Rosenkilde et Bagger. 554 pages.

Rees, G. O., *L'implicitation du verbe dans les propositions comparatives* (Le Français Moderne, 22, 1954, p. 287—95).

Regole, costituzioni — confessionali e rituali, a cura di F. Brancifort (Collezione di testi Siciliani dei secoli XIV e XV, diretta da E. Li Gotti, No. 3). Palermo, Centro di Studi Filologicie Linguistici Siciliani, 1953. Pp. xxv—293.

Remy, Paul *Ancien français »rimee»* (*Blancandin, vers 2762*) (Extrait de la Romania, LXVI, 1955, fasc. 3, p. 374—383).

—»— *Les »cours d'amour», légende et réalité* (Revue de l'Université de Bruxelles, janv.-avr. 1955, 2—3, p. 1—19).

—»— *Le nom de la reine dans Jaufré* (Extrait du Recueil de Travaux offert à M. Clovis Brunel, Paris, 1955, p. 412—19).

Ringbom, Nils-Eric, *Über die Deutbarkeit der Tonkust* (Acta Academiae Aboensis, Humaniora XXII, 1). Åbo Akademi, 1955. 263 S. Sur l'explicabilité de la musique, résumé français, p. 239. On the Explicability of Music, English Summary, p. 243. Om tonkonstens tydbarhet, svensk resumé, s. 247.

Rivista di Letterature Moderne e Comparate, diretta da Carlo Pellegrini e Vittorio Santoli, professori nell' Università di Firenze. Luglio — Dicembre 1955. Valmartina editore in Firenze.

The Romance of Horn by Thomas, edited by Mildred K. Pope, Vol. I: Text, Critical Introduction and Notes. Oxford, Published for the Anglo-Norman Text Society by Basil Blackwell, 1955. lxiii—205 pages. $ 3.

Roques, Mario, *Le Graal de Chrétien et la demoiselle au Graal* (Société de publications romanes et françaises, L). 27 pages et 4 planches. Ces deux articles ont paru aussi dans la *Romania*, 1954.

Rose, William, *Heinrich Heine: Two Studies of his Thought and Feeling*. Oxford, Clarendon Press, 1956. Pp. xii—163. 18s. net.

Rowen, Herbert H. (ed.), *Pomponne's »Relation de mon ambassade en Hollande» 1669—1671*. Werken uitgegeven door het Historisch Genootschap, vierde serie, No. 2. Kemink en Zoon N.V. over de Dom te Utrecht, 1955. Pp. 178.

Santoli, Vittorio, *Storia della Letteratura Tedesca*. Edizioni Radio Italiana. 351 pag. Rel. toile.

Sartre, Jean-Paul, *Les jeux sont faits*. Édition destinée aux écoles suédoises, présentée par Clara Westman Ostrogorsky et E.-P. Davoust. Stockholm, Bonniers, 1955. 168 pages.

Schaar, Claes, *The Golden Mirror: Studies in Chaucer's Descriptive Technique and Its Literary Background* (Acta Reg. Societatis Humaniorum Litterarum Lundensis, LIV). Lund, C. W. K. Gleerup, 1955. Pp. viii—526. 50 Sw. Cr.

Schläpfer, Robert, *Die Mundart des Kantons Baselland. Versuch einer Deutung der Sprachlandschaft der Nordwestschweiz*. XXVIII—250 S. Frauenfeld, Huber & Co. 1956. Geh. sFr. 11.45; DM 11.

Schlaug, Wilhelm, *Studien zu den altsächsischen Personennamen des 11. und 12. Jahrhunderts* (Lunder germanistische Forschungen, hrsg. von E. Rooth, 30). (Diss. 1955). Schw. Kr. 20.

Schroeder, Lisa, *Valerys »Jeune Parque»* (Hamburger Romanistische Studien, Reihe A. Band 39). Hamburg, Cram, de Gruyter & Co. 249 S. DM 47.

Schulz-Sundermeyer-Thies *Deutsche Sprachlehre für Ausländer*, 11. Auflage. XIII—272 S. DM 7.20. München, Max Hueber.

Schweizer anglistische Arbeiten — Swiss Studies in English, 36. Band: Ursula Urner, *Alexander Pope und die klassisch-lateinishe Literatur*. Bern, Francke, 1954. 166 S. S. Fr. 12.—

Segre, Cesare, *Il »Boeci», i poemetti agiografici e le origini*

della forma epica (Estratto dagli Atti della Accademia delle Scienze de Torino, vol. 89, 1954—55). 55 p.

Sisam, Kenneth, *Canterbury, Lichfield, and the Vespasian Psaltar* (Review of English Studies, New Series, VII, 1956, 1—10).

Södergård, Östen, *Le plus ancien traité grammatical français* (Reprinted from Studia Neophilologica, Vol. XXVII, No. 2 (1955), p. 192—94).

Sonet, Jean, *Répertoire d'incipit de prières en ancien français* (Société de publications romanes et françaises sous la direction de Mario Roques, LIV). XVI—410 pages. Genève, Droz, 1956.

Soreil, Arsène, *Introduction à l'histoire de l'esthétique française* (Acad. Royale de Langue et de Littérature Françaises de Belgique. Nouv. éd. revue). Bruxelles, 1955. 152 pages.

Spaziani, Marcello, *Le canzoni di Carasaus, troviero del sec. XIII* (Cultura neolatina. Estratto dal fasc. 2—3, anno XIII, 1953, p. 121—34).

—»— *Le canzoni di Jehan de Grieviler, troviero del sec. XIII* (Cultura neolatina, Bollettino dell' Istituto di Filolgia Romanza della Università di Roma. Estratto dal fasc. 2—3, anno XIV, 1954, p. 135—53). Soc. Tipogr. Modenese.

Spitzer, Leo, *The Folkloristic Pre-Stage of the Spanish Romance »Conde Arnaldos«* (Hispanic Review, XXIII, 1955. Pp. 173—187.

Sposizione del Vangelo della passione secondo Matteo, a cura di P. Palumbo. Vol. I. (Collezione di testi Siciliani dei secoli XIV e XV, diretta da E. Li Gotti, No. 4.) Palermo, Centro di Studi Filologici e Linguistici Siciliani, 1954. Pp. xxxvi—165.

Stéfanini, J., *La tradition grammaticale française et les temps surcomposés* (Extrait des Annales de la Faculté des Lettres d'Aix, XXVIII, 1954, p. 67—108).

Steffen, Victor, *Quaestiones Lyricae*, Fasc. 1 (Poznanskie Towarzystwo Przyjacioł Nauk, Wydzial Filologiczno-Filozoficzny, Prace Komisji Filologicznej, XVI 3). Poznań, 1955. Pp. 52. Zl. 6.50.

Sten, H., *Manuel de phonétique française*. København, Ejnar Munksgaard, 1956. Pp. 131. 19.75 cour.dan.

Storost, Joachim, *Zur Aristoteles-Sage im Mittelalter. Geistesgeschichtliche, folkloristische und literarische Grundlagen zu ihrer Erforschung.* [Aus: »Monumentum Bambergense«, Festgabe für Benedikt Kraft, München 1955, S. 299—348.]

Straka, Georges, *Poème contre une mission prêchée à Saint-Étienne (Loire) en 1821.* Edition d'un texte en dialecte stéphanois avec traduction, commentaires philologique et linguistique et un

glossaire (Publications de la Faculté des Lettres de l'Université de Strasbourg, fasc. 127). Soc. d'éditions Les Belles Lettres (Paris, 1954). IV—182 pages.

Studier fra Sprog- og Oldtidsforskning udgivne af det Filologisk-Samfund Nr. 227: Mogens Weitemeyer, *Babylonske og Assyriske Arkiver og Biblioteker.* København, 1955. — Nr. 228: Allan Karker, *Anders Sørensen Vedel og den danske krønike.* 1955. — Nr. 229: J. O. Kock, *Prosper Mérimée og det romantiske Andalusien.* — Kèbenhavn, Branner og Korchs Forlag, 1955.

Studii si Cercetări Lingvistice, VI, 1955, fascicule 3—4 (Academia Republicii Populare Romine, Institutul de Lingvistica din Bucuresti). Bucuresti, Editura Academiei Republicii Populare Romîne, 1955.

Theis, Raimund, *Untersuchungen über »Poesie« und »Kunst« bei André Gide* (Kölner romanistische Arbeiten Neue Folge, Heft 4). Köln, 1954. 175 S.

Tilander, Gunnar, *Français »escalipe, escalope, escapole, escalopé«*. Reprinted from Studia Neophilologica, Vol. XXVII, No. I, 1955, pp. 26—30.

—»— *»Maint«, origine et histoire d'un mot.* Filologiskt Arkiv 1. Kungl. Vitterhets Historie och Antikvitetsakademien, Stockholm, 1955. 65 p.

—»— *»Vargens fiske«, efter Branche III av le Roman de Renard.* Särtryck ur Festskrift tillägnad Elias Wessén, s. 231—35. Lund, 1954.

Tobler- Lommatzsch, *Altfranzösisches Wörterbuch*, 33. Lieferung (2. Lieferung des 4. Bandes) *garnir-glorefiier* (Sp. 189—380). — Comme on sait, les dix-huit livraisons formant les tomes I et II du *Wörterbuch* ont été détruites au cours des opérations militaires. Acquiesçant aux nombreuses sollicitations qui lui ont été adressées, la maison d'édition Franz Steiner à Wiesbaden a décidé de remplir la lacune en ayant recours à un procédé photo-mécanique. Les livraisons 1 et 2 ont déjà paru, les autres (3—18) suivront à espaces réguliers. On espère que ce travail sera terminé dans le cours l'automne. Le prix sera de RM 12 par fascicule; pour le fascicule 18, qui a 12 feuillets et demi, de DM 20.

Tschirch, Fritz, *Weltbild, Denkform und Sprachgestalt; Grundauffassungen und Fragestellungen in der heutigen Sprachwissenschaft* (Erkenntnis und Glaube, Heft 13). Schriften der Evangelischen Forschungsakademie Ilsenburg. Verlag Berlin, Verlag Herbert Renner, 1954. 104 S. DM 6.80.

Ulrich, Leo, *Rómulo Gallegos; estudio sobre el arte de novelar.* Mexico, Ediciones Humanismo, 1954. 189 pages.

Väänänen, Veikko, *Pompeji ja romaanisten kielten tutkimus* (Eripainos Suomalaisen Tiedeakatemian Esitelmistä ja Pöytäkirjoista, 1952, S. 203—210).

Valimik Emakeele Seltsi korrespondentide murdetekste, I (Eesti NSV Teaduste Akadeemia, Emakeele Selts). Tallinn, Eesti Riiklik Kirjastus, 1956. Pp. 104.

Vallinkoski, J., *Italia Suomen kirjallisuudessa. L'Italia nella letteratura Finlandese 1640—1953* (Helsingin Yliopiston Kirjaston julkaisuja — Publications of the University Library at Helsinki, 25). 340 p.

Van Loey, A., *Middelnederlandse Spraakkunst,* I. *Vormleer.* 2. Uitgave. Verlag De Sikkel, Antwerpen. B. Fr. 95.

*La Vie de sainte Audree, poème Anglo-Normand du XIII*e *siècle,* publié par Östen Södergård (Acta Universitatis Upsaliensis 1955: 11). Uppsala, A.-B. Lundequistska Bokhandeln; Wiesbaden, O. Harrassowitz. 202 p. et 1 planche. Prix: 20 cour. suéd.

La Vie de sainte Geneviève de Paris; poème religieux publié par Lennart Bohm Uppsala, Almqvist & Wiksell, 1955.

Vocabolario dei dialetti della Svizzera italiana. Redazione Silvio Sganzini. Fascicolo 2: (p. 40—88) *Agnesa — Alora.* Lugano, Viale Carlo Cattaneo, 1954.

Wahrig, Gerhard, *English-German Dictionary.* Leipzig, VEB Bibliographisches Institut, 1955. Pp. xii—784. DM 10.80.

von Wartburg, Walther, *Französisches Etymologisches Wörterbuch,* Band VII, Lieferung Nr. 49 (*oculus — pannus*), 1954; Lieferung Nr. 50 (*pannus — pastura*), Lieferung Nr. 51, Bd. VIII (*Patavia — pelagos*), S. 1—160. Basel, R. G. Zbinden & Co; Paris, Klincksieck & Cie, 1955.

Waser-Holzgang, Doris. *Beitrag zur Syntax der Präpositionen »par» und »pour» im modernen Französisch* (Romanica Helvetica, Vol. 49). Bern, A. Francke, 1954. XI—92 Seiten S. Fr. 8.

Woledge, Brian, *Bibliographie des romans et nouvelles en prose française antérieurs à 1500* (Société de publications romanes et françaises sous la direction de M. Roques, XLII). 181 pages. Genève, Droz; Lille, Giard, 1954.

—»— *The Plural of the Indefinite Article in Old French* (Reprinted from The Modern Language Review, LI, 1956, 17—32).

Wolff, Hans M., *Goethes Novelle »Die Wahlverwandtschaften», ein Rekonstruktionsversuch* (University of California Publications

in Modern Philology, vol. 43). Berkeley and Los Angeles, 1955. 86 Pag. Price: $1.00.

The Year's Work in Modern Language Studies by a Number of Scholars. Edited for The Modern Humanities Research Association by S. C. Aston. Vol. XV (1953). Cambridge, at the University Press, 1955. Pp. viii—492. 50s. net.

MITTEILUNGEN

Geheimer Regierungsrat Ferdinand Holthausen, emerierter ordentlicher Professor für Anglistik an der Universität Kiel, ist am 19. September 1956 im Alter von 96 Jahren gestorben. Er war ein hervorragender Forscher auf dem Gebiete der germanischen Sprachen. Von seinen bedeutendsten Werken sei das altenglische etymologische Wörterbuch erwähnt. Er ist auch Mitarbeiter der Neuphilologischen Mitteilungen gewesen.

Dr. phil. Erik Erämetsä ist am 5. November 1956 zum Dozenten der germanischen Philologie an der Universität Helsinki ernannt worden.

Le 8 décembre 1956, à l'Université de Helsinki, M. Aimo Sakari a soutenu sa thèse intitulée *Poésies du troubadour Guillem de Saint-Didier*, publiées avec introduction, traduction, notes et glossaire (Mémoires de la Société Néophilologique de Helsinki, XIX). Rapporteur officiel: M. Veikko Väänänen, professeur de philologie romane.

Einheimische Veröffentlichungen. — Mémoires de la Société Néophilologique de Helsinki, tome XVII (1955, 311 pages): Marjatta Wis, Ricerche sopra gli italianismi nella lingua tedesca dalla metà del secolo XIV alla fine del secolo XVI; — tome XVIII (1956, 334 pages): 1. Erkki Penttilä, The Old English Verbs of Vision: a Semantic Study; 2. Eero Alanne, Das Fortleben einiger mhd. Bezeichnungen für die Weinlese und Weinbehandlung am Oberrhein; Erik v. Kraemer, Dos versiones castellanas de la Disputa del alma y el cuerpo del siglo XIV: edicion y estudio; — tome XIX (1956, 206 pages): Aimo Sakari, Poésies du troubadour Guillem de Saint-Didier, publiées avec introduction, traduction, notes et glossaire.

Einheimische Beiträge zu ausländischen Publikationen. — Emil Öhmann, Fremdgeographische Streifzüge (Festschrift für Adolf Bach, Rheinische Vierteljahrs-

blätter, 1955, 163—9); — Id., Über die mittelhochdeutsche Lehnprägung nach italienischem Vorbild (Festgabe für Theodor Frings, Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Fragen und Forschungen im Bereich der germanischen Philologie, S. 114—25); — Id., Hochsprache und Mundarten im Mittelhochdeutschen (Der Deutschunterricht, 1956, 24—35); — Id., Bemerkungen zu russischen Fremd- und Lehnwörtern (Festschrift Max Vasmer, 1956, S. 360—3). — Veikko Väänänen, La préposition latine *de* et le génitif: une mise au point (Revue de Linguistique Romane, XX, 1956, 1—20).

Ausländische Besprechungen einheimischer Publikationen. — Erik v. Kraemer, De la bonne enpereris qui garda loiaument sen mariage, miracle mis en vers par Gautier de Coinci (Annales Academiæ Scientiarum Fennicæ, B 82,2), compte rendu par Y. Lefèvre dans Le Moyen Age, LXII, 1956, 374—5. — Tauno F. Mustanoja, Les Neuf Joies Nostre Dame, a Poem Attributed to Rutebeuf (Annales Academiæ Scientiarum Fenniæ, B 73, 4), compte rendu par Y. Lefèvre dans Le Moyen Age, LXII, 1956, 372—3, par W. Suchier dans Zeitschrift für romanische Philologie, LXXII, 1956, 309, et par J. Frappier dans Romance Philology, X, 1956, 66—70. — Holger Petersen Dyggve, Gace Brulé, trouvère champenois (Mémoires de la Société Néophilologique de Helsinki, XVI), compte rendu par Y. Lefèvre dans Le Moyen Age, LXII, 1956, 365—6.